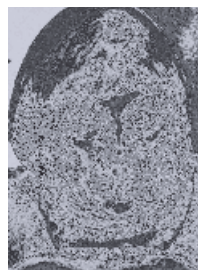




zur debatte

3/2010

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



5

Über den berühmten Papst Pius II. und seine Kontakte zu Bayern berichtet Prof. Dr. Claudia Märkl

10

Dr. Ulrike Frick führt in den Film „Böse Zellen“ von Barbara Albert ein



13

Prof. Dr. Walther L. Bernecker rückt einige Mythen des europäischen Spanienbildes gerade

29

Walter Haubrich zeigt die Kraftfelder der spanischen Außenpolitik auf: Europa, Iberoamerika und Nordafrika

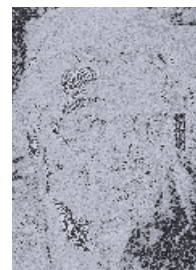


39

Albert von Schirnding stellt den Autor Thomas Hürlimann vor

40

Freiheit gibt es nicht umsonst, mahnt der Bürgerrechtler Joachim Gauck



45

Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben: Prof. Dr. Thomas Marschler gibt theologische Impulse

48

Das Mittelalter war eine Epoche modernen Denkens und der Wissbegier, belegt Prof. Dr. Johannes Fried



Bayern und Italien

Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen



„Kronprinz Ludwig von Bayern in der spanischen Schenke in Rom“. Dieses Bild von Franz Ludwig Catel, das heute

Foto: Bayer & Mitko-Artothek

in der Neuen Pinakothek hängt, zeigt rechts (mit erhobenem Weinglas) den wohl bekanntesten Bayern in Rom.

Rund 2000 Jahre, von der Antike bis heute, gab und gibt es intensive Verbindungen zwischen Bayern und Italien. Die Historische Woche der Katholischen Akademie befasste sich vom 17. bis zum 20. Februar 2010 unter dem Titel „Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen“ mit einer Fülle von Einzelaspekten

dieser spannenden Beziehung. Die Akademie griff damit das Thema der diesjährigen Landesausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte auf. Aus der Fülle der Beiträge wählen wir zwei Vorträge aus, die in der für den Druck überarbeiteten Fassung dokumentiert werden.

„Bayerische Römer“. Politisch, religiös und kulturell motivierte Annäherungen an die Ewige Stadt in der Neuzeit

Alexander Koller

Allgemeine Vorbemerkungen

Rom als Zentrum der katholischen Christenheit mit dem Sitz des Papstes als Nachfolger des Apostels Petrus, aber auch Rom als die Hauptstadt des antiken römischen Weltreichs mit ihrem reichen kulturgeschichtlichen Erbe war in der Neuzeit eines der bedeutendsten Ziele in Europa für Personen, die politische, religiös-spirituelle oder künstlerische Impulse aufnehmen wollten. Auch zahlreiche Bayern fanden in der Neuzeit den Weg über die Alpen zu einem mehr oder weniger längeren Aufenthalt in der Metropole am Tiber. Einige ausgewählte Beispiele sollen im Folgenden illustrieren, welche Erfahrungen und Eindrücke bayerische Persönlichkeiten in den Bereichen Politik, Kirche, Kunst und Wissenschaft aus der Zeit zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert gewinnen konnten.

I. Politik und Diplomatie: I.1 Einleitende Bemerkungen

Rom war in den Augen von Diplomaten und Staatsmännern der Neuzeit *il teatro del mondo*, die Bühne, auf der große Weltpolitik betrieben wird. Daneben finden sich weitere wichtige Begriffe für diesen Ort: die *officina* oder das *laboratorio*, also Rom als Werkstatt, wo sich bedeutsame Prozesse und Entscheidungen von internationaler Bedeutung vollziehen und diese auch hautnah mitverfolgt werden können. Zudem kamen wichtige politische Informationen von anderen Orten über die verschiedensten



Dr. Alexander Koller, Stellvertretender Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom

Kanäle dorthin. Die Ewige Stadt war in der Tat ein prominenter Knotenpunkt für den Nachrichtenaustausch, nicht allein wegen der vielen dort tätigen auswärtigen Gesandten. Auch das diplomatische System des Papsttums, das Nuntiaturwesen, und die Orden mit ihren weitverzweigten Netzwerken lieferten beständig Meldungen in großer Dichte und von hohem Wert, die dann wieder

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

„Die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“ – um diesen Teil des Credo ging es bei der siebten Veranstaltung unserer Reihe „Zu Mutung Glaube“, die ja über eineinhalb Jahre hinweg überraschend viele, hochinteressierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer gefunden hatte. In den derzeit kirchlich so belastenden Wochen könnte das Thema der „heiligen“ Kirche allerdings fast schon als anstößig empfunden werden, als Verdrängung und Ausflucht. Und doch, richtig verstanden, bleibt es gültig. Möge es uns gelingen, beiden Seiten der kirchlichen Wirklichkeit, der zutiefst sündigen, aber auch der von Christus getragenen, offen und gläubig zu begegnen.

Vielleicht passt ja auch das Aufmacherkapitel zur gegenwärtigen Situation. Wie es das Schicksal so will, hatten wir schon lange für diese Osterausgabe die Dokumentation der Kooperationstagung 2009 in Irsee vorgesehen. Die hatte sich mit der Gestalt des Verräters Judas beschäftigt. Dass im engsten Jüngerkreis der Verräter dabei war, von Jesus selbst berufen und mit dessen letztem Satz an ihn als „Freund“ angesprochen, ist „eine der ganz alten und grüßlichen Fragen der Christenheit“, meinte Dietrich Bonhoeffer. Bei einer Predigt am 14. März 1937 schloss er dann mit den Sätzen: „Wer ist Judas, wer ist der Verräter? Sollten wir angesichts dieser Frage etwas anderes tun können, als mit den Jüngern sprechen: „Herr, bin ich's, bin ich's?“

Ganz andere Höllenfahrten zu allen Abgründen der menschlichen Seele bietet der europäische Mythos von den Irrfahrten des Odysseus. Die Kirchenväter konnten darin sogar das Christusgeschehen vorgezeichnet finden. Nicht nur deshalb war die gemeinsame Veranstaltung mit der Theaterakademie ein großer Gang durch die europäische Kulturgeschichte.

Von keiner mythischen Höllenfahrt, sondern einer brutal realen berichtete Max Mannheimer in der Jungen Akademie. Die Namen dieser Hölle bleiben Menetekel: Teresienstadt, Auschwitz, Dachau.

Ganz wondrous hin scheint das zunächst der Abend über „Neuro-Enhancement“ zu führen. „Leistungsfähiger durch Pillen?“ war die höchst aktuelle Frage. Vom Duktus des Heftes her gesehen, steht dahinter aber wohl die grundsätzliche Frage, was es jenseits leistungsfördernder Pillen braucht, um das Leben mit seinen Abgründen zu bestehen.

Schließlich, „Backstage“ ist der Titel einer Photoausstellung, die bei uns zu sehen war. Was „backstage“ sich tut, hinter unterhalb jener Bühne, auf der das große Welttheater sich abspielt, wurde ins Bild eingefangen. Und das ist eben nicht der Glamour, das große Selbstbewusstsein, sondern jene vielen kleinen Geschichten von Verrat, aber auch von Treue.

Deshalb nach den vielen Karfreitagsgeanken Ihnen allen ein gesegnetes Osterfest und eine erfüllende Osterzeit,

Ihr



Dr. Florian Schuller

über die sog. *avvisi*, eine frühe Form der Zeitung, in ganz Europa verbreitet wurden. Die zuvor genannten Begriffe (*officina* und *laboratorio*) spielen natürlich auch auf Rom als den Ort an, wo Erfahrungen auf dem Gebiet der Diplomatie und des Zeremoniells in idealer Weise erworben und verfeinert werden konnten.

Dem geistlichen Rom entsprach ein zwar nicht gleichwertiges, aber doch nicht zu unterschätzendes weltliches Pendant, die römische Aristokratie. Hier sind v. a. zwei Gruppen zu unterscheiden. Neben der alteingesessenen römischen Nobilität (Colonna, Orsini) vermochte sich eine Anzahl von Familien im Lauf des 16. Jahrhunderts in Rom zu etablieren. Ihre Stellung konnten sie in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens nach und nach festigen (Finanzsektor, Verwaltung, Justiz, Militär). Einige dieser Aufsteigerfamilien gelangten bis an die Spitze der kirchlichen Hierarchie und des Kirchenstaats (Borghese, Barberini, Chigi, Ludovisi, Pamphili).

Der römische Hof konnte gerade wegen seiner kulturellen und zeremoniellen Eigenheiten seinen Rang als europäische Metropole in der Neuzeit behaupten, obwohl die politische Bedeutung Roms ab dem 17. Jahrhundert nach und nach in Frage gestellt wurde. Die großen kirchlichen Feiern des liturgischen Kalenders wie Weihnachten, die Kar- und Ostertage veranlassten Pilger und Reisende, an den Riten der päpstlichen Kapelle teilzunehmen. Hinzu kamen romspezifische Feiern und Anlässe wie etwa das Heilige Jahr, Kanonisierungen, vor allem die Zeremonien während der Vakanz des Hl. Stuhles (Beisetzung des verstorbenen Papstes, Vorbereitung und Durchführung des Konklave, Krönung des neugewählten Pontifex Maximus). Auch der weltliche Kalender bot Anreize. So wurde Rom auch zur Zeit des Karnevals aufgesucht; er war beinahe ebenso berühmt wie der venezianische. Das Potenzial, das Rom auf diesem Feld bot, nützten natürlich auch Bayern.

I.2 Zwei Besucher

1628 kam Christoph Camerloher, der Sohn des bayerischen Hofzahlmeisters, nach Rom, um sich in der italienischen Sprache zu perfektionieren, wie Herzog Maximilian von Bayern in dem Empfehlungsschreiben an seinen römischen Gesandten Crivelli mitteilte (ein weiterer Sohn Camerlohers studierte etwa zur selben Zeit am *Collegium Germanicum*). Im selben Jahr kam Johann Ludwig Gaillkirchner an den Tiber, um die Eigentümlichkeiten des römischen Hofes zu studieren. Ein Jahr später, 1629, entsandte ebenfalls Herzog Maximilian den promovierten Theologen und Priester Caspar Heyfelder nach Rom, um Aufbau und Struktur der päpstlichen Kurie kennenzulernen. Er übernahm später das Amt des italienischen Sekretärs des Kurfürsten am Münchner Hof.

Im Jahr 1700 befand sich ein Neffe des bayerischen Geh. Rats, Baron Marx Christoph Mayr, in Rom. Der junge Bayer hatte dadurch Gelegenheit, an den Höhepunkten des römischen Zeremoniells teilzunehmen. Zunächst einmal hatte er wohl an der Eröffnung des Hl. Jahrs an der Weihnachtsvigil 1699 teilgenommen. Die Hl. Pforte in der Petersbasilika war in diesem Jahr wegen des krankheitsbedingten Ausfalls von Papst und Dekan des Hl. Kollegs vom Kardinal-Prodekan in der üblichen feierlichen Zeremonie geöffnet worden. Doch damit nicht genug. 1700 kam es zu einer Vakanz des apostolischen Stuhls. Es war dies das erste Mal in der Geschichte, dass Hl. Jahr und Papstwechsel zusammenfielen. Und diese Koinzidenz sollte sich auch bis zum

heutigen Tag nicht mehr wiederholen. Als Papst Innozenz XII. Pignatelli im September 1700 starb, schrieb der genannte Baron Mayr an den bayerischen Gesandten Scarlatti, er solle seinen Neffen weiterhin in Rom halten *fin ad un altro governo* (also bis zu einer neuen päpstlichen Regierung) *per ritrovarsi presente alla più curiosa scena* (um dabei zu sein bei der eigentümlichsten Zeremonie, die Rom zu bieten habe). Der alte Baron spielte damit auf die Riten des Konklave und des sog. *Possesso* an, also der feierlichen Prozession des neugewählten Papstes zur Besitzergreifung der Lateransbasilika mit der eigentlichen römischen Bischofskathedra und dem zugehörigen Palast.

Dabei wird man dem jungen bayerischen Baron zur Veranschaulichung und Vorbereitung des Zeremoniells einen der vielen Konklavestiche gezeigt haben, die damals kursierten.

Dasselbe gilt für den *Possesso* Clemens' XI. Albani, den der junge Mayr wohl ebenfalls aus nächster Nähe miterlebt haben wird. In diesem Fall könnte der junge Bayer den Stich von De Rossi gekannt haben, der den Zug Innozenz' XII., des Vorgängers des Albani-Papstes, vom Vatikan zum Lateran (1692) für die Nachwelt festhielt.

Während der gesamten frühen Neuzeit bestanden zwischen Rom und Bayern sehr enge politische Beziehungen. Aus der Perspektive Roms gewann das Herzogtum Bayern im 16. Jahrhundert im Heiligen Römischen Reich eine Schlüsselstellung in den konfessionellen Konflikten nach der Reformation, da Bayern von allen deutschen Territorien in der zweiten Jahrhunderthälfte eine dezidiert katholische Politik verfolgte und sich damit an die Spitze der tridentinischen Reformbewegung im Reich stellte. Die bayerischen Fürsten waren damit zu den wichtigsten Verbündeten der Päpste nördlich der Alpen geworden.

Das gute Verhältnis zwischen Bayern und Rom war nicht zuletzt ein Ergebnis der bayerischen Politik und Diplomatie vor Ort, zu der es in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt erst spät im 18. Jahrhundert ein Pendant gab, in Form der Münchner Nuntiatur.

Parallel zu diesem Prozess konnten Bayern und das Haus Wittelsbach in dieser Zeit ihre Position im Reich und in Europa ausbauen. Und dies in zweifacher Hinsicht, zum einen politisch durch den Aufstieg zum Kurfürstentum mit der Erlangung der pfälzischen Kurwürde und zum anderen konfessionspolitisch durch die Besetzung zahlreicher Bischofsstühle. Beides hatte Bayern Rom zu verdanken, denn die Übertragung der Kurwürde konnte nur durch massive päpstliche Intervention erreicht werden, und auch die zahlreichen wittelsbachischen Bischofsernennungen waren die Folge einer generösen probayerischen päpstlichen Pfründenvergabe.

Das gute Verhältnis zwischen Bayern und Rom war nicht zuletzt ein Ergebnis der bayerischen Politik und Diplomatie vor Ort, zu der es in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt erst spät im 18. Jahrhundert ein Pendant gab, in Form der Münchner Nuntiatur. Bis dahin aber verliefen die bilateralen Beziehungen in erster Linie auf der Achse Bayern-Rom.

Die bayerischen Herzöge aus dem Haus Wittelsbach hielten sehr früh

engen Kontakt zu den Päpsten. Ihre Gesandtschaft in Rom zählt zu den ältesten deutschen Repräsentanzen neben der des Kaisers. Allerdings finden wir erst im 19. Jahrhundert Bayern als Diplomaten in Rom. Zuvor wurde diese Aufgabe an zwei Familien vor Ort übertragen, an die Crivelli und die Scarlatti, eine damals nicht unübliche Praxis. Die Crivelli und Scarlatti können mit Fug und Recht in jener Zeit auf Grund ihres Dienst- und Treueverhältnisses zu Bayern als *bavaresi* (als Bayern in Rom) bezeichnet werden. In ihren Palästen wurde bayrische Politik betrieben. Von ihren Bauten ist allerdings heute nur der Palazzo del Bufalo erhalten, zwischen 1673 und 1703 im Besitz der Familie Scarlatti. In diesem Palast fanden die Festivitäten anlässlich der Geburt des Kurprinzen Joseph Ferdinand 1692 statt, wozu die Scarlatti die Spitzen der römischen Gesellschaft einluden, aber der gesamten römischen Öffentlichkeit die Nachricht plastisch vermittelten, indem sie den Palast festlich illuminieren ließen und dabei das bayrische Wappengeschick in Szene setzten.

Die Crivelli und Scarlatti waren es auch, die hochstehende Romreisende aus Bayern zu betreuen hatten. Ein ständiger Strom von Romfahrern (Adele, Studenten der Theologie, Beamte, Künstler, Pilger) erforderte enorme organisatorische Anstrengungen. Besonders aufwendig gestalteten sich aus logistischer und protokollarischer Sicht die Reisen der bayerischen Prinzen (Stichwort: Unterkunft; Verpflegung, Organisation von Papstaudienzen). In den zehn Jahren zwischen 1715 und 1725 war Alessandro Clemente Scarlatti praktisch kontinuierlich mit der Vorbereitung und Durchführung fürstlicher Besuche beschäftigt: unter anderem kamen die wittelsbachischen Prinzen Philipp Moritz, Clemens August, Johann Theodor und Ferdinand an den Tiber, sei es zu Studienzwecken, sei es im Rahmen einer Kavaliertour.

Karl Albrecht, der spätere Kaiser, fuhr sogar dreimal in dieser Zeit in die Ewige Stadt. Über seine erste Romvisite 1715 liegen uns detaillierte Tagebuchaufzeichnungen vor. Demnach war der 19-jährige Prinz nach einem längeren Aufenthalt in Venedig während des Karnevals und einem Zwischenstopp in Loreto am 5. April, am Vorabend der Karwoche, in Rom eingetroffen. Dort sei er, so das Tagebuch, „von Vielen Römischen Cavalieren nebst einer großen Anzahl mit 6 Pferden bespannten Wagen außerhalb der Stadt an der Tyber-Brücken empfangen worden“, habe dann sein Quartier beim kurbayerischen Gesandten, dem Abbate Scarlatti, in dessen Palazzo bei der Kirche SS. Apostoli bezogen. Zwei Tage danach nahm Karl Albrecht an der Palmweihe teil, die in jener Zeit im Quirinalspalast stattfand, wobei der Prinz die geweihten Zweige aus der Hand von Papst Clemens XI. entgegennahm. Tags darauf empfing der Papst den bayerischen Kurprinzen in Privataudienz. Nach einem Ausflug nach Tivoli am Dienstag waren die verbleibenden Tage der Karwoche ganz den kirchlichen Zeremonien gewidmet. Am Mittwoch hörte Karl Albrecht zunächst die Karmette im Vatikan, die, so das Tagebuch, „durch lauter Castraten und Vocalisten sehr anmüthig und beweglich abgesungen worden“, dann war er Zeuge der Bewirtung und Fußwaschung von 488 Pilgern im Hospital von *Santissima Trinità* durch die Kardinäle Albani und Paolucci, und schließlich nahm er selbst die Fußwaschung an Pilgern im dortigen Refektorium vor und hinterließ eine großzügige Spende. Am Gründonnerstag hörte er die Papstmesse in der Sixtinischen Kapelle und anschließend die feierliche Verlesung der Bannbulle *In Coena Domini* auf der oberen Loggia von St. Peter

(es handelte sich hier um einen wichtigen Papsttritus der Hl. Woche, bei dem der Pontifex jedes Jahr den Bann gegen Häretiker wiederholte und anschließend die schwarze Kerze, die er beim Verlesen des Textes in der Hand hielt, auslöschte und in die Menge warf). Die Karfreitagliturgie feierte der junge Prinz in der Franziskanerkirche mit (das Tagebuch gibt keine genaue Angabe, es dürfte sich aber um die Kirche S. Maria in Aracoeli handeln, die schräg gegenüber der Wohnung Karl Albrechts lag). Am Nachmittag wiederum Karmette in der Sixtinischen Kapelle. Tags darauf ließ er an die vor seinem Quartier versammelten ca. 600 Personen das sog. Grab-Almosen verteilen, am Nachmittag besuchte er die sieben Hauptkirchen. Am Ostersonntag hörte er zunächst die Papstmesse in St. Peter, anschließend verehrte er die vom Papst präsentierten Reliquien. Bevor er wie alle Gläubigen den traditionellen Ostersegen empfing, wurden ihm in einem Vorraum der Loggia drei päpstliche Tiarren gezeigt und Schokolade zur Erfrischung gereicht. Karl Albrecht blieb dann noch drei Wochen in Rom und besuchte u. a. in der *Curia Innocenziana* auf dem Monte Citorio zwei Gerichtsverhandlungen (einen Straf- und einen Zivilprozess). Anschließend ging er nach Neapel (die Stadt war fester Bestandteil einer Kavaliertour durch Italien, in der Regel auch ihr südlicher Endpunkt), um dann einen weiteren Monat wiederum in Rom zu verbringen u. a. mit Treffen mit Vertretern der römischen Aristokratie. So hören wir von einer Einladung beim Principe Borghese in dessen Villa vor den Stadtmauern und einem Kutschkorso im Park der Villa Pamphili mit anschließendem Soupé im nahegelegenen Garten des Giovanni Antonio Torre. Aber auch der liturgische Kalender wurde weiter berücksichtigt, etwa durch die Teilnahme an der päpstlichen Fronleichnamsprozession.

II. Religion

Im Fall von Rom waren die Bereiche Politik und Religion immer eng verzahnt. Jeder politisch motivierte Romaufenthalt, jede direkte Kontaktaufnahme mit dem Papst als Oberhaupt des Kirchenstaats brachte jeden Besucher zwangsläufig in Berührung mit dem christlichen Rom und seinen spezifischen Riten (den Feiern des Kirchenjahres, den Hl. Jahren, verbunden mit Ablässen, dem Besuch der Apostelgräber und besonderen Anlässen des Papstzeremoniells). Dabei sollte bei allem Interesse an der äußeren Prachtentfaltung der römischen Riten das religiöse Moment nicht unterbewertet werden.

Immer wieder lesen wir in den Quellen, dass Personen allein aus Glaubensmotiven heraus nach Rom kommen, so wie jener herzoglich-bayerische Kämmerer Johann Karl Schaad, der Rom *per sua devotione* aufsuchen wollte, wie wir dem Empfehlungsschreiben Herzog Maximilians entnehmen.

Es darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, dass viele Bayern auch nach Rom kamen, um hier vor Ort Theologie zu studieren, etwa am *Collegium Germanicum*, dem traditionsreichen jesuitischen Priesterseminar, oder aber um an der Kurie oder bei einer Ordensinstitution eine Funktion auszuüben.

Von den wittelsbachischen Prinzen, die für eine geistliche Laufbahn vorgesehen waren, studierten Philipp Moritz und Clemens August gemeinsam in Rom von 1717 bis 1719. Clemens August, der neben Köln in den Besitz von fünf weiteren Bischofsstühlen gelangen konnte, kehrte 1727 noch einmal nach Rom zurück, um sich von Papst Benedikt XIII. zum Bischof weihen zu lassen.



Abb. 1: Dieser Gedenkstein in der Kirche Santa Maria della Vittoria erinnert an den bayerischen Prinzen Philipp Moritz, der 1719 nach längerem Aufenthalt in Rom an den Folgen einer Masernerkrankung starb.

Für Philipp Moritz hingegen wurde Rom zur letzten Lebensstation.

Schon der gesamte Romaufenthalt gestaltete sich problematisch, da er sich mit allen Kräften seiner Bestimmung für den geistlichen Stand widersetzte. Immer wieder kam es zu Ärgernissen und Skandalen, die in gewisser Weise eine Parallele darstellten zum Romaufenthalt von Ernst von Bayern, dem ersten aus der Reihe der wittelsbachischen Kurerzbischöfe von Köln, 150 Jahre zuvor. Von Philipp Moritz ist freilich auch eine eher ungewöhnliche römische Visite überliefert. So soll er die örtliche Synagoge aufgesucht haben, um mit der jüdischen Gemeinde das Laubhüttenfest zu feiern. Der Aufenthalt von Philipp Moritz endete schließlich abrupt am 12. März 1719, als der Prinz nach einer Masernerkrankung einem Schlaganfall erlag. Von seiner Wahl zum Bischof von Münster und Paderborn hatte er nicht mehr erfahren. Er fand seine letzte Ruhestätte in der Kirche von S. Maria della Vittoria, die der Erinnerung an die Schlacht am Weißen Berg gewidmet war und als eine Art bayerische Nationalkirche im Rom der Neuzeit bezeichnet werden kann. Heute befindet sich in der Basilika an der Stelle des durch Brand zerstörten Grabmonuments eine Gedenktafel aus Marmor zur Erinnerung an Philipp Moritz, die König Ludwig I. von Bayern setzen ließ (Abb. 1).

Als Beispiel für einen bayerischen Ordensmann in Rom sei auf den aus Moosburg stammenden Münchner Franziskaner-Provinzial Modestus Reichardt verwiesen. Er kam 1654 an den Tiber. Anlass für seine Reise war die Teilnahme an der Generalversammlung seines Ordens. Genaue Kenntnisse über den Romaufenthalt des Franziskaners können wir seinem Reisebericht entnehmen, der vor drei Jahren von Ellen Latzin, Claudius Stein und Walter Ziegler in der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte in einer mustergültigen Edition veröffentlicht wurde. Bei Reichardts Fahrt nach Rom handelt es sich um eine Mischung aus Dienstreise und Wallfahrt. Wie aus den Aufzeichnungen hervorgeht, richtete sich das Interesse des Münchner Franziskaner-Provinzials vor allen Dingen auf die christlichen Monumente, die großen Kirchen und, wie nicht anders zu erwarten, auf die franziskanischen Stätten Roms.

Dort faszinierten ihn freilich nicht die architektonischen und künstlerischen Leistungen, sondern die hier verehrten Reliquien. Die auf Vollständigkeit bedachte Auflistung und unkritische Verehrung der einzelnen Reliquien sprechen ganz die Sprache einer spätmittelalterlichen Frömmigkeitspraxis und Mentalität. Entsprechend wird das antike Rom nur am Rande wahrgenommen. Bei seiner knappen topographischen Skizze erwähnt Reichardt lediglich die Aurelianische Stadtmauer und spricht unspezifiziert von „eingefallene[n], alte[n] gepeu von der haidenschaft“.

Eine zentrale Rolle bei den von Reichardt behandelten Kirchen spielen die sieben großen Basiliken mit ihren Reliquien und Heiligengräbern, die in jener Zeit im Rahmen einer speziellen Frömmigkeitsform aufgesucht wurden.

Die römische Siebenkirchenwallfahrt ist seit der Spätantike belegt. Schon bald nach dem Toleranzedikt Konstantins entstanden, erfuhr sie im Mittelalter eine große Blüte. Der Brauch geriet mit Beginn der Neuzeit fast völlig in Vergessenheit, wurde jedoch von Filippo Neri, dem im Volk ungemein beliebten Gründer der Oratorianer, als eine Art spiritueller „Karneval“ wiederbelebt. Am letzten Donnerstag vor Aschermittwoch führte er traditionell eine große Menschenmenge zu den sieben römischen Hauptkirchen, beginnend in St. Peter am Morgen und endend in S. Maria Maggiore und einem Picknick unterwegs.

III. Kunst

Italien war in der Frühen Neuzeit das Land, das für alle Gattungen der Musik und ihre Aufführungspraxis stilbildend war. Rom war das absolute Zentrum der Kirchenmusik. An St. Peter, an St. Johann im Lateran und S. Maria Maggiore wirkten die bedeutendsten Komponisten, Sänger und Instrumentalisten der Zeit. Aber auch die Kapellen anderer kirchlicher Einrichtungen, vor allem die der Nationalkirchen, wollten nicht zurückstehen und unterhielten musikalische Kapellen von höchstem Rang. Die polyphone Messe des Palestrina-Stils wird für alle Zeiten mit Rom verbunden bleiben. Zentrale musikalische Gattungen, wie etwa das Oratorium, benannt nach den in nachtridentinischer Zeit genutzten Betsälen der Stadt, haben ihre Wiege in Rom.

Es konnte deshalb nicht ausbleiben, dass viele Musiker (Komponisten, Instrumentalisten wie Sänger) ihren Weg nach Rom fanden, um sich hier ausbilden und inspirieren zu lassen. Um 1613 studierte der in München geborene Ferdinand Lasso, ein Sohn des berühmten Orlando, bei Francesco Suriano in Rom. 1618 wurde der Harfenist Johann Kurz zur Vervollkommnung seiner Technik nach Rom geschickt.

Am 9. Februar 1756 erklang im römischen Teatro Argentina zum ersten Mal die Oper *Antigono* eines Oberpfälzer Meisters, Christoph Willibald Gluck. Die Uraufführung fand vor ausverkauftem Haus statt und wurde vom Komponisten selbst vom Cembalo aus geleitet. Die Textvorlage stammte von Pietro Metastasio.

Anders als in den übrigen Opernzentren der Apenninhalbinsel war die Theaterpraxis in Rom stark durch Eingriffe der päpstlichen Kurie beeinflusst. So war die Saison überhaupt sehr kurz. Gespielt werden durfte nur in der Zeit zwischen Epiphanie und Faschingsdienstag. Ein weiteres Charakteristikum der römischen Musikpraxis bestand darin, dass weibliche Interpreten nicht zugelassen waren. Dies hatte zur Folge, dass bei Frauenpartien Kastraten zum Einsatz kamen.

Wie es der Zufall will, bietet die Aufführung des *Antigono* noch einen

Themen „zur Debatte“	
Editorial	2
Bayern und Italien	
„Bayerische Römer“. Politisch, religiös und kulturell motivierte Annäherungen an die Ewige Stadt in der Neuzeit Alexander Koller	1
Weltläufige Prälaten, wankelmütige Fürsten, wohlhabende Städte. Der Humanist Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II., 1405–1464) und Bayern Claudia Märkl	5
Dicht am Leben – Begegnung mit der Regisseurin Barbara Albert	
Abgründe und Glücksmomente Reinhold Zwick	9
Barbara Albert: „Böse Zellen“. Eine Einführung Ulrike Frick	10
„Ich wollte Geschichten erzählen“ Filmgespräch mit Barbara Albert	11
„Länder-Revue“	
Spanien	
Wandlungen eines europäischen Kernlandes	
„Spanien ist anders“. Zu einigen Mythen des europäischen Spanienbildes Walther L. Bernecker	13
Spanien im Anpassungsstau. Was läuft schief? Jürgen B. Donges	16
Die Situation von Religion und Glaube im heutigen Spanien Gabino Urbarri Bilbao SJ	18
Zwischen Gedächtnis und Erfindung. Zeitgenössische Architektur in Spanien Enrique Sobejano	20
Spanien im Spiegel seines literarischen Schaffens Christoph Strosetzki	23
Politik im Spannungsfeld von Zentralismus und Regionalismus Klaus-Jürgen Nagel	25
Aspekte der Umweltproblematik in Spanien Dominik Faust	27
Europa – Lateinamerika – Mittelmeerregion. Kraftfelder spanischer Außenpolitik Walter Haubrich	29
München leuchtet! Noch immer?	32
Der Gregorianische Choral der Heiligen Woche	
Gregorianischer Choral als Ausdruck von Glaubenserfahrung und Theologie Franz Karl Praßl	34
Leere Stätten – verborgene Räume	
Eine Einführung in die Ausstellung von Madeleine Dietz Walter Zahner	37
Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding Thomas Hürlimann	
Albert von Schirnding	39
Junge Akademie Freiheit gibt's nicht umsonst!	
Joachim Gauck erzählt von Deutschland	40
ZuMutung Glaube VIII Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben	
Kunst fordert Glaube heraus. Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben Cornelia Syre	42
Theologische Impulse. „Ich erwarte die Auferstehung der Toten“ Thomas Marschler	45
Das Ende der Finsternis	
Grundlegung modernen Denkens im Mittelalter Johannes Fried	48
Presse	31

zweiten Bezug zu Bayern. Die Rolle des Alessandro hatte der Soprankastrat Lorenzo Gherardi übernommen und dabei gleichzeitig eine lange und erfolgreiche Karriere beendet. Im Libretto zum Gluckschen *Antigono* wird Gherardi auf Grund eines früheren Münchner Engagements nicht unter dem Familiennamen, sondern als Lorenzo Bavarese geführt mit dem Zusatz *virtuoso di S. A. S. E. di Baviera* (also als „kur-bayerischer Kammsänger“). Auch sonst wird der Künstler in allen zeitgenössischen Kritiken und Würdigungen als der bayerische Lorenzo bezeichnet.

Nach der Aufführung des *Antigono* hat Gluck vermutlich von Kardinal Albani den Orden vom Goldenen Sporn erhalten. Es ist der gleiche, bei den Zeitgenossen nicht sonderlich beliebte Orden, den 1771 der kleine Mozart bekommt und wegen dem er in Augsburg 1778 so viel Spott erleiden muss, dass er von der Auszeichnung später niemals mehr Gebrauch gemacht hat. Gluck brachte sie jedoch zeitlebens zur Geltung. In die römischen Wochen Glucks fällt auch die Bekanntschaft mit Johann Joachim Winckelmann, dem Begründer der modernen Archäologie, dessen Vorstellung von der Antike auch das weitere Operschaffen Glucks beeinflusst haben dürfte.

Für die Malerei gilt im Wesentlichen das für die Musik Gesagte. Auch im Bereich der bildenden Kunst mit ihren verschiedenen Disziplinen, der Architektur, Malerei und Skulptur war Italien mit Rom als einem der wichtigsten Zentren die Lehrmeisterin Europas.

Von den Gebrüdern Asam kam Cosmas Damian gefördert durch den Abt von Tegernsee nach Rom, um sich hier fortzubilden. Die römische Künstlerakademie von San Luca verlieh ihm 1713 einen Preis für ein Gemälde des Papstes Pius V., der einer Frau die Geister austreibt. Diese Auszeichnung veranlasste den bayerischen Gesandten Scarlatti, Kurfürst Max Emanuel zu bitten, seine in Rom studierenden Künstler entscheiden zu fördern.

Ein etwas weniger bekanntes Beispiel eines Bayern, der fast sein ganzes Leben in Rom verbracht hat, ist Sigismund Leier bzw. Laire. Über das Leben des Malers wissen wir einiges nicht zuletzt auf Grund seines Testaments. Geboren in München 1552, kam er unter dem Pontifikat Gregors XIII. nach Rom und machte sich dort bald einen Namen. Seine Kunstfertigkeit war allgemein anerkannt und wird bezeugt durch die Mitgliedschaft in der *Accademia di San Luca* und der Kongregation der Virtuosi am Pantheon, wo er 1593 bzw. 1600 aufgenommen wurde. Beide Institutionen bedachte er auch in seinem Testament mit Legaten. Zu seinen Freunden zählten keine geringeren als Ventura Salimbeni, Antonio Tempesta und Caravaggio. Er starb 1639 im Alter von 87 Jahren, wovon er nahezu 60 in Rom verbrachte, ohne seine Heimat zu vergessen, denn er erscheint auch im Mitgliederverzeichnis der deutschen Stiftung von S. Maria dell'Anima. Seine Wohnung können wir seit 1619 in den Quellen greifen, sie befand sich in Via Condotti. In Anwesenheit zahlreicher Freunde und Kollegen sowie des bayerischen Geschäftsträgers Francesco Crivelli wurde sein Requiem feierlich im Pantheon begangen, wo er auch – wie vor ihm der große Raffael – seine letzte Ruhestätte fand.

Während wir über sein Leben und sein soziales Umfeld einiges wissen, lassen sich nur wenige Werke eindeutig zuordnen, die meisten davon befinden sich heute in Spanien, vor allem in Klöstern, was kein Zufall ist, denn Sigismund Leier unterhielt intensive Geschäftskontakte nach Spanien. Seine wichtigsten Auftraggeber waren die Jesuiten, die

seine Arbeiten bis nach Indien brachten, aber auch Vertreter des spanischen Hochadels wie der Herzog von Uceda oder Fernandez de Velasco. In Rom arbeitete er für Kardinal Francesco Barberini. Nach allem was wir wissen, war Leier auf Miniaturenmalerei spezialisiert, kleine Medaillons, die in Möbelstücken oder Schmuckstücken inseriert wurden. Seinen Themenschwerpunkt bildeten marianische Motive, was sicher dem Stilempfinden der gegenreformatorischen Epoche geschuldet gewesen sein mag.

Ein ganz anderes Rom-Schicksal als der erfolgreiche und allgemein anerkannte Leier erfuhr Friedrich Müller (1749 – 1825), der sog. „Maler Müller“, Sohn eines Bäckers und Wirts aus Kreuznach. Nach dem frühen Tod des Vaters brach er seinen Schulbesuch ab und half im elterlichen Betrieb. In dieser Zeit fertigte er erste Zeichnungen an

Ein ganz anderes Rom-Schicksal als der erfolgreiche und allgemein anerkannte Sigismund Leier erfuhr Friedrich Müller (1749 – 1825), der sog. „Maler Müller“, Sohn eines Bäckers und Wirts aus Kreuznach.

und schrieb Gedichte. Er wurde Schüler Daniel Hiens, des Hofmalers Herzog Christians IV. von Zweibrücken, und studierte ab 1769 an der Kunstakademie Mannheim, wo sein Interesse an Antike und Renaissance geweckt wurde. Kurfürst Karl Theodor ernannte ihn zu seinem Kabinettsmaler. Seit dieser Zeit hatte Müller Kontakt zu Lessing, Wieland und Schiller. Sein Verhältnis zu dem gleichaltrigen Goethe war zu nächst freundschaftlich. Goethe lobte Müllers Zeichnungen und Illustrationen und stand mit ihm in regem Briefwechsel. 1778 reiste Müller nach Rom, wo er bis an sein Lebensende bleiben und zu meist in ärmlichen Verhältnissen leben sollte. Bilder, die Müller nach Weimar sandte, fanden bei Goethe und seinen Freunden keinen Anklang, weshalb es zum Bruch Müllers mit Goethe kam. Nachdem die seit 1798 angewiesenen Zahlungen aus Mannheim ausblieben, war Müller in Rom als Journalist und Fremdenführer tätig.

In den Jahren um 1800, bevor er den Kronprinzen Ludwig kennenlernte, der ihn unterstützte, war seine Lage besonders prekär. So schreibt er im Januar 1800 an seinen Freund Christian Friedrich Schwan: „Fünfzehn Monate sind nun verflossen, seitdem ich nichts mehr von meiner Pension erhalten habe, und weiß daher kaum mehr vor meinen Gläubigern mich zu bergen.“ Dann lässt er seinem Unmut gegen die Franzosen freien Lauf, die 1798 Rom besetzt hatten, und geißelt ihre „barbarische Aufklärungssucht“: „Gleich bei ihrem Eintritt hier in Rom bin ich von ihren Generalen, durch die Verleumdung einiger Künstler, als ein Haupt der Aristokraten von hier verbannt worden. Arm, krank, dazu noch bestohlen, denn mein Zimmer wurde von Dieben aufgeschlossen und mein bißchen Habe davon getragen, würde ich im allgemeinen Elend versunken sein, hätte nicht mein guter Glaube einige dahin vermocht, die wenige Bissen, die ihnen selbst übrig geblieben, mit mir zu teilen.“

Zu diesem Zeitpunkt wollte Müller wieder zurück in die Heimat. In mehreren Briefen hatte er bei einflussreichen Persönlichkeiten am Münchner Hof vergeblich um Geld für seine Rückreise

gebeten. Auch setzte er gewisse Hoffnung auf die Unterstützung des neuen Landesfürsten Maximilian Joseph, des späteren ersten bayerischen Königs, dem er in Zweibrücken begegnet war. Müller sollte jedoch seine Heimat nicht wieder sehen. Er lebte weiterhin in Rom und starb 25 Jahre nach Abfassung des vorhin zitierten Briefes. 1805 war er Fremdenführer des bayerischen Kronprinzen Ludwig, der ihm den Titel eines königlich bayerischen Hofmalers verlieh. König Ludwig I. war es auch, der zur Erinnerung an ihn eine Gedenkplatte anfertigen ließ, die sich noch heute in der Kirche S. Andrea delle Fratte unweit der Spanischen Treppe befindet.

Als bayerische Maler in Rom im 19. Jahrhundert können Carl Anton Rottmann und Anselm Feuerbach genannt werden. Carl Anton Rottmann (1797 – 1850) gehörte dem Künstlerkreis um König Ludwig I. an, der ihn mit der Erstellung großformatiger Landschaftsgemälde beauftragte. Nach einer ersten Ausbildung durch den Vater, der an der Universität Heidelberg Zeichen lehrte, ging Rottmann 1821 nach München. Über den bayerischen Hofgartenintendanten Friedrich Ludwig von Skell, dessen Nichte Friederike er heiratete, lernte er Ludwig I. kennen. 1826 brach Rottmann auf eigene Kosten zu seiner ersten Italienreise auf, um sein Motivrepertoire, das bis dahin aus einheimischen Landschaften bestanden hatte, zu erweitern. Künstlerisch erschloss sich ihm die italienische Landschaft nur langsam, doch hatte er für mehrere Werke bereits Abnehmer in München gefunden. Mehr als von Florenz zeigte er sich von Rom begeistert, wo er im Oktober 1826 eintraf und schnell Anschluss an den Kreis der deutschen Künstler fand. Die klassischen Ruinenstätten beeindruckten ihn tief. Lange Ausflüge in die Sabina nördlich von Rom und in die römische Campagna fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Zeichnungen und Skizzen der römischen Landschaften.

Anselm Feuerbach, 1829 in der damals bayerischen Pfalz geboren, gestorben 1880 in Venedig, zählt neben Arnold Böcklin und Hans von Marées zu den bedeutendsten deutschen Malern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach verschiedenen Stationen der Ausbildung zum Maler in Deutschland, Antwerpen und Paris ging auch Feuerbach nach Italien mit einem Stipendium des Großherzogs von Baden. Nach Aufenthalt in Venedig und Florenz ließ er sich 1856 in Rom nieder, das bis 1873 sein Lebensmittelpunkt blieb. In

Rom rang sich Feuerbach zur vollen künstlerischen Selbstständigkeit durch und entwickelte seinen eigenen Stil, indem er die Anregungen aus Antike, Renaissance und der zeitgenössischen französischen Malerei zu einer neuen Klassik umformen wollte. Seit 1857 war Feuerbach Mitglied des deutschen Künstlervereins in Rom, wo er u. a. eine engere Bekanntschaft mit Arnold Böcklin unterhielt. 1860 lernte er Nanna Risi, eine Römerin aus dem Volk, kennen, die ihn an die Madonnen Raffaels erinnerte und deshalb seinem Schönheitsideal entsprach. Nanna verließ noch im selben Jahr Mann und Kind und lebte fünf Jahre mit dem Künstler zusammen. Während dieser Zeit hat Feuerbach sie in zahlreichen Bildnissen dargestellt und als Modell für etliche historische Figuren wie Medea, Iphigenie, Francesca da Rimini herangezogen. Zunehmend geriet Feuerbach allerdings auch in finanzielle Schwierigkeiten, aus denen ihn 1862 der Münchner Kunstmäzen Graf Adolf Friedrich von Schack durch zahlreiche Aufträge rettete.

Es ließen sich noch weitere Beispiele bayerischer Maler finden, die sich längere Zeit in Rom aufhielten, etwa Johann Georg von Dillis, Franz von Lenbach, Eugen Napoleon Neureuther, Carl Theodor von Piloty oder Johann Christian Reinhart.

IV. Wissenschaft

Das neuzeitliche Rom war seit dem Humanismus und der Renaissance nicht nur ein Ort, wo die Künste in Blüte standen, sondern diese Stadt war auch eine Schatzkammer von Kunstwerken, Bauten und vor allem schriftlichen Quellen von unschätzbarem Wert, die teilweise noch unter der Erde bzw. in den zahlreichen Archiven und Bibliotheken auf ihre Entdeckung und Erforschung durch Archäologen, Historiker, Kunsthistoriker, Literaturwissenschaftler etc. warteten.

Nachdem man im 18. Jahrhundert in Akademien und Fachzirkeln, gefördert durch Päpste und Kardinäle, das römische Kulturerbe wissenschaftlich erforschte, traten im 19. Jahrhundert zunehmend auswärtige Nationen als Träger wissenschaftlicher Einrichtungen auf. Eine bedeutende Zäsur in diesem Zusammenhang bildete die Öffnung des Vatikanischen Archivs durch Leo XIII. im Jahr 1880, was u. a. die Einrichtung eines kaiserlich-österreichischen historischen Instituts zur Folge hatte. Die Preußen folgten 1888 nach Abschluss des Kulturkampfes und errichteten eine

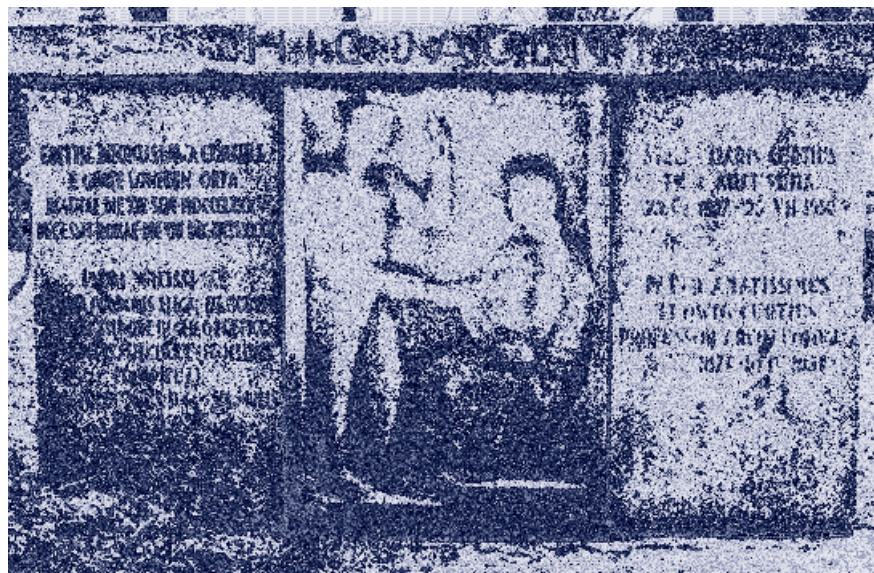


Abb. 2: Das Grabmal von Ludwig Curtius: Er war ab 1927 Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und fand 1954 seine letzte Ruhestätte im Campo Santo Teutonico.

sog. historische Station, wie sie damals bezeichnet wurde, die Vorgängereinrichtung des heutigen Deutschen Historischen Instituts.

Zuvor hatten sich bereits Archäologen, humanistisch gebildete Diplomaten und Liebhaber des Altertums zu einer internationalen Vereinigung, dem sog. *Instituto di Corrispondenza Archeologica*, zusammengeschlossen, das 1859 vom preußischen Staat und 1874 von Deutschen Reich übernommen wurde.

Auch mehrere Bayern wirkten und wirken an diesen Institutionen. Ich möchte in diesem Zusammenhang an meinen ehemaligen Freund und Kollegen Hermann Goldbrunner erinnern, der aus Landshut stammte und ab 1958 nahezu 40 Jahre als wissenschaftlicher Bibliothekar am Deutschen Historischen Institut tätig war. Als brillanter Althilologe galt sein wissenschaftliches Interesse dem Humanismus. Durch seine wissenschaftliche und bibliothekarische Kompetenz, seine Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft war Hermann Goldbrunner in jenen Jahrzehnten nicht nur eine zentrale Figur im Institut, sondern eine in Rom und in Italien unter Fachkollegen weithin geschätzte Persönlichkeit, wie Arnold Esch in seinem Nachruf auf den 2004 Verstorbenen festhielt. In seinem Nekrolog schrieb der frühere Direktor des Deutschen Historischen Instituts u. a.: „Die Direktoren schätzten seine unabhängige Meinung und konnten sicher sein, dass er, trotz seiner machtvollen bajuwarischen Erscheinung gegenüber italienischen wie deutschen (ja preußischen) Kollegen und Behörden stets den richtigen Ton treffen werde.“

Als letzter Bayer in Rom sei der Archäologe Ludwig Curtius genannt. Er wurde am 13. Dezember 1874 in Augsburg geboren. Am renommierten Benediktiner-Gymnasium von St. Stephan seiner Heimatstadt wurde Curtius mit den griechischen und römischen Klassikern, aber auch mit den Werken von Lessing, Schiller, Goethe, Hölderlin, Jean Paul und Stifter vertraut gemacht. 1895 kam er zum ersten Mal nach Rom, das später seine zweite Heimat werden sollte. Er verließ bei der Anfahrt in Orvieto den Zug, so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, und „wanderte mit einem Franziskaner durch die Eichenwälder nach Bolsena und von da weiter den See entlang nach Montefiascone und von da nach Viterbo. Das Reislein hatte also ein Art von Wallfahrtscharakter, und wie entsprach es meinem ... von Ehrfurcht erfüllten Gemüte, als plötzlich in der Campagna die Peterskuppel auftauchte!“

1894 hatte Curtius begonnen, Jura und Volkswirtschaft zu studieren, bevor er sich zwei Jahre später an der Universität München der Archäologie zuwandte, wo Adolf Furtwängler sein Lehrer wurde. Nach Aufenthalten zu Grabungskampagnen in der Türkei und in Griechenland, der Habilitation 1907 und Lehrtätigkeit in Erlangen, Freiburg und Heidelberg wurde Curtius 1927 mit der Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom betraut. Er kannte die Stadt durch fast jährlich sich wiederholende Besuche. „Die Gegenwart des klassischen Bodens“, wie er sich ausdrückte, fesselte ihn in erster Linie. Aber als universeller Gelehrter, der er war, galt sein Interesse auch dem Rom des Mittelalters, der Renaissance und des Barock.

Als Institutsdirektor bemühte er sich vor allem um die Erweiterung der weltberühmten Fachbibliothek, die unter ihm durch den Aufbau einer eigenen Fotosammlung eine bedeutende Ergänzung erfuhr. Häufig konnte man ihn in einem der römischen Museen antreffen, wo er sich Notizen machte, mit Fachkollegen diskutierte oder mit Freunden

bedeutende Denkmäler interpretierte.

Im September 1937 wurde Ludwig Curtius von den nationalsozialistischen Machthabern, denen seine liberale Gesinnung und seine jüdischen Freundschaften seit langem missfielen, seines Amtes enthoben. Rom und seiner Lebensart und seinem Lebensgefühl ist er bis zu seinem Tod treu geblieben. Seine wissenschaftliche Arbeit ging weiter. Fast täglich fand man ihn an seinem Schreibtisch im Institut sitzend vor dem hohen Regal, in dem sich ständig mehrende Hefte mit literarischen Nachweisen, Notizen, spontanen Einfällen griffbereit untergebracht waren. Als bei Ausbruch des Krieges das Institut geschlossen wurde, setzte er seine Arbeit zu Hause fort. Trotz der relativ sicheren Existenz stellten jene Jahre für Curtius eine belastende Isolation dar.

Wenige Wochen nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs schrieb er in einem Brief: „Jeden Tag führe ich in mir den gleichen Kampf. Das Aussehen der Welt, die Sorge um Deutschland, der Einblick in so viele unglückliche Schicksale bedrücken mich. Jeden Morgen lese ich Goethe, jeden Abend höre ich auf dem Grammophon herrliche Dinge. So reinige ich mich, so kräftige ich mich wieder ... Neulich am Abend saß ich wieder ein Weilchen auf der Piazza Navona. Ein alter Mann saß neben mir, Kinder spielten um mich her, die Brunnen rauschten, der Abendhimmel verglühete purpurn. Es war, als ob die Welt wäre, wie sie sein sollte.“

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg setzte Curtius seine wissenschaftlichen Arbeiten fort. Interessiert verfolgte er die Bestrebungen, ein neues, wirtschaftlich und politisch geeintes Europa aufzubauen, wobei er selbst für ein Europa stand, das den humanistischen Idealen der antiken griechisch-römischen Tradition und des Christentums entsprach. Am 10. April 1954 verstarb Ludwig Curtius und wurde wenige Tage später auf dem Campo Santo Teutonico (**Abb. 2**) im Schatten der Peterskuppel beige-gesetzt.

Vielen der hier genannten Persönlichkeiten war es vergönnt, eine längere Periode ihres Lebens in Rom zu verbringen, manche blieben bis an ihr Lebensende. Die ideale Dauer eines Romaufenthaltes wird sich freilich nur schwer bestimmen lassen. Anselm Feuerbach nahm einmal zur Frage Stellung, wie viel Zeit man in Rom verbringen solle. Er schrieb am 3. Juni 1857 aus Rom an seine Stiefmutter Henriette: „Die meisten verlassen Rom, und ich bleibe hier mit wenigen, so uneinladend die nächste Zukunft ist. Rom ist nichts für immer, es ist zu weit von der lebenden Kunst, man wird einseitig. Aber drei bis vier Jahre sind dem jungen Künstler zur Vollendung des Dramas so nötig wie die Luft.“ □

Landesausstellung und Sammelband

Die Landesausstellung 2010 des Hauses der Bayerischen Geschichte ist vom 21. Mai bis zum 10. Oktober 2010 geöffnet. Ausstellungsorte sind in diesem Jahr Augsburg und Füssen. Näheres zur Landesausstellung finden Sie im Internet unter der Adresse www.Hdbg.de/bayern-italien/

Alle Vorträge der Historischen Woche erscheinen als Buch im Kunstverlag Josef Fink. Der von Prof. Dr. Hans-Michael Körner und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller herausgegebene rund 340 Seiten umfassende Sammelband unter dem Titel „Bayern und Italien. Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen“ ist erschienen und im Buchhandel und über die Akademie erhältlich. Preis 19,80 €

Weltläufige Prälaten, wankelmütige Fürsten, wohlhabende Städte. Der Humanist Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II., 1405–1464) und Bayern

Claudia Märkl

I.

Enea Silvio Piccolomini, der für knapp sechs Jahre als Papst Pius II. den Thron Petri bestieg, war einer der bedeutendsten Vermittler zwischen Italien und Deutschland. In Corsignano (heute Pienza) in der südlichen Toskana geboren, blieb er Siena, dem Ursprungsort seiner Familie, zeitlebens eng verbunden. Von seinem 26. bis zu seinem 50. Lebensjahr lebte er jedoch nördlich der Alpen. Da Piccolomini nicht einmal 59 Jahre alt wurde, hat er somit den größten Teil seines Erwachsenenlebens in deutschsprachigem Gebiet verbracht, zunächst fast elf Jahre im Umfeld des Basler Konzils, dann über zwölf Jahre am Hof Friedrichs III. in Österreich. In dieser Zeit unternahm er zahlreiche Reisen, auf denen er das Rheinland, Süddeutschland bis zur Mainlinie, die habsburgischen Erbländer und einen Teil Böhmens kennenlernte. Wenngleich ökonomische, politische und kulturelle Beziehungen auch früher schon dazu geführt hatten, dass Italiener die Alpen überschritten und sich dauerhaft in der Fremde niederließen, so dürfte es um die Mitte des 15. Jahrhunderts doch kaum einen zweiten Landsmann Piccolominis gegeben haben, der sich einer derart intensiven und anhaltenden Begegnung mit der deutschen Kultur rühmen konnte.

Zudem hat Piccolomini von allen italienischen Besuchern des mittelalterlichen Reichs wohl die nachhaltigste intellektuelle Wirkung in seiner Wahlheimat ausgeübt. Georg Voigt, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine dreibändige Biographie Piccolominis verfasste, gab ihm den bis heute oft wiederholten Titel eines „Apostels des Humanismus in Deutschland“. Piccolominis Ausstrahlung wirkte zu seinen Lebzeiten über das weitläufige Netz freundschaftlicher und politischer Kontakte, das er durch einen ausgedehnten Briefwechsel pflegte, und erfuhr nach seinem Aufstieg zum Papst noch einmal einen starken Schub, so dass er gegen Ende des 15. Jahrhunderts zum meistgelesenen zeitgenössischen Autor im römisch-deutschen Reich wurde. Der unbezweifelbare literarische Erfolg verband sich mit einer zwiespältigen Beurteilung seiner Karriere, die ihn, den verarmten Adligen, mittellosen Studenten und unstillen Anhänger des Basler Konzils, in den Dienst des Kaisers, auf die Seite des römischen Papsttums und schließlich in die höchsten kirchlichen Ränge führte.

II.

Enea Silvio stilisierte zumal seinen Aufenthalt in jenen Gegenden Österreichs, „wo es an Pannonien grenzt“, in Briefen an italienische Freunde gerne zum widerwillig ertragenen Exil im Barrenland. Nach der endgültigen Abreise im Jahr 1455 war er sich jedoch bewusst, dass er mit seiner Kenntnis der Welt nördlich der Alpen ein Alleinstellungsmerkmal besaß, das er zielsicher zur Förderung seiner Karriere an der Kurie einzusetzen verstand.



Prof. Dr. Claudia Märkl, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität München

Während seiner Basler Zeit lernte er die bayerischen Herzöge und einige Prälaten aus deren Einflussbereich als eifrige Anhänger des Konzils kennen. Einer der Wortführer der Reformdeputation war der damalige Freisinger Generalvikar Johannes Grünwalder, ein auf der Burg Grünwald geborener Halbbruder der Münchner Herzöge Ernst und Wilhelm, der drei Jahre in Padua studiert hatte und einige Reformtraktate verfasste. So mochte Grünwalder für Piccolomini, der ihn später als *Johannes de Viridi Silva* latinisierte, durchaus als Gesprächspartner in Frage kommen. Enea Silvio suchte nämlich vor allem den Anschluss an Italiener oder an Personen, mit denen er Latein oder Italienisch sprechen konnte, denn er tat sich mit dem Erlernen der deutschen Sprache schwer. In Basel wurde er bereits Ende 1453 für kurze Zeit als Sekretär des Freisinger Bischofs Nicodemo della Scala angestellt, der einem Zweig der aus Verona vertriebenen gleichnamigen Familie entstammte. Bald schied er aus dem Haushalt Nicodemus aber wieder aus, reiste mit wechselnden Dienstherrn umher und kam so im Jahr 1458 erstmals nach Österreich, das er baldmöglichst wieder verließ. Bei dieser Gelegenheit muss Piccolomini, was er aber nicht eigens kommentiert, auch erstmals Bayern von Westen nach Osten und wieder zurück durchquert haben.

Als Friedrich III. im Frühjahr 1440 zum römisch-deutschen König gewählt wurde, suchten die südostdeutschen Prälaten am Hof des Habsburgers Fuß zu fassen. Nicodemo della Scala wurde zu einem einflussreichen Ratgeber des neuen Königs, doch noch wichtiger war für Piccolomini ein zweiter Bekannter aus der Basler Zeit, Bischof Silvester Pfleger von Chiemsee, der die österreichische Kanzlei Friedrichs leitete. Pfleger, ein gebürtiger Augsburger, der

ebenfalls in Padua studiert hatte, empfahl den nun 36-jährigen Literaten im Sommer 1442 bei Friedrich III., der ihn zum Dichter krönte und als Sekretär anstellte.

Piccolomini hat seiner bayerischen Förderer mehrfach literarisch gedacht. So setzte er della Scala und Pflieger ein gemeinsames Denkmal, indem er sie als politische Berater des Königs in seinem *Pentalogus* verewigte, einem Dialog mit fünf Diskutanten, den er als ersten größeren Text nach seiner Anstellung durch Friedrich verfasste.

Schließlich spielte noch der Passauer Bischof Leonhard von Laiming, der in Bologna studiert hatte, in Piccolominis Biographie eine große Rolle. Im Jahr 1444 beschreibt Piccolomini den Bischof als einen gewitzten und großzügigen Kirchenfürsten von sehr elegantem und verbindlichem Auftreten.

Bezeichnend für seine Netzwerkpflege ist, dass er seine an einen italienischen Freund gerichtete Lobepistel über die Residenzen des Passauer Bischofs umgehend diesem selbst zukommen ließ, damit er sie vor dem Absenden korrigiere; er gedenke nämlich dieses Schreiben einem bedeutenden Philosophen in Rom zu schicken. Damit signalisierte er Leonhard von Laiming, dass er selbst, Piccolomini, durchaus etwas für den Ruhm des Bischofs an der Kurie zu leisten imstande war, wobei er fast überdeutlich schloss: „Macht, dass Euer Eneas wenn möglich noch ganz der Eure wird.“ Leonhard von Laiming hat den Wink mit dem Zaunpfahl verstanden, er verließ Piccolomini die Pfarrei Aspach in der Diözese Passau, die erste Pfründe, die dieser dauerhaft innehatte, und stellte damit die Weichen für seine kirchliche Karriere.

III.

Zusammenfassend kann man über die Anfänge Piccolominis im Dienst Friedrichs III. sagen, dass er vor allem von Männern aus dem südostdeutschen Raum gefördert wurde, die über eigenständige persönliche Beziehungen nach Italien verfügten oder eine Etappe ihres Bildungsgangs an einer der oberitalienischen Universitäten absolviert hatten. Um noch einmal zu der schon angesprochenen Frage des Spracherwerbs zurückzukehren: Piccolomini ist offenbar im Deutschen nicht über die Floskeln der Alltagssprache hinausgekommen; ein lebhaftes Gespräch auf Deutsch zu verfolgen oder gar selbst zu führen war ihm nicht möglich. Das wird schlaglichtartig durch eine Episode erhellt, die sich in den vierziger Jahren in Franken ereignete. Beim Besuch eines Freundes traf Piccolomini zufällig eine Frau wieder, die er in Basel kennengelernt hatte; sie hatte sich von ihrem Mann getrennt, verdiente durch ihre Fähigkeiten als Seidenstickerin recht gut, und Piccolomini, der mittlerweile schon an eine geistliche Laufbahn dachte, wollte durch gutes Zureden diese Ehe retten – er benötigte aber dazu einen Dolmetscher. In einer deutschsprechenden Umgebung war Piccolomini somit weitgehend zum Schweigen verurteilt, aber er wurde um so eloquenter, wenn er sich auf Latein ausdrücken konnte, wie er in seinem bereits erwähnten *Pentalogus* aus dem Jahr 1443 zugibt.

Das Interesse an den neuen Stilidealen des italienischen Humanismus dürfte vor allem an der Wiener Universität gar nicht so dürftig gewesen sein, wie Piccolomini bisweilen suggeriert. Es ist aber nicht zu übersehen, dass die Resonanz nicht nur positiv ausfiel. Da war zumal der in Landsberg geborene Wilhelm Tacz, der in Wien studiert hatte, schon von Friedrichs Vor-Vorgänger Sigismund angestellt worden war und

im Frühjahr 1443 während einer Abwesenheit des Kanzlers Kaspar Schlick die Kanzlei des Habsburgers leitete. Von ihm, dem *homo baiouarius* und „Feind der Italiener“ (*hostis Italici nominis*), fühlte sich Piccolomini geradezu gemobbt; angeblich soll Tacz ihn in jeder Weise schlecht behandelt haben, obwohl Piccolomini natürlich auch bei ihm um Sympathie geworben hatte. Im *Pentalogus* hebt er Tacz ob seines unermüdlichen Dienstefers für den König hervor; auch lässt er ihn, der ein Freisinger Kanonikat innehatte, zusammen mit einem weiteren Protonotar eine Handschrift mit Werken des Otto von Freising überbringen, aus denen die Gesprächsrunde dann historische Informationen zur Geschichte des Investiturstreits entnimmt.

Wilhelm Tacz hat im Oktober 1444 den Hof Friedrichs III. nicht ganz freiwillig verlassen, nachdem er in einen Gegensatz zum Kanzler Schlick geraten war, der seinerseits Piccolomini stark protegierte.

Etwas ambivalenter ist nun die zweite Gelegenheit, bei der Wilhelm Tacz möglicherweise im Werk Piccolominis aufscheint. Im September 1444 verfasste Piccolomini in Nürnberg eine Komödie *Chrysis* nach dem Vorbild von Plautus und Terenz. In ihr tritt ein gewisser Archimenes als Liebhaber einer Prostituierten auf, und in der einzigen überlieferten Abschrift der *Chrysis* finden sich über diesem Namen mehrfach die Buchstaben W T eingetragen, eine Beobachtung, die schwer zu deuten ist. Handelt es sich bei der Komödie um ein verschlüsselt Stück, wurde sie mit verteilten Rollen von Angehörigen der Kanzlei vorgelesen oder vielleicht sogar gespielt? Wilhelm Tacz hat im Oktober 1444 den Hof Friedrichs III. nicht ganz freiwillig verlassen, nachdem er in einen Gegensatz zum Kanzler Schlick geraten war, der seinerseits Piccolomini stark protegierte. Auslöser der Misshelligkeiten war übrigens das Bistum Freising, da Tacz offenbar den vom Basler Konzil erhobenen Grünwalder als Nachfolger della Scalas favorisierte, während Kaspar Schlick und Piccolomini mit allen Mitteln dem jüngeren Bruder des Kanzlers das Bistum verschaffen wollten. Sollte in der *Chrysis* mit W T tatsächlich Tacz gemeint sein, so wird man darin am ehesten eine versteckte Kritik an dem Protonotar aus Bayern erblicken dürfen, dessen Stern im Herbst 1444 am Hof am Sinken war.

Aus Bayern kam auch der erste richtige Schüler des Enea Silvio. Ungefähr ein Jahrzehnt nach Piccolominis Eintreffen am Kaiserhof, im Jahr 1454, hatte sein Werben für den Humanismus soweit Früchte getragen, dass ihm der aus Amberg in der Oberpfalz gebürtige Johannes Tröster eine eigene kleine Schrift mit der Bitte um Begutachtung überreichte. Der Verfasser wollte diesen „Dialog über die Heilung der Liebe“ (*Dialogus de remedio amoris*) dem kaiserlichen Sekretär Wolfgang Forchtener widmen, um die Umgebung Friedrichs III. günstig zu stimmen, bei dem er in Ungnade gefallen war. Piccolomini hatte bereits zuvor ein untrügliches Zeichen seiner Wertschätzung des Oberpfälzers gegeben, da er ihm seinen Neffen Francesco Todeschini-Piccolomini, den er 1451 für zwei Jahre nach Österreich holte, zur Erziehung anvertraut hatte. Er quittierte den Empfang des Liebesdialogs mit einem Schreiben,

in dem er sehr geduldig Satz für Satz stilistische Unschönheiten des Textes, wie unbeholfene Wortstellungen und ähnliches, korrigiert. Zudem suchte Piccolomini seinen Einfluss für Tröster spielen zu lassen, indem er ihn seinem Freund Johannes Vitéz, dem Bischof von Großwardein und Kanzler des Königreichs Ungarn, mit den Worten empfahl, Tröster wirke „beim ersten Kennenlernen ein wenig bäurisch, er ist nämlich ein bisschen einsilbig und spricht nach deutscher Sitte die Wörter ziemlich plump und zögerlich aus“, doch beweise er in seinen Schriften „Verstand und Gelehrsamkeit“. Nach der Erhebung Piccolominis zum Papst erhielt Tröster eine ganze Reihe an Pfründen. Derart komfortabel ausgestattet, konnte er sogar zweieinhalb Jahre in Padua studieren und in Italien eine Bibliothek zusammenbringen, die er schließlich an einige bayerische Einrichtungen, darunter die junge Artistenfakultät in Ingolstadt, vermachte.

IV.

Nun zu einem zweiten wichtigen Aspekt unseres Themas, den Beziehungen Piccolominis zu den bayrischen Herzögen. Pius II. hat nämlich am 7. April 1459 erstmals eine Bitte Ludwigs des Reichen um Gründung einer Universität in Ingolstadt bewilligt, die dann wegen der in Süddeutschland ausbrechenden militärischen Auseinandersetzungen und finanzieller Probleme erst 1472 den Lehrbetrieb aufnehmen konnte. Im Laufe seiner literarischen und politischen Tätigkeit haben – neben Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz – besonders zwei wittelsbachische Fürsten die Aufmerksamkeit Piccolominis gefunden: zum einen Albrecht III. von Bayern-München, zum anderen Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut.

Piccolominis Bild von Albrecht III. ist ursprünglich wohl von dem in Basel umlaufenden Klatsch gespeist und erfährt während seiner Tätigkeit am Hof Friedrichs III. einige Profilierungen, die auf die Beziehungen des Münchner Herzogs zu Böhmen abheben. In fast allen Fällen, da er sich mit ihm beschäftigt, kommt Piccolomini auch auf die berühmte Affäre mit Agnes Bernauer zu sprechen, die Albrechts Vater, Herzog Ernst, im Jahr 1435 hatte ertränken lassen. Sein Urteil macht dabei innerhalb eines Jahrzehnts bemerkenswerte Wandlungen durch. Zunächst billigt Piccolomini Herzog Ernst gewissermaßen mildernde Umstände zu: Er habe aus Sorge um den Sohn gehandelt, der durch diese Verbindung sich von seinen fürstlichen Standesgenossen zu isolieren drohte; Agnes Bernauer sei eine überhebliche Person gewesen, die nach dem Heiratsantrag Albrechts ihre Eltern keines Blickes mehr gewürdigt habe, und vielleicht sei sie ohnehin wegen geheimer Verfehlungen der von ihr verachteten Eltern umgekommen. Zehn Jahre später liest man es ganz anders: Agnes Bernauer wird nun zum bedauernden Opfer, das durch das Heiratsversprechen Albrechts getäuscht wurde; Ernst habe das unschuldige Mädchen für den Fehler seines Sohnes büßen lassen – die Mächtigen benützen das Recht eben nach ihrer Bequemlichkeit, so habe schon der antike Geograph Strabo gesagt.

Abgesehen von dieser tragischen Geschichte erscheint Albrecht III. aber sonst eher in neutraler bis positiver Beleuchtung, es wird ihm eine ausgesprochen verantwortungsbewusste politische Haltung zugeschrieben. Als Piccolomini an den Hof Friedrichs III. kam, entdeckte er Böhmen, dessen König Ladislaus Postumus 1443 im Alter von drei Jahren dem Habsburger übergeben wurde, um unter seiner Vormundschaft erzogen zu

werden. Der Weg dahin war durch einen Verzicht des Münchner Herzogs freigeworden. Daher fand Piccolomini es besonders bemerkenswert, dass Albrecht III. die ihm von einer böhmischen Gesandtschaft angebotene Königskrone mit der Begründung ablehnte, er habe keinerlei Rechtstitel dafür, und dies, obwohl er bei seiner Tante, der Königin von Böhmen, aufgewachsen war und Tschechisch beherrschte. Mit fortschreitender Zeit erscheint Piccolomini diese Entscheidung Albrechts in immer hellerem Licht. Hatte er ihn zuerst noch im Verdacht, der erbärmliche Zustand des nach den Hussitenkriegen verarmten Landes habe ihn womöglich abgeschreckt, so präsentiert er ihn zehn Jahre später als lobenswertes Beispiel für die kluge Mäßigung, die deutsche Fürsten (im Gegensatz zu italienischen) an den Tag legten.

Auch für die Kirchenpolitik des Münchner Herzogs, der bis zuletzt dem Basler Konzil und dem Gegenpapst Felix V. die Treue gehalten hatte, möchte Piccolomini eine akzeptable Erklärung bieten. Blutsbande hätten ihr zugrunde gelegen: Es sei allgemein bekannt gewesen, dass Johannes Grünwalder ein illegitimer Bruder Herzog Ernsts war, daher habe Albrecht als erster und einziger aller deutschen Fürsten sich auf die Seite des Gegenpapstes gestellt, der im Gegenzug Grünwalder zum Kardinal erhoben habe. Schließlich schildert Piccolomini mit sichtlicher Faszination noch den fürstlichen Zeitvertreib Albrechts: Sein größtes Vergnügen sei die Jagd. Im Winter, wenn alles vor Schnee und Kälte starrt, lasse sich der Herzog auf Bäumen kleine beheizbare Häuschen bauen, um auf das Auftauchen von Wolfsrudeln zu warten und die Tiere mit Pfeilen abzuschießen. Im Jahr 1458, als Piccolomini ein letztes Mal Albrecht III. erwähnte, war der Herzog allerdings derart von der Gicht geplagt, dass er sich mehr seiner zweiten großen Leidenschaft zuwandte und sich von Gesängen und Musik unterhalten ließ.

V.

Piccolominis Äußerungen über Albrecht III. lassen nicht erkennen, ob er ihn tatsächlich selbst gesehen hatte; anders verhält es sich mit Ludwig dem Reichen, den er recht gut kannte und 1454 in seiner Residenz Burghausen aufsuchte, um ihn zum ersten Türkentag der Reichsgeschichte nach Regensburg einzuladen und ihm den Vorsitz im Namen des Kaisers anzutragen. Während der Herzog noch ausweichend um den heißen Brei herumredete und auf seine Unerfahrenheit und Jugend verwies, begannen im Burghof unzählige Hunde zu bellen und Jagdknechte ungeduldig zu rufen, so dass er vergnügt die Unterredung abbrach und sich in großer Begleitung auf die Jagd begab. Anders als dieser Beginn vermuten lässt, fällt in Piccolominis Geschichte des Regensburger Tags vom Herbst 1454 die Schilderung Ludwigs überaus rühmend aus. Ludwig sei von seinem Vater sehr kurz gehalten worden, habe aber dann die väterliche Sparsamkeit nicht nachgeahmt; er sei vielmehr ein Fürst großen Formats geworden und besitze alle Herrschertugenden, die man von einem König erwarten würde: Tapferkeit, Gerechtigkeit, Strenge, Wohltätigkeit. In Österreich, Franken, Schwaben und bei Auseinandersetzungen innerhalb der wittelsbachischen Familie habe er sich als Friedensstifter erwiesen. Auch physisch ist Ludwig zu dieser Zeit das Bild eines Fürsten. Piccolomini schreibt: „Es heißt, er sei schon 28 Jahre alt; er ist hochgewachsen, von kräftigem Körperbau, fröhlichem Gesichtsausdruck, angenehmer Redeweise, überhaupt ein Fürst



Enea Silvio Piccolomini führt 1452 Kaiser Friedrich III. und seine Verlobte Eleonora von Portugal zusammen. Das

Fresko, das in Piccolominis Heimatstadt Siena zu sehen ist, entstand Anfang des 16. Jahrhunderts.

Foto: akg-images



Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. Er saß von 1458 bis 1464 auf dem Stuhl Petri.

Foto: akg-images

von wahrhaft würdigem Auftreten. Wenn er nun noch Latein könnte, würde ihm nichts mehr zur höchsten Vollkommenheit eines Fürsten fehlen.“ Ludwig lehnte zuletzt den Vorsitz des Regensburger Reichstags ab, doch erschien er immerhin selbst an der Donau, obgleich es auch bei Piccolomini so aussieht, als sei das Anliegen der Türkenbekämpfung in den Hintergrund getreten gegenüber Ludwigs Bestreben, dem von weither angereisten burgundischen Herzog Philipp Ehre zu erweisen. Da aber insgesamt nur drei Fürsten persönlich gekommen waren, behielt Ludwig der Reiche in Piccolominis Vorstellung den Nimbus des potentiellen Kreuzfahrers. Ludwig reiste auch 1455 nach Wiener Neustadt, wo ein weiterer Türkentag angesetzt war, und unterhielt sich dort mit Piccolomini über „den Stein der Unsichtbarkeit“, also wohl einen Stein, der unsichtbar machen sollte.

Drei Jahre später lud Pius II. als erste große Aktion seines Pontifikats die christlichen Fürsten nach Mantua, um endlich den Türkenkrieg voranzubringen, und nun bereitete ihm der Landshuter Herzog eine tiefe Enttäuschung: Er ließ sich, genauso wie fast alle anderen deutschen Fürsten, entschuldigen. Bald musste der Papst erfahren, dass sich Ludwig in oppositionelle Machenschaften gegen Friedrich III. verwickeln ließ, deren militärische Auswirkungen geeignet waren, den Türkenkrieg auf den Sankt Nimmerleinstag zu verschieben. Schließlich brachte Ludwig im Jahr 1462 dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg eine schwere Schlappe bei, die den Kaiser seiner Hauptstütze unter den Fürsten beraubte. Zudem hatte Pius II. gehofft, den von ihm gerne zum unüberwindlichen Haudegen hochstilisierten Zollern als Feldherrn des Kreuzfahrerheers zu gewinnen; auch diese Hoffnung war jetzt dahin. Nach den schlechten Nachrichten des Hochsommers 1462 revidierte der Papst seine Meinung über Ludwig den Reichen gründlich. Wie so oft, kondensierte er seine Verachtung in einer prägnanten Szene. Angeblich hatte Friedrich der Siegreiche von der Pfalz ein von päpstlichen Gesandten vermitteltes fürstliches Friedensbündnis gesprengt, indem er Ludwig dem Reichen vorhielt, er habe sich durch das Befolgen des Friedensappells in ein „ehrloses Monster aus dem Haus Bayern“ verwandelt und werde nach diesem Zeichen der Schwäche niemals mehr Erfolg bei den Frauen haben. Darauf sei Ludwig in Tränen ausgebrochen und habe begonnen, nach Vorwänden zu suchen, um aus dem Bündnis wieder auszusteigen.

Ein kurzer Blick ist in diesem Zusammenhang noch auf den berühmten Martin Mair zu werfen, der sich 1459 als Rat Ludwigs des Reichen in Landshut niedergelassen hatte und in den sechziger Jahren als Sprachrohr der wittelsbachischen Opposition gegen Kaiser und Papst auftrat. Piccolomini und Mair kannten einander seit dem Winter 1450/51. Damals war der Jurist an den Hof Friedrichs III. nach Wiener Neustadt gekommen, wo er sich alsbald nach neuen Beschäftigungsmöglichkeiten erkundigte. So geriet Mair in das Freundschaftsnetzwerk Piccolominis, der ihm zur Hochzeit gratulierte, Ratschläge für sein Eheleben gab, ihn unter seine „besonderen Freunde“ rechnete und ironisch über die Organisation der Kanzlei Friedrichs III. aufklärte. Noch nachdem ihr Verhältnis durch die kirchenpolitische Entwicklung schon erheblichen Belastungen ausgesetzt gewesen war, benachrichtigte Mair Piccolomini von der Geburt eines Sohnes und bekam dafür einen Brief, in dem der Kardinal um Verständnis für die päpstliche Politik warb, an die gemeinsamen

Zeiten in Wiener Neustadt erinnerte und behauptete, sie hätten damals alle Geheimnisse geteilt. Martin Mair sah sich 1453, wie Piccolomini es ihm implizit geraten hatte, anderenorts nach einer Anstellung um. Als Enea Silvio zum Kardinal erhoben wurde, war Mair Kanzler des Erzbischofs von Mainz. Sein Gratulationsschreiben, in das er einige Vorwürfe an die Kurie und direkt an Piccolomini verpackt hatte, provozierte diesen zu einem seiner bekanntesten Werke, dem Traktat *De ritu, situ et moribus Germaniae*, kurz: der *Germania*.

VI.

In der im Sommer 1457 entstandenen *Germania* baute Piccolomini seine erste, auf die kirchenpolitischen Fragen konzentrierte Antwort an Mair zu einer geographisch-historischen Abhandlung aus, indem er eine Beschreibung Deutschlands hinzufügte. Er möchte das deutsche Reich als blühendes, kulturell hochentwickeltes Land darstellen, um dem Vorwurf Mairs zu begegnen, die Kurie habe durch ihre Pfründenvergabe-politik, die damit verbundenen Gebührenforderungen und daraus entstehenden Prozesse die Deutschen verarmen lassen. Ganz im Gegenteil, so behauptet Piccolomini, hat Deutschland seit der Einführung des Christentums, somit durch das Verdienst Roms, einen ungeheuren Aufschwung genommen. Um den zeitgenössischen Horizont zu illustrieren, führt er Region für Region die wichtigsten Städte auf, deren Vielzahl und wohlhabendes Aussehen seiner Meinung nach die angeblichen Verarmungstendenzen überzeugend widerlegen. Für Bayern lobt er insgesamt zehn Städte als ansehnlich, überwiegend ohne dabei ins Detail gehen. Als Zentren politischer und kirchlicher Strukturen nennt er die Bischofssitze Salzburg, Regensburg, Passau, Eichstätt und die herzoglichen Residenzen München, Straubing, Landshut, Burghausen, Amberg und Neumarkt in der Oberpfalz. Dass hier Freising nicht vorkommt, ist ein reines Versehen, wie ein Blick auf das gleich zu erwähnende Bayernkapitel in Piccolominis *Europa* erweist, wo er von fünf Bischofsstädten schreibt.

Beschreibungen von Städten, die er schon früher ausführlicher geschildert hatte, sind in der *Germania* auf das notwendigste Informationsgerüst „eingekocht“. Das gilt besonders für Passau und Regensburg. Passau hatte er 1444 in jenem bereits erwähnten Brief über einen Besuch bei Bischof Leonhard von Laiming beschrieben. Er schildert zuerst die Lage Passaus an den drei Flüssen, von deren Zusammenfluss die Stadt den Namen erhalten habe, den er für ein italienisches Fremdwort im Deutschen hält: „Drei Flüsse fließen an einem Ort zusammen, und deshalb nennen manche diesen Ort mit einem italienischen Wort *passum*, das heißt Übergang.“ Nach einer Bemerkung zur Rolle Passaus als Handelsplatz gilt seine Aufmerksamkeit dem unvollendeten Dom, an dessen Chor Bischof Leonhard gerade mit großem Aufwand baue, und dem daran anschließenden Bischofspalast, der einem Kaiser oder Papst angemessen sei. Dies leitet über zu den zwei Bischofsburgen Nieder- und Oberhaus auf der anderen Seite der Donau, von denen die letztere ihn zu dem Kommentar hinreißt: „Meiner Meinung nach sind die Deutschen bewundernswerte Ingenieure und übertreffen alle Völker in der Baukunst“.

Durch Passau ist Piccolomini sicher mehrfach gereist, doch vermutlich länger als dort hielt er sich in Regensburg auf, wo er anlässlich des ersten Türkentags 1454 etwa vier Wochen residierte. In dem Bericht, den er seinem Freund Johannes Vitéz kurz nach dem Ende

der Versammlung gab, durfte eine kurze Beschreibung des Orts nicht fehlen. Sie hebt mit der Angabe an, Regensburg liege an der Donau im alten *Noricum*, das jetzt *Baioaria* heiße, habe zahlreiche prächtige Gebäude und Kirchen. Außerdem befinde sich hier eine Brücke aus behauenen Steinen, die in ganz Deutschland berühmt sei, die Stadt sei umgeben von gewaltigen Befestigungsanlagen mit einer hohen und dicken Mauer, einem breiten und tiefen Graben sowie zahlreichen Türmen und Vorwerken. Der Ort – und das ist die Anbindung an den aktuellen Zweck seines Besuchs – hat häufig als Sitz von Reichsversammlungen gedient, und außerdem ist Konrad III. von hier aus zum zweiten Kreuzzug aufgebrochen. Piccolomini hatte in den vier Wochen auch Zeit, sich in Regensburg umzusehen, und erkannte mit sicherem Blick sogleich eine Kuriosität, auf die er später noch zweimal zurückkam. Er besuchte das Kloster Sankt Emmeram, wo ihm der Abt die Reliquien des heiligen Dionysius Areopagita zeigte. Da Piccolomini einwandte, der heilige Dionysius liege doch bei Paris (nämlich in dem Kloster Saint-Denis), holte der Abt eine Bulle Papst Leos IX. hervor, der bestätigt hatte, dass ein Kaiser diese Gebeine in Paris gestohlen und sie hierher transferiert habe. Piccolomini konnte sich den Namen des Kaisers nicht merken, im Gedächtnis blieb ihm aber, dass der Papst diese Tat einen „frommen Diebstahl“ (*pium furtum*) genannt hatte. Er war damit einer Fälschungsaktion der Emmeramer Mönche des 11. Jahrhunderts auf den Leim gegangen, die neben anderen Texten auch diese vermeintliche Bulle Leos IX. hergestellt hatten, um zu beweisen, dass einer der letzten Karolinger, Kaiser Arnolf, ihnen am Ende des 9. Jahrhunderts den großen Heiligen verschafft habe.

VII.

In größerem Stil kam Piccolomini auf das Thema Bayern noch einmal in seiner *Europa* zurück, die er im Sommer 1458 als Teil einer geplanten Kosmographie verfasste, an deren Vollenendung er dann durch seine Papstwahl im August desselben Jahres gehindert wurde. In einer virtuellen Reise, die im Osten Europas beginnt, werden geographische, ethnographische und historisch-politische Informationen zusammengetragen. Das Kapitel zu Bayern ist dabei eines der umfangreichsten, denn es warf für den antiken Geographen, besonders Strabo, geschulten Humanisten einige Probleme auf, deren Untersuchung etwa die Hälfte der zweieinhalb gedruckten Quartseiten über Bayern ausmacht. Noch verhältnismäßig einfach ist es, die Grenzen zu bestimmen, die nur zu Österreich hin fraglich sind. In antiken Quellen ist aber zu finden, dass dieses Gebiet von den Norikern bewohnt werde. Doch warum heißt nun das Land südlich der Donau *Bavaria*, und woher kommen diese Bayern überhaupt? Piccolomini meint, ganz alte Handschriften hätten die Form *Baioaria*, und deshalb könne man nach Strabo annehmen, dass es sich bei den *Baioarii* um die alten Bojer handle, die in der Poebene siedelten und von den Römern nach Norden vertrieben wurden. Ja, es stehe fest, dass die Bojer sich dann in Pannonien niederließen, und von da konnten sie leicht in das benachbarte *Noricum* eingewandert sein. Die Gleichsetzung der alten Bojer mit den Vorfahren der Bayern des 15. Jahrhunderts hatte allerdings einen Haken: Die Bojer waren Gallier, die Bayern aber sind „jetzt ein deutscher Stamm und sprechen Deutsch“ (*ea nunc Germanica gens est, sermone utens Teutonico*).

Ausschlaggebend für die Zuordnung zu einem Volk ist für Piccolomini also die Sprache, wobei im Laufe der Geschichte auch Verschiebungen eintreten können. In der *Europa* entwickelte Piccolomini schon eine recht bemerkenswerte Argumentation, um seine These Bojer = Bayern zu untermauern. Als Papst griff er das Thema ein letztes Mal in den *Commentarii* auf und erklärte anlässlich seiner Durchreise durch Bologna, die Stadt habe früher richtiger Boionia nach den Bojern geheißen, die in Richtung Donau abgewandert seien, die zeitgenössische Verwendung von *Bavari* statt *Boi* oder *Baioarii* sei einfach verderbter Sprachgebrauch, weniger zutreffend sei es aber, die Böhmen für die Überreste der Bojer zu halten, denn schließlich seien diese ein slawischer Stamm.

In dem Streit um die Herkunft der Bayern gebührt Enea Silvio Piccolomini also der Ruhm, als erster die folgenreiche These einer keltischen Abstammung aufgestellt zu haben. Über die *Europa*, deren enorme Nachwirkung noch gar nicht richtig untersucht ist, drang die Gallier- oder Keltenthese in die bayerische Landesgeschichtsschreibung ein. Der Einfluss des Literaten Piccolomini löste sich mit dem Beginn des Druckzeitalters sehr schnell aus der Bindung an die persönliche Netzwerkbildung. Dazu trugen nicht allein die zahlreichen Druckauflagen bei, in denen die meisten seiner Werke noch im 15. Jahrhundert erschienen, sondern auch deren Verwertung in anderen gedruckten Schriften. Um 1490 wurde die *Europa* erstmals im deutschen Reich in einer Einzelausgabe gedruckt. Diese Ausgabe lag Veit Arnpeck vor, als er seine 1495 fertig gestellte bayerische Landesgeschichte schrieb, in die er das Bayernkapitel der *Europa* fast ungekürzt einfügte.

VIII.

Der einflussreichste Propagator der Texte Piccolominis war jedoch Hartmann Schedel, der für seine 1493 erschienene Weltchronik alle Werke des Sienesen, derer er habhaft werden konnte, ausschlichtete. So finden sich chronologisch passend eingefügte Personendarstellungen, Städtebeschreibungen, Ereigniserzählungen aus der Feder Piccolominis in der Weltchronik wieder, bisweilen gekürzt, oft aber auch wörtlich übernommen, wobei Schedel entsprechend der damals üblichen Kompilationstechnik fast stets den Namen des Autors verschweigt. Da es keine kritische Ausgabe der Weltchronik gibt, der Text vielmehr meist nach einem der mittlerweile zahlreichen Faksimiles und Internet-Angebote konsultiert wird, dürfte es besonders den Lesern der deutschen Übersetzung der Chronik verborgen bleiben, an wie vielen Stellen sie in Wahrheit Piccolomini vor sich haben. Die Beschreibung Passaus etwa ist einschließlich der Erklärung des Namens als italienisches Fremdwort und des Lobes der Deutschen wörtlich aus dem mehrfach erwähnten Brief Piccolominis aus dem Jahr 1444 entnommen. Eine Hauptquelle Schedels war selbstverständlich die *Europa* Piccolominis, die sich für eine stückweise Verwertung besonders gut eignet. Doch fiel dem gelehrten Arzt dabei auf, dass die von ihm benutzte Überlieferung Mängel aufwies; auch wollte er wohl die vielen nicht verwertbaren Teile nicht einfach unter den Tisch fallen lassen. Und so wurde am Ende der Weltchronik eine zusammenhängende Bearbeitung der *Europa* angehängt, die Hieronymus Münzer auf Wunsch Schedels angefertigt hatte. In die Auswahl aufgenommen wurde auch ein Abschnitt *Von Bayrmland*, der jedoch gegenüber dem

Originaltext Piccolominis merkwürdige Kürzungen aufweist. Eingangs wird noch mit Piccolomini festgestellt, *Bayrmland ist ein weytte und reiche gegend*, aber dann wird seine langwierige Ableitung des Bayernnamens von den Bojern schönede zusammengekurzt auf: *Von dem herkommen und vrsprung des bayrischen Namens vnd volcks ist vnder den gschichtbschreibern mancherlay wone* (das heißt: Meinung). Wert wird dagegen auf die wörtliche Übernahme der Feststellung Piccolominis gelegt, dass Strabos Ansicht, es handle sich um eine wüste Gegend, nicht mehr gelte: *yedoch ist sie yetzo fast wol erpawt vnd mit grossen treffenlichen habehaftigen vnd berümbten stetten geziert, also dz wir nicht wissen welche diese in gantzem Europa an scheinperlicheit vbertreffen*.

Doch obwohl der Herausgeber der ersten Einzelausgabe der *Europa*, Michael Christan, an dem Werk gerühmt hatte, dass Piccolomini gerade jene Provinzen, die von den alten Kosmographen aus Nachlässigkeit oder Unkenntnis übergangen worden seien, ungemein reichhaltig schildere, fand der Bearbeiter Hieronymus Münzer einiges auszusetzen. In einem Zusatz merkt er eigens an: *Eneas silvius pius hat im anfang dijs seins büchleins zugagt, das er die Europischen sachen an dz liecht bringen wöl, aber dieweil er mit der aufztaylung obers vnd nyders Teütschs lands vmbgangen ist, hat er den blümen derselben nation vnderwegen gelassen, dann er hat nichts von dem aller eltiten volck teütscher nation der Schwaben geschrieben ...*

Münzer war nicht der einzige, der „Forschungslücken“ bemerkte. Veit Arnpeck, der in seiner Bayerischen Geschichte neben der *Europa* auch die Schedelsche Weltchronik stark heranzog, hängt sich an diese Kritik an, indem er sie abwandelte: „Aber er (das heißt Piccolomini) hat wenig über Bayern oder *Noricum* und seine Fürsten geschrieben, wo doch die Bayern unter den Deutschen als strahlendes Gestirn und schneeweiße Blüte hervorleuchten“

Hieronymus Münzer, aus Feldkirch in Vorarlberg gebürtig, mithin ein Schwabe, und Veit Arnpeck, aus Freising stammend, zeitweise in Amberg lebend, also sowohl für Bayern als auch für *Noricum* ausgewiesen, waren demnach mit der Beschreibung jeweils ihrer Regionen zufrieden. Dass diese Leser, belehrt durch Piccolomini, ihre Ansprüche nunmehr höherschraubten, zeigt, wie ungemein erfolgreich die geographisch-historische Konzeption der *Europa* 35 Jahre nach ihrer Abfassung war. □

Weiterführende Literatur

Heitmann, Klaus: *Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, 1. Band: Von den Anfängen bis 1800*, Heidelberg 2003

Helmrath, Johannes: *Pius II. und die Türken*, in: Guthmüller, Bodo/Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.), *Europa und die Türken in der Renaissance*, Tübingen 2000, S. 79–138

Helmrath, Johannes: *Vestigia Aeneae imitari. Enea Silvio Piccolomini als „Apostel“ des Humanismus. Formen und Wege seiner Diffusion*, in: Helmuth, Johannes/Muhlack, Ulrich/Walther, Gerrit (Hrsg.): *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*, Göttingen 2002, S. 100–141

Fuchs, Franz (Hrsg.): *Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen*, Wiesbaden 2007, *Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung* 22

Märtl, Claudia: *Pius II. (1458–1464). Offensive und defensive Strategien seiner Selbstdarstellung als Papst*, in: Matheus, Michael/Klinkhammer, Lutz (Hrsg.): *Eigenbild im Konflikt. Krisensituationen des Papsttums zwischen Gregor VII. und Benedikt XV.*, Darmstadt 2009, S. 63–87 (mit Zusammenstellung der wichtigsten neueren Literatur zu Piccolomini)

Märtl, Claudia: *Liberalitas Baioarica. Enea Silvio Piccolomini und Bayern*, in: *Bayern und Italien. Politik, Kultur, Kommunikation* (8. – 15. Jahrhundert). *Festschrift für Kurt Reindel zum 75. Geburtstag*, hg. von Heinz Dopsch, Stephan Freund, Alois Schmid (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Beiheft 18, Reihe B, 2001) S. 237–260.

Meuthen, Erich: *Ein „deutscher“ Freundeskreis an der römischen Kurie in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Von Cesarini bis zu den Piccolomini*, in: *Bäumer, Remigius u.a. (Hrsg.): Synodus. Beiträge zur Konzilien- und allgemeinen Kirchengeschichte. Festschrift für Walter Brandmüller (Annuariohistoriae conciliorum 27/28, 1995/96)*, S. 487–542

Terzoli, Maria Antonietta (Hrsg.): *Enea Silvio Piccolomini: Uomo di lettere e mediatore di culture – Gelehrter und Vermittler der Kulturen*, Basel 2006

Voigt, Klaus: *Italienische Berichte aus dem spätmittelalterlichen Deutschland. Von Francesco Petrarca zu Andrea de' Franceschi (1333–1492)*, Stuttgart 1973

Weinig, Paul: *Aeneam suscipite, Pium recipite. Aeneas Silvius Piccolomini: Studien zur Rezeption eines humanistischen Schriftstellers im Deutschland des 15. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1998

BR α pha

CAMPUS

Jeden Mittwoch
von 16.00 bis 16.30 Uhr
Wiederholung samstags
von 12.15 bis 12.45 Uhr

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Mittwoch, 30. Juni 2010
Leuchtet München noch immer?

Dicht am Leben

Begegnung mit der Regisseurin Barbara Albert

Sie ist eine preisgekrönte Regisseurin, schreibt ihre eigenen Drehbücher, hat als Produzentin Erfolg und auch Erfahrung als Schauspielerin: Die Wienerin Barbara Albert, geboren 1970, eine klassische Autorenfilmerin, war am 6. Februar 2010 zu Gast beim Filmforum der Katholischen Akademie. Gezeigt wurden ihre Filme „Nordrand“ (1999) und „Böse Zellen“

(2003), diskutiert wurde natürlich über die beiden bewegenden Filme, aber auch über ihren persönlichen Hintergrund, ihre katholische Prägung, ihre Liebe zum Film und zu ihren Figuren. Wir dokumentieren neben den beiden Einführungsreferaten auch Passagen aus der engagierten Podiumsdiskussion.

Abgründe und Glücksmomente

Reinhold Zwick

Zum filmischen Werk von Barbara Albert

„Nordrand“ von Barbara Albert war nicht nur 1999, nach einem halben Jahrhundert, der erste österreichische Film im Wettbewerb der Filmfestspiele von Venedig, sondern erhielt auch die Ehre, eine bemerkenswerte DVD-Reihe mit dem Titel „Der österreichische Film“ zu eröffnen, die das „Filmarchiv Austria“ zusammen mit der Wiener Zeitung „Der Standard“ ediert. Dass gleich ihr erster abendfüllender Spielfilm einmal Auftakt einer mittlerweile knapp 150 Titel zählenden Edition werden sollte, die mit dem Slogan „Kult. Klassiker. Kostbarkeiten“ beworben wird, hätte sich die Regisseurin wohl nicht träumen lassen, als sie Mitte der 1990er Jahre in guter Autorenfilmer-Manier mit der Arbeit an dessen Drehbuch begonnen hatte.

Barbara Albert war damals noch Studentin an der Wiener Filmakademie. 1970 in Wien geboren, hatte sie dort 1991 ein Regie- und Drehbuchstudium begonnen und wirkte schon als Studentin an etlichen Filmproduktionen mit – in verschiedenen Funktionen: als Regie-, Script- und Schnittassistentin. Gelegentlich trat sie auch als Darstellerin vor die Kamera, so in „Memory of the Unknown“ (Niederlande 1996), dem ersten Spielfilm von Nathalie Alonso Casale, der eine Gruppe von Menschen bei einer Busreise studiert, die zu einer Reise in Erinnerung und unerfüllte Wünsche wird. Später spielte sie nochmals in Jörg Kalts „Crash Test Dummies“ (Österreich 2005), der ähnlich wie Casales Film ebenfalls einige thematische und motivische Verbindungen zu Alberts eigener Arbeit besitzt. Kalts zweiter Spielfilm handelt von einem rumänischen Pärchen, das „ohne Geld in Wien strandet. Ihre Wege trennen sich, kreuzen sich mit Einheimischen und führen



Prof. Dr. Reinhold Zwick, Professor für Biblische Theologie und ihre Didaktik an der Universität Münster

sie schließlich wieder unter neuen Vorzeichen zusammen. Ein Film über Zufälle, kontrollierte Unfälle und das Herz der Tragik...“ (www.amourfou.at).

Einen Namen als Regisseurin machte sich Barbara erstmals mit ihrem Kurzfilm „Die Frucht Deines Leibes“, der 1996 nach Venedig eingeladen war und dann auf verschiedenen Festivals ausgezeichnet wurde. Auch ihre folgenden Kurzfilme, der dokumentarische, in Sarajewo gedrehte Film „Somewhere Else“ (1997), in dem sich junge Bosnier zu den Auswirkungen des Krieges auf ihr Leben äußern, und der Kurzfilm „Sonnenflecken“ (1998) wurden ins Programm mehrerer europäischer Film-

festivals aufgenommen. Die teilweise schon recht langen „Kurzfilme“ bearbeiten bereits Motivreise, die dann in den ersten beiden Spielfilmen wiederkehren und zusammenlaufen sollten, so etwa die Erkundung von Kindheit und Adoleszenz unter schwierigen Verhältnissen, die Sehnsucht nach Glück, den Balkankrieg oder die ambivalente Rolle katholischer Traditionen. „Sonnenflecken“ und „Die Frucht Deines Leibes“ weisen in ihrer eindringlichen Bildgestaltung (Kamera: Christine Anna Maier, die auch „Nordrand“ filmte) und in ihrer offenen, episodisch aufgebrochenen Struktur auch auf die Ästhetik der Langfilme voraus.

Auf „Nordrand“ folgte 2003 der ebenfalls viel beachtete Spielfilm „Böse Zellen“ und 2006 schließlich als bislang letzte Regiearbeit der Film „Fallen“, der ebenfalls im Wettbewerb von Venedig uraufgeführt wurde. Während der strukturell an „Nordrand“ anschließende Film „Böse Zellen“ ein bedrückendes Kaleidoskop von Schicksalsschlägen gestaltet, das immer wieder dezidiert Antwortangebote der religiösen Traditionen und der Naturwissenschaften, vorab der Chaostheorie, aufruft und in Spannung zueinander setzt, schlägt „Fallen“ einen etwas entspannteren Ton an, wenn er von fünf ehemaligen Schulfreundinnen erzählt, die sich anlässlich der Beerdigung eines einst von ihnen allen verehrten Lehrers nach vierzehn Jahren wiedersehen. „Für zwei Tage und eine Nacht“, so schrieb der „film-dienst“ (Nr. 2, 2008), „wandeln die Frauen [...] durch ihre Vergangenheit, werden mit ihren früheren Idealen, Träumen und verpassten Chancen konfrontiert und können sich doch die Hoffnung auf einen möglichen Neuanfang erhalten.“

Nochmals zurück in das Jahr 1999, das Jahr von „Nordrand“: in dieses Jahr fällt auch die Gründung der unabhängigen Filmproduktionsgesellschaft „coop99“ – so benannt wegen der Kooperation der Regisseurinnen und Regisseure Barbara Albert, Jessica Hausner, Antonin Svoboda und Martin Gschlacht. Außer ihrer Regietätigkeit ist Albert seither im Rahmen von „coop99“ an zahlreichen, international renommierten Produktionen beteiligt gewesen, als Drehbuchautorin, als Produzentin oder gleich in beiden Funktionen, und sie hat in diesen Rollen die Filme der Kolleginnen und Kollegen gewiss immer auch mit ihrer Wahrnehmung und Sensibilität inspiriert. Unter den so entstandenen Produktionen sind so wichtige, künstlerisch überzeugende Arbeiten wie „Schläfer“ von Benjamin Heisenberg (2005), „Esmas Geheimnis – Grbavica“ von Jasmila Zbanic, der 2006 in Berlin den „Goldenen Bären“ und auch den Hauptpreis der „Ökumenischen Jury“ gewann, und Jessica Hausners „Lourdes“, der letztes Jahr in Venedig mit zahlreichen Preisen geehrt wurde, darunter dem Hauptpreis der katholischen Signis-Jury.

Ich möchte im Folgenden einige Grundzüge von Barbara Alberts Arbeit nicht in der Abstraktion einer Überschau über ihr Gesamtwerk zu rekonstruieren versuchen, sondern solche anhand eines konkreten Films skizzieren: ihres ersten Langfilms „Nordrand“.

Abgründe und Glücksmomente – Annäherung an „Nordrand“

„Nordrand“ erzählt eine Geschichte, viele Geschichten vom Rand der großen Stadt, von dort, wo sie ausfranst, hässlich wird, zwischen Wohnsilos und Gewerbegebieten, wo nur die wohnen, die dort wohnen müssen, weil sie sich die inneren Bezirke nicht leisten können. In diesem Fall ist es der Rand von Wien, eine Gegend wie die, in der Barbara Albert selbst aufgewachsen ist.

Es könnte aber auch der Rand von Berlin sein, oder irgendeiner anderen großen Stadt, wo Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammentreffen, in der Hoffnung, sich hier eine Existenz aufzubauen oder um von hier aus nochmals zum Sprung in ein noch ferneres Sehnsuchtsziel ansetzen zu können.

„Nordrand“ erzählt von Menschen am Rand, die sich mühsam, unter vielen Rückschlägen und Demütigungen durchs Leben schlagen, die sich zu behaupten suchen, sich nach Glück, nach Liebe und nach Geliebt-Werden sehnen. Menschen, die nicht gelernt haben, sich differenziert auszudrücken, die oft sprachlos bleiben oder sich nur fragmentiert mitteilen, nicht selten in der derben Ausdrucksweise, die das „Sprachspiel“ ihres Milieus prägt. Aber zugleich Menschen, die ohne große Worte, mit einfachen Gesten und mit kleinen symbolischen Handlungen, etwa mit Geschenken, die Glücksvorstellungen kondensieren, doch sehr viel sehr ehrlich zu sagen vermögen.

„Nordrand“ erzählt von Menschen im Norden der Stadt. Und den Norden spürt man förmlich in den oft kalten, unwirtlichen Bildern, in der Kälte in manchen (nicht allen!) Beziehungen. Aber dennoch sind Barbara Alberts Figuren von einer Wärme durchglüht, die sich oft tief in ihr Inneres, hinter viele Panzerungen zurückgezogen hat. „Nordrand“ zeigt uns Menschen, die noch Sehnsucht spüren, die über alle Deformationen hinweg, die sie erlitten haben, etwas Unverbrüchliches in sich haben, etwas, das sie doch wieder aufstehen lässt, wenn sie am Boden liegen. Dieses „etwas“ wird spürbar und sichtbar gemacht durch die Liebe von Barbara Albert zu ihren Figuren, und durch die durchwegs großartigen Darstellerleistungen, die diesem liebenden, nicht verachtenden Blick der Regisseurin adäquat zu antworten vermögen und einen völlig vergessen lassen, dass man Schauspielern zusieht. Zu Recht erhielt Nina Proll in der Rolle der Jasmin beim Filmfestival von Venedig 1999 den „Marcello-Mastroianni-Preis“ für die beste schauspielerische Nachwuchsleistung.

„Nordrand“ ist ähnlich strukturiert wie der im selben Jahr 1999 uraufgeführte Film „Nachtgestalten“ von Andreas Dresen, den wir vor einigen Jahren mit eben diesem Film als Gast bei einem unserer ersten Filmforen hatten begrüßen dürfen. Auch Barbara Albert exponiert verschiedene Figuren und Handlungsstränge, die anfangs nebeneinander her laufen, verbunden nur durch den Himmel, der sie alle überwölbt, die sich gelegentlich wie zufällig berühren und kreuzen und zum Teil erst viel später zusammenfinden, sich verschränken und teilweise wieder auseinanderdriften.

„Nordrand“, das ist die Geschichte von Jasmin, der Verkäuferin in einer Wiener „Aida“-Konditoreifiliale, und die Geschichte der aus Serbien stammenden Krankenschwester Tamara, und das sind die stärker fragmentierten Geschichten des Grenzsoldaten Roman, des bosnischen Flüchtlings Senad und des Rumänen Valentin, der von Wien aus in die USA zu kommen hofft. Die Vielfalt ihrer Herkunft spiegelt sich auch in der Vielfalt der Musik, die das Geschehen begleitet und kommentiert.

Uns begegnen in „Nordrand“ Menschen, wie man sie sonst selten im Kino sieht, bei Andreas Dresen vielleicht oder bei Aki Kaurismäki. Menschen am Rand, die „Verlorenen und Vergessenen“, denen einst – uns als Mahnung – Jesu besondere Zuwendung goltgen hatte, wie Hans Werner Dannowski in seiner Predigt zur Verleihung des Templeton-Filmpreises an „Nordrand“ erinnerte. Das Drehbuch verwebt die Figuren kunstvoll in ein Netzwerk von

Beziehungen, das – nur wenig in die Vergangenheit verschoben – in der Mitte der 1990er Jahre angesiedelt ist, näherhin im Jahre 1995, in dem Barbara Albert auch die Arbeit am Drehbuch begonnen hatte.

Der Film bleibt einerseits nah an den Figuren und ihrer scheinbar kleinen, aber alles andere als heilen Welt, umfängt diese aber nochmals durch die Verstrickung der Herkunft der Figuren und ihrer Begegnungen mit dem letzten Balkankrieg, der nicht nur über die Medien und Dokumentaraufnahmen, sondern auch durch persönliche Verflechtungen immer wieder in die, diesem Krieg so nahe, Wiener Gegenwart hineinragt. Die auf diese Weise differenziert aufgeklärte Gegenwart wird zudem aufgeladen mit Geschichtstiefe, näherhin mit Biographiegeschichte, indem gelegentlich schlaglichtartig die Kindheit der beiden Protagonistinnen Jasmin und Tamara aufgerufen wird, beide Male eine Kindheit unter dem Vorzeichen psychischer und physischer Beschädigungen, aber doch auch ein Raum kurzer, zerbrechlicher Glücksmomente.

Neben den beeindruckenden Darstellerleistungen ist die komplexe Erzählstruktur, die sich nie zur selbstverliebten Kunstübung verselbständigt, sondern immer der Entwicklung der Figuren und Beziehungen zugeordnet bleibt, ein weiterer Grund für den Reichtum und die Tiefe von „Nordrand“. Was den Film darüber hinaus so bemerkenswert macht, ist seine seltene, und in dieser Form noch seltener gelingende Verbindung von filmischem Realismus und Kino-Poesie: Barbara Alberts Filmsprache zeichnet sich einerseits aus durch eine genaue, unbestechliche Beobachtungskraft, durch einen ungeschminkten Realismus, der bisweilen schonungslos und für einige lange Momente auch schwer erträglich sein kann. Aber die harten Bilder sind niemals voyeuristisch, sondern immer nur dann eingesetzt, wenn es die Wahrhaftigkeit im Blick in die Abgründe der Lebensgeschichten und ihrer Verflechtungen in seelische und sexuelle Gewalt verlangt. Eine meisterliche Gegenspannung zum realistischen Duktus entsteht durch die Überhöhung oder Austiefung der Bilder ins Symbolische oder Metaphorische. Auch diese erfolgt nicht aufgesetzt, sondern als integraler Modus des Erzählens, und nie mit dem Zeigefinger, sondern immer so, dass sich der Zuschauer als denkendes Wesen ernstgenommen weiß, als jemand der eingeladen ist, die Bilder und Geschichten weiter kreativ aufzuladen. So sind beispielsweise die Bonbonfarben, in die sich Jasmin kleidet und mit denen sie sich umgibt, nicht nur stimmiger Teil eines, wie man heute sagen würde, geschmackunsicheren Prekariatsmilieus, sondern zugleich und

mehr noch Symbolisierungen eines durch Traumatisierungen in der Kindheit gestörten Reifungsprozesses. Viele Bild- und Handlungselemente besitzen metaphorische Obertöne: die Blicke auf die Natur, die Landschaft, das Wetter, den Schnee erzählen mit an den Geschichten, und die Scherbenhaufen beispielsweise auf dem Wiener Domplatz nach der Silvesterfeier sind nicht nur realistische Relikte einer förmlichen Schlacht mit Alkohol, Böllern und Raketen, sondern auch ein Hinweis auf die Zerbrechlichkeit des Glücks, das für die Protagonisten in eben dieser Nacht, da sie ausgelassen in der Menge taumeln, schon wieder Risse bekommt. Das poetische Bild des roten, am Himmel tanzenden Kinderdrachens, das den Film rahmt, etabliert nicht nur eine Spur der Unschuld, sondern in der Spannung zwischen dem Wegstreben in den Himmel und der Fesselung an die Leine auch das zentrale Thema des Freiheitsbegehrens und seiner Einschränkung.

Am Ende ist „Nordrand“ ein Film, der gerade weil er nichts bequem beschönigt und billige Tröstungen verweigert, umso nachhaltiger Hoffnung macht: Hoffnung, dass die Menschen den sie formierenden und deformierenden Kräften ihrer Herkunft und ihrer Umgebung nicht völlig ausgeliefert sind, Hoffnung, dass es etwas in ihnen gibt, das Widerstand leistet und Perspektiven eröffnet. Dadurch wird „Nordrand“ zu einem *milieugenaue Plädoyer gegen die Milieutheorie* und zu einem Film, der in seiner liebenden Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande viel vom Geist von Jesu Option für die Armen und vom Geist seiner Seligpreisungen atmet.

Wegen seiner filmkünstlerischen Kraft und seiner thematischen Tiefe wurde „Nordrand“ nicht nur als „Kinotipp“ der Katholischen Filmkommission und seitens der „Jury der Evangelischen Filmarbeit“ als „Film des Monats“ ausgezeichnet, sondern gewann im Jahr 2000, wie schon erwähnt, auch den von evangelischer Seite vergebenen „Europäischen John Templeton Film Preis“. Diese und andere bedeutende Preise mehr, etwa auf der Viennale 1999 der vom Internationalen Filmkritiker-Verband vergebenen FIPRESCI-Preis und beim Internationalen Filmfestival Stockholm 2000 der Preis für den besten ersten Spielfilm, waren eine große Ermutigung für Barbara Albert, ihren Weg zu den Menschen und zum Leben konsequent weiter zu gehen. Und auf diesem Weg dürfen wir noch vieles von ihr erwarten. □



Foto: Verleih

Tamara (Edita Malovcic) (li.) und Jasmin (Nina Proll) kennen sich aus ihrer Jugend und treffen sich nun in einer Abtreibungsklinik wieder. Die Ge-

schichte dieser beiden Frauen erzählt Barbara Albert in ihrem Film „Nordrand“ (1999).

Barbara Albert: „Böse Zellen“ – Eine Einführung

Ulrike Frick

I.

Ein Schmetterling schlägt mit den Flügeln. Und löst damit einen Sturm über dem Golf von Mexiko aus. Der führt zu einem schrecklichen Flugzeugabsturz, den nur die 24-jährige Manu überlebt. Sechs Jahre später sitzt Manu als Kassiererin hinter der Kasse eines Supermarkts, und wir sehen, wie ihr Leben mit Mann und Tochter, im Kreise von Familie, Freunden und Zufallsbekanntschaften aussieht. In der Struktur eines klassischen Ensemblefilms entfaltet Barbara Albert an ganz alltäglichen Orten ein trauriges Kaleidoskop des Daseins. Mit Figuren, denen das Leben nichts schenkt und die sich ebenfalls nichts schenken.

In einem fragmentarischen, im Vergleich zu „Nordrand“ stark aufgelösten und lose an Schnitzlers „Reigen“ erinnernden Arrangement, untersucht die Regisseurin den österreichischen Alltag, aber nicht nur das: Sie visualisiert das Gefühl der Angst. Der Todesangst. Und der Angst vor dem Alleinsein. Über dem gesamten Film liegen die diversen Ängste der Charaktere. Und mit einer Vehemenz, der man sich nicht entziehen kann, schleichen sich diese Angst, aber auch das Verstehen-Wollen, wie es dazu kommt, in den Zuschauer ein.

Als einzelne Zellen schwirren die Figuren herum, immer in der Hoffnung, das Alleinsein zu durchbrechen. Denn sich anderen zu öffnen, macht verletzlich und birgt Enttäuschungen. Auch das lernen Barbara Alberts Charaktere. Ein Ereignis bedingt ein anderes, alles hängt irgendwie zusammen. Wie ein Stein, der ins Wasser fällt und seine Kreise zieht, stößt ein Unglück hier das nächste Ereignis an. Auf diese Weise kann Barbara Albert ihre kunstvoll ineinander verwobene Geschichte ganz behutsam entfalten. Alberts Figuren wissen nicht mehr, wo es hinget und wie es in ihnen aussieht: Ihr ICH ist fragmentiert, jedes Charakterbild löst sich in Pixel auf und geht mit den Pixeln einer anderen Figur kurzfristig das ein, was man gemeinhin „Beziehung“



Dr. Ulrike Frick, Filmjournalistin, Programmleiterin der Sektion Deutsche Fernsehfilme des Filmfest München

nennt. Diese Fragmentierung des Innenlebens ihrer Figuren nimmt Albert in ihrer Erzählstruktur auf. Anfangs wirkt der Film ein wenig chaotisch. Aber dieser Eindruck täuscht. In Wirklichkeit entspinnt die Regisseurin sehr geschickt nach und nach ein komplexes soziales Netz, ein Bild der Gesellschaft, in der fast alle Bindungen letztendlich scheitern.

II.

Es ist in letzter Zeit, nicht erst seit der aktuellen Oscarnominierung für Michael Hanekes „Das weiße Band“, sehr viel über den jungen österreichischen Film, die „Nouvelle Vague Viennoise“ geredet worden. Auch „Böse Zellen“ war 2004 für den österreichischer Vertreter für den Auslands-Oscar nominiert.



Foto: Verleih

Die drogensüchtige Tante, das Kind und der Friedhof: Drei wichtige Elemente in Barbara Alberts Film „Böse Zellen“ aus dem Jahr 2003, in dem

Schicksalsschläge die Menschen treffen, Momente des Glücks zu sehen sind und am Ende sogar Hoffnung bleibt.

Mit diesem Film zeigt Barbara Albert, dass sie nichts mit Hanekes künstlicher Überhöhung oder Ulrich Seidls Faible für Proletenmilieus zu tun hat. Sie hat ihren ganz eigenen Stil. Sie moralisiert nicht. Sie psychologisiert nicht. Barbara Albert dokumentiert.

Sie zeigt ihre Figuren, aber sie beurteilt sie nicht. Sie bleibt immer nahe am Alltag, sowohl was die Wahl der Personen als auch deren Charakterisierungen betrifft.

Was man auf der Leinwand sieht, ist bloßes Alltagsgeschehen. Man schaut den Menschen beim Leben zu. Es ist meistens nichts Ungewöhnliches, was da passiert. Entscheidender, als das, WAS passiert, ist, WIE es passiert. Nie hat man den Eindruck, das Geschehen ereigne sich ausschließlich für den Betrachter. Niemand „spielt“ für einen. Vielmehr fühlt man sich eher als unbefugter Eindringling.

„Die klassische Dramaturgie hat mit dem Leben überhaupt nichts zu tun“, sagte Angela Schanelec einmal, die deutsche Regisseurin von Filmen wie „Marseille“ oder „Mein langsames Leben“, und dies trifft auch auf die Filme ihrer Gesinnungsgenossin aus Österreich zu. Das Insistieren auf der Beobachtung, auf der Realität, der „R-Effekt“, eint die österreichischen Filmemacher der coop und die jungen deutschen Regisseure der so genannten „Berliner Schule“. Leute wie Benjamin Heisenberg, Schanelec, Christoph Hochhäusler, Ulrich Köhler, Christian Petzoldt oder die letztjährige Berlinale-Abräumerin Maren Ade („Alle anderen“).

Der von ihnen allen vertretene „R-Effekt“ heißt nichts anderes, als dass das Leben eben manchmal ziemlich unspektakulär ist – und dass ein Kino, dass immer spektakulär sein will, nichts anderes tut, als vor dem Leben zu fliehen. Der Realitätsbegriff dieser Filme hat viel mit Wahrhaftigkeit zu tun, mit dem Wunsch nach Authentizität. Die Plots sind flach, auf Psychologisierung wird weitgehend verzichtet, ihr Blick auf das Land und seine Menschen ist wie der eines Fremden auf eine Versuchsanordnung, deren Ergebnis noch nicht feststeht. So wie das Leben auch noch nicht feststeht. Die Dramaturgie wirkt offen und ungestaltet. Barbara Albert erzählt minimalistisch, mit Auslassungen, die den Zuschauer zwingen, die eigene Phantasie anzuwerfen.

III.

Trotz ihres Realitätshungers und trotz aller scheinbaren Beiläufigkeit in der Beobachtung sind ihre Filme nicht dokumentarisch. Dafür sind sie zu stark gestaltet.

Auf beeindruckende Weise zeigt Barbara Albert, dass man auch mit einer künstlerisch kompromisslosen Haltung Filme machen kann. Und dass man ohne Haltungsschaden anspruchsvoll und zugleich erfolgreich sein kann.

Und: Barbara Albert ist eine großartige Frauenfilmerin. Ihre Frauenfiguren sind keine einseitigen Klischees. Keine schönen oder gefährlichen oder unscheinbaren Frauen, keine Vamps oder Mauerblümchen. Es sind Menschen. Die unfertig sind, unvollkommen und unfreundlich auch, manchmal. Die keine feste Rolle ausfüllen können, in kein Rollenbild passen und auf der Suche nach sich selbst sind.

Und das großartige Schauspiel-Ensemble hat die nötige Wucht, um sich ins Gedächtnis einzubrennen. □

„Ich wollte Geschichten erzählen“

Filmgespräch mit Barbara Albert



Die Regisseurin, mal nachdenklich ...

In der Diskussion mit dem Moderator Dr. Armin Riedel von der Katholischen Akademie und den Referenten Professor Reinhold Zwick und Dr. Ulrike Frick sowie dem Publikum präsentierte Barbara Albert ihre Intentionen als Filmemacherin, wie sie ihre Figuren findet und zeigte, was sie umtreibt, wenn sie einen Film macht und vieles andere mehr. Zur Dokumentation in unserer Zeitschrift „zur Debatte“ fassten wir einige Antworten der Regisseurin zusammen.

Frage:

Wenn man am Anfang seiner Karriere als Filmemacherin steht, wie findet man da seine Filmsprache, wie kommt man dazu, so schwierige Filme zu machen?

Barbara Albert:

Für mich war immer klar, dass ich Geschichten erzählen mochte, schon als Kind. Ich wollte eigentlich Schriftstellerin werden und bin irgendwie beim Bild hängen geblieben, weil das Bild als Ausdruck der Realität eine starke Wirkung auf mich hatte, und weil ich sehr gern selber fotografiert habe. Aber vor allem habe ich auch sehr gern Bilder beschrieben. Ich habe auf der Filmakademie so zu arbeiten begonnen, dass ich Bilder beschrieben habe. Auch kurze Drehbücher waren bei mir Beschreibungen. Unser Drehbuch-Profil hat immer gefragt: „Frau Albert, warum verweigern Sie sich der Geschichte? Immer wollen Sie nur Bilder beschreiben, ohne dass Sie wirkliche „plots“ haben, keine wirklichen Wendepunkte darstellen.“

So ist vielleicht auch „Nordrand“ zu verstehen, als eine Ansammlung von Bildern. Was ich immer sehr gern gemacht habe, war, diese Bilder zu sammeln, wie ich überhaupt an die langen Drehbücher immer in der Form herangegangen bin, dass ich gesagt habe, ich sammle Figuren und ich sammle Situationen, in denen diese Figuren sein können. Und ich sammle Bilder. Wenn ich alles gesammelt habe, dann sortiere ich aus und komme dann zu einer Art Quintessenz.



... mal visionär.

Frage:

Wie wichtig ist für Sie bei Ihren Filmen das eigentliche Thema?

Barbara Albert:

Natürlich gibt es ein Thema, oder, besser gesagt, oft mehrere Themen, die ich dann verfolge. Ich sage immer: Am Beginn stehen die Figuren und dann kommt das Thema oder die Themen oder der Themenkomplex. Alles verschränkt sich dann. Aber die Art und Weise, wie ich realistisches Kino machen wollte, darüber habe ich nie nachgedacht. Das stand für mich von Anfang an fest; das war einfach so. Vielleicht, weil meine ersten Kinoerlebnisse als Kind Filme waren, die im Fernsehen gezeigt wurden. Das waren sozialkritische, zum Teil englische Filme der 1960er und 1970er Jahre. Auch Arbeiten von Truffaut habe ich gesehen. Einer meiner ersten Filme als Kind war „Taschengeld“. Der hat mich sehr bewegt. Und dann – ganz wichtig – „La Strada“.

Ich habe diese Filme allerdings zu früh gesehen. Ich war eigentlich viel zu jung für sie. Sie haben mich allerdings sehr bewegt. Später dann, am Beginn

meines Studiums, war für mich der Einfluss von Aki Kaurismäki sehr wichtig. Aus all diesen Gründen habe ich einfach gar nicht darüber nachgedacht, was ich sonst machen könnte, weil ich wusste, ich möchte einfach erzählen.

Frage:

Wie schaffen Sie es – wie zum Beispiel im Film „Nordrand“ – eine unglaubliche Fülle an Bildern auf ein paar Figuren zu reduzieren?

Barbara Albert:

Dadurch, dass diese Figuren sehr früh da sind. Es war frühzeitig klar, dass diese Figuren die entscheidenden Figuren sind, es gab nicht noch fünf andere Möglichkeiten. Ich habe in diesem Fall keine einzige Figur gestrichen. Klar waren diese beiden Haupt-Frauenfiguren und – daneben – eben noch Männerrollen. Ich hoffe nicht nur als Staffage. Bei „Nordrand“ haben viele im Publikum immer wieder gefragt: „Ja, sind die österreichischen Männer wirklich alle solche Arschlöcher?“ Mir ist dann erst aufgefallen, dass es stimmt, dass in den zärtlichen Szenen nur Migranten mitspielen.

Mir war das aber deswegen nicht so bewusst, weil ich im Zuge der Recherche und im Zug des Schreibens des Buches wirklich nicht mehr unterschieden habe; ich habe die Herkunft der Menschen nicht mehr bedacht. Das war auch für mich persönlich eine wichtige Erfahrung, dass ich zwar zu Beginn – bevor ich begonnen habe zu schreiben – schon an die Nationalität gedacht habe: „Aha, die ist jetzt bosnische Serbin, der ist Rumäne.“ Doch das hat sich dann aufgelöst. Das war schön für mich selbst; dass ich mich dann wirklich auch als Teil dieser Welten gefühlt habe, dass ich selbst darin aufgegangen bin und als Folge auch nicht mehr zwischen Österreich und Ausland unterschieden habe.

Aber was die Figuren im Allgemeinen angeht: Ich glaube, ich gehe immer von den Figuren aus und – im Fall des Films „Nordrand“ – hauptsächlich von der Jasmin-Figur, weil sie den „plot“ am stärksten vorantreibt oder am meisten für die Bewegung durch die Geschichte verantwortlich ist. Dann merkt man, was und wer da noch Platz neben ihr hat. Ich glaube, so kann man es am ehesten zusammenfassen.

Frage:

Sie haben „Nordrand“ einmal als den Abschied von ihrer eigenen Kindheit bezeichnet. Wo stecken da Ihre eigene Kindheit oder Kindheitserinnerungen?



Das Podium: Dr. Ulrike Frick, Barbara Albert, Moderator Dr. Armin Riedel von der Katholischen Akademie und Professor Reinhold Zwick.

Barbara Albert:

An verschiedenen Stellen. Vor allem der Schluss des Films und die Szenen mit den Kindern und dem Drachen haben sicher mit meiner Kindheit zu tun. Meine Kindheit steckt schon deshalb in dem Film, da er am Stadtrand von Wien spielt. Ich hatte Freundinnen und ich bin mit Menschen aufgewachsen, die stark in solchen „Jasmin-Familien“ aufgewachsen sind. Ich selbst, Gott sei Dank, nicht; aber diese Schicksale gab es halt ums Eck. In meiner Klasse musste ich immer ziemlich dramatische soziale Fälle miterleben.

Es war für mich wichtig, dass ich die Geschichte nicht nur irgendwie aus Erinnerungen zusammengebastelt habe, sondern sie noch einmal genau ausrecherchiert habe. Wir haben sehr viel recherchiert, haben auch versucht, ein bisschen in Familien zu schauen. Ja, es war eigentlich eine Mischung aus Erinnerungen und frischer Recherche. Auch bei der Motivsuche habe ich noch einmal viel Neues kennengelernt, auch viele neue Schicksale gefunden. Dann haben wir intensiv mit der Beratungsstelle für missbrauchte Kinder und Frauen zusammengearbeitet. Ich habe versucht, auf jeden Fall auch einen theoretischen Unterbau zu gewinnen und da sattelfest zu sein.

Frage:

Auch die Örtlichkeit, Wien, war also wichtig?

Barbara Albert:

Es hat vielleicht wirklich viel von mir, weil es mein Wien-Film ist. Das Gefühl Wien gegenüber, vor allem dem Wien in den 90er Jahren, ist in mir sehr stark. Für mich war dieses Erwachsenwerden stark verbunden mit dem selbst Filme machen – und eben auch mit dem Öffnen der Grenzen nach 1989. 1989 war für mich – da war ich 19 – wahnsinnig einschneidend; auch deshalb, weil ein Teil meiner Verwandten aus Rumänien stammt. Das war für mich wie ein ganz neuer Abschnitt – wirklich ganz, ganz stark und sehr emotional geprägt. Das war sozusagen unser Erwachsenwerden. Ich nahm es mit ins Studium. Ich begann übrigens Journalistik zu studieren, hörte aber auf, weil ich gemerkt habe, ich kann diese Vorgänge journalistisch nicht bearbeiten. Ich kann im Journalismus nicht das umsetzen, was mich daran interessiert.

Frage:

Sie haben eine Wärme, eine Liebe zu Ihren Figuren. Was sind die Quellen dieser Liebe? Ist es vielleicht eine christliche Quelle der Liebe, die sich in Ihren Filmen niederschlägt?

Barbara Albert:

Also, ich glaube schon. Mir war das immer ganz wichtig, die Liebe zu den Menschen, und gerade auch zu Menschen, die vielleicht nicht von allen oder nicht von so vielen geliebt werden. Das ist meine soziale Ader, die ich auch früher schon sehr stark gehabt habe. Ich wollte immer helfen, auch als Kind und Jugendliche. Ich habe damals auch kurz überlegt, ob ich in die Sozialarbeit gehe, habe aber gemerkt, dass in mir ein zu großes Ego schlummert und dass die soziale Arbeit deswegen gar nicht gut für mich gewesen wäre – vermute ich. Für mich ist eines sehr wichtig: Ich möchte meine Figuren nur erzählen, wenn ich sie liebe. Ich muss sie ja sonst nicht erzählen. Denn warum sollte ich Figuren überhaupt erzählen, wenn ich sie nicht mag.

Der bekannte österreichische Regisseur Michael Haneke ist einmal zu mir gekommen – es war nachdem ich „Böse Zellen“ gedreht hatte – und hat zu mir



Immer wieder ergaben sich in den Pausen Gelegenheiten, in denen Teilnehmer des Filmforums mit Barbara Albert ins Gespräch kamen.

gesagt: Du bist ja wie ich; du magst deine Figuren! Er hat das durchaus mit einem Augenzwinkern gesagt, weil ihm alle unterstellen, dass er seine Figuren nicht mag. Ich glaube hingegen, dass auch er seine Figuren lieben muss, sonst könnte er sie nicht erzählen.

Wenn du Geschichten erzählst, musst du ein Naheverhältnis zu den Figuren entwickeln. Warum ich „Böse Zellen“ eigens erwähnen möchte: Ich habe wahnsinnig lange mit den Figuren gelebt, weil ich sehr lange an dem Buch

Ich empfinde das Ende des Films (durchaus und bewusst in einer Naivität) als Idee, eine Hoffnung verbreiten zu wollen, als ein Vorwärtsschauen. Das, glaube ich, liegt aber auch daran, dass es mein Debüt-Film war, und dass auch ich vielleicht noch woanders gestanden bin.

geschrieben habe und dann sehr bei ihnen bin. Ich glaube, das liegt gar nicht so sehr am Erzählen der Figuren, sondern es liegt an dieser Hoffnung. Die Hoffnung ist bei „Nordrand“ wirklich ein starkes Motiv. Aber es liegt auch daran, weil „Sehnsucht“ so ein starkes Motiv ist. Das Sehnen, dieser Blick in den Himmel, der Blick ins Unbekannte, die unbekanntes Sehnsucht, die ist sehr stark und sorgt für Nähe.

Was den Film „Böse Zellen“ betrifft, so gehe ich noch einen Schritt weiter. Hier geht es um einen Ist-Zustand und nicht so sehr um diese Hoffnung auf etwas Bestimmtes oder die Sehnsucht nach etwas Bestimmten. Sondern es ist brutaler. Wenn man es mit meinem Film „Nordrand“ vergleicht: Da war ich vielleicht auch noch naiver, im besten Sinn des Wortes. Ich empfinde das Ende des Films (durchaus und bewusst in einer Naivität) als Idee, eine Hoffnung verbreiten zu wollen, ein Vorwärtsschauen. Das, glaube ich, liegt aber auch daran, dass es mein Debüt-

Film war, und dass auch ich vielleicht noch woanders gestanden bin.

Am Anfang war sehr viel Hoffnung und dann geht die Welle auf die andere Seite, wo dann nicht mehr so viel Hoffnung ist. Dann kommt sie aber auch wieder zurück. Ich glaube, das Leben ist so. Je nachdem, was man erlebt, ist man wütend oder desillusioniert oder auch selber nicht so voller Hoffnung. Und, zu dem Zeitpunkt, als ich „Nordrand“ drehte, war ich sicher selbst auch sehr hoffnungsvoll und auch voller Erwartung.

Frage:

Sie heben in keinem Ihrer Filme den moralischen Zeigefinger. Wie schaffen Sie das bei Themen, die doch stark moralische Fragen berühren?

Barbara Albert:

Die Moral ist für mich ein entscheidender Punkt. Es ist ganz wichtig für mich, nie – in keinem Film – irgendwie moralisch zu werden. Aber ich glaube, ich bin selbst auch kein moralisierender Mensch.

Frage:

Was prägte Sie und wirkt auf die Art, wie Sie Filme machen?

Barbara Albert:

Ich glaube, ich bin sicher ganz stark katholisch geprägt; und das nicht nur positiv. Ich war als Kind auch beim „Opus Dei“ – das ist schon ein ziemliches Extrem: Ich komme aus einem sehr gespaltenen Elternhaus. Mein Vater ist evangelisch, meine Mutter ist katholisch. Meine Mutter musste versprechen, dass sie uns katholisch erzieht, damit die beiden heiraten durften. Und mein Vater ist ganz stark naturwissenschaftlich geprägt.

Ich glaube, diese Spaltung prägt auch mich stark: Es ist auf der einen Seite eine ganz naturwissenschaftliche Herangehensweise, und auf der anderen eben die sehr katholische, also christliche Sozialisierung. Meine Mutter hat sich sehr stark entwickelt, aus einer sehr extremen katholischen Familie heraus. Sie hat uns etwas vermitteln können, wozu ich schon sage, das war sicher Liebe. Mein Vater sicher auch, auf eine ganz andere Art. Er kommt vielleicht mehr aus der Natur heraus,

die dann auch im Film manchmal spürbar ist. Dieser Einfluss kommt sehr stark von seiner Seite.

Aber ich glaube schon, dass das manchmal im Gegensatz zueinander steht. Beim Film „Böse Zellen“ merkt man das sehr stark. Da gibt es das Transzendente, fast würde ich sagen, Übersinnliche, und auf der anderen Seite das ganz Naturwissenschaftliche oder ganz Realistische: Ich sehe, was ich sehe. Da gibt es dann eben nicht mehr.

Frage:

Die Happy Ends in Ihren Filmen sind wunderbar, kommen ja fast wirklich wie ein Wunder in die Handlung hinein. Aber es sind ja im Grunde genommen individuelle Happy Ends. Könnte man sagen, Sie haben Hoffnung für den Menschen, aber weniger für die gesellschaftlichen Verhältnisse, die den Menschen bedrängen?

Barbara Albert:

Ja, das kann man sehr wohl so sagen, glaube ich. Das würde ich unterschreiben. Ausgehend von dem einen Menschen, also im konkreten Fall von Jasmin, kann es für mich auch nur zu diesen Happy Ends kommen. Denn sie ist so ein Stehaufmännchen und obwohl sie all das erlebt hat, hat sie eben eine Stärke und eine Kraft, die sie weitergehen lassen. Natürlich kann man sich fragen, woher hat sie das, von Zuhause? Wahrscheinlich nicht. Aber das ist ein Phänomen: Es gibt Menschen oder auch Persönlichkeiten, die durch schlimmere Dinge durchgegangen sind und die solch eine Kraft in sich haben. Da sind wir dann vielleicht wieder bei der Frage nach der Liebe, die diese Menschen trotzdem noch geben können, selbst wenn sie selbst nie Liebe erfahren durften. □

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort finden Sie dann das verbindliche Datum.

Junge Akademie
Dienstag, 8. Juni 2010
Web 2.0 – Ethik 2.0?
Theorie und Praxis

Tagung
Samstag, 12. Juni 2010
Freundschaft – Band fürs Leben.
Aktualität einer besonderen Beziehung

Tagung
Samstag, 26. Juni 2010
Reihe „Länder-Revue“ – Vietnam
Zwischen begrenzten Reformen und ausufernden Problemen

Tagung in Tutzing in Kooperation mit der Evangelischen Akademie Tutzing
9. und 10. Juli 2010
Kirchenaustritt – und was dann?

Tagung in Nürnberg in Kooperation mit dem Caritas-Pirckheimer-Haus
16. und 17. Juli 2010
Konfuzianismus und Christentum.
Etappen einer Begegnung?

„Länder-Revue“

Spanien

Wandlungen eines europäischen Kernlandes

Starke Spannungen beherrschen die spanische Politik. Nach langen Jahren wirtschaftlicher Prosperität hat die Weltwirtschaftskrise das Land hart getroffen – soziale Spannungen sind die Folge. Die Auseinandersetzung zwischen Regierung und katholischer Kirche in Fragen der Säkularisierung und speziell der Liberalisierung der Abtreibungsregelung, aber auch der Dauer-

streit zwischen der Hauptstadt und den selbstbewussten Regionen belasten das gesellschaftliche und politische Leben zusätzlich. In ihrer Reihe „Länder-Revue“ versuchte die Akademie am 4. und 5. Dezember 2009 mit der Tagung „Spanien. Wandlungen eines europäischen Kernlandes“ die tieferen Ursachen dieser Konflikte aufzudecken.

„Spanien ist anders“. Zu einigen Mythen des europäischen Spanienbildes

Walther L. Bernecker

Im Titel meines Referates ist die Rede von Mythen des europäischen Spanienbildes. Ich beschäftige mich also mit dem Verhältnis Spaniens zu Europa, mit der spanischen Sicht auf Europa und der europäischen Sicht auf Spanien. Zentral geht es um die Frage, ob die Entwicklung Spaniens der gemeineuropäischen Entwicklung an die Seite gestellt werden kann, oder ob sie grundsätzlich anders verlaufen ist, ob der frankistische Propagandaslogan „Spanien ist anders“ der Realität entsprach, ob somit von einem Sonderweg gesprochen werden muss. Der Beitrag ist zweigeteilt: Im ersten Teil geht es um die Sicht spanischer Geschichte, wie sie überwiegend und Jahrhunderte lang in immer neuen Abwandlungen produziert und reproduziert worden ist; im zweiten Teil wird sodann auf die Neu-Interpretation der letzten Jahrzehnte eingegangen, auf den Versuch der Historiker, die überkommene Sonderwegs-These zu widerlegen und als Mythos zu entlarven.

Die Debatte um die „zwei Spanien“: Idealismus versus Materialismus

In seiner „Theorie sozialer Prozesse“ hat Norbert Elias hervorgehoben, dass gesellschaftliche Tiefenstrukturen existieren, die aktuelles Handeln beeinflussen, die als überdauernde Einstellungen in die Gegenwart und Zukunft wirken. Als ein entscheidendes Kriterium für die Auseinanderentwicklung von Spanien und Europa wird die ökonomische Leistungsfähigkeit des Landes oder die volkswirtschaftliche Prosperität angesehen und darauf hingewiesen, dass der Abstand zwischen dem Süden und dem Norden der Pyrenäen im Verlauf der Neuzeit immer größer wurde; Generationen von Historikern haben nach den entscheidenden Weichenstellungen gefragt, die auf der einen Seite, der



Prof. Dr. Walther L. Bernecker,
Professor für Auslandswissenschaften
an der Universität Erlangen-Nürnberg

europäischen, zu dynamischer Entfaltung, auf der anderen, der spanischen, zu Stagnation und Dekadenz führten.

Als Kriterien für die Ausformung eines neuzeitlich-westlichen Wirtschaftsstils gelten zum einen dessen geistig-wissenschaftliche Fundierung, zum anderen die Verinnerlichung und Legitimierung der Arbeit. Seit den religionssoziologischen Untersuchungen von Max Weber wird in der Forschung ein Zusammenhang zwischen der protestantischen Ethik und dem Aufstieg des Frühkapitalismus im 16. Jahrhundert gesehen. Das antireformatorische Spanien Karls V. und Philipps II. nun bekämpfte nicht nur die religiösen Neuerungen des

16. Jahrhunderts, sondern schottete sich auch von der zusehends auf Rationalität und Naturwissenschaften beruhenden geistig-ökonomischen Entwicklung ab, blieb scholastischen Lehren verhaftet, lehnte im wirtschaftlichen Bereich weltimmanente Nützlichkeitsabwägungen ab, richtete seinen Blick weg von Europa und verwandte seine Energien auf die vollständige Eroberung und Unterwerfung des jüngst erworbenen Weltreichs in Übersee. Der katalanische Wirtschaftshistoriker Jaime Vicens Vives spricht in diesem Zusammenhang von dem ungelösten „Bewusstseinsproblem“ Spaniens, unter dem er die bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts reichende Unfähigkeit des Landes verstand, „dem Kurs der abendländischen Zivilisation in Richtung auf Kapitalismus, Liberalismus und Rationalismus nach ökonomischen, politischen und kulturellen Gesichtspunkten zu folgen.“

Die spanische Perpetuierung kriegerisch-ritterlicher Ideale wie Ehre [honra], Stolz [orgullo] und Würde [dignidad] führte bei Fehlen utilitaristischer Prinzipien zu einer weitverbreiteten Geringschätzung, ja: Verachtung körperlicher Erwerbsarbeit; der Schriftsteller Juan Goytisolo hat – neben vielen anderen – darauf verwiesen, dass „in Spanien [...] die Ehrenfragen stets das ökonomische Denken [überwogen].“

Außerdem wurden zu Beginn der Neuzeit jene ökonomisch aktiven Bevölkerungsgruppen des Landes verwiesen, bei denen Ansatzpunkte einer rationalen Wirtschaftsgesinnung anzutreffen waren: Mauren, Juden, moriscos; die Auswirkungen auf die Wirtschaft und auf die geistig-intellektuellen Voraussetzungen für ökonomischen Aufschwung waren verheerend und wurden in der Folgezeit durch das Wirken der Inquisition, die jegliche intellektuelle Neugier verfolgte, noch potenziert. Wesentlich erschwert wurde durch die Vertreibungen auch die Entwicklung eines staatsunabhängigen und unternehmerischen Mittelstandes; gerade das weitgehende Fehlen einer dynamischen Bourgeoisie westeuropäischen Zuschnitts sollte sich später, im Jahrhundert der Industrialisierung, als fortschritthemmend erweisen.

Die Vertreibungen des 15. und 16. Jahrhunderts, deren Folgen unmittelbar auf das Problem der bald danach einsetzenden spanischen „Dekadenz“ verweisen, waren Ausdruck jener (gegen angenommene Überfremdungsgefahren gerichteten) Abwehrhaltung, die fortan so häufig anzutreffen sein würde: gegen Protestanten und Aufklärer, Liberale und Sozialisten, Freimaurer und Demokraten.

Der Entwicklungsvorsprung Europas nahm im 19. Jahrhundert unaufhaltsam zu. Während die Industrialisierung in Großbritannien, Frankreich, Belgien und Deutschland ein gesamtwirtschaftliches Wachstum vorher unbekanntes Ausmaßes bewirkte und weitreichende Folgen im staatlichen und gesellschaftlichen Bereich zeitigte, war Spanien durch innenpolitische Auseinandersetzungen zwischen Traditionalisten und Liberalen unversöhnlich gespalten.

Die inneren Auseinandersetzungen reflektierten unterschiedliche Einstellungen zum europäischen Ausland. Antiliberalen Traditionalisten wie Juan Donoso Cortés bezeichneten Spanien als „Bollwerk gegen Säkularisierung und modernistischen Ungeist“, und Scholastiker wie Jaime Balme hoben stolz die kulturmissionarische Andersartigkeit Spaniens hervor, bestärkten damit zugleich die bestehenden Ressentiments gegenüber Europa; und obwohl es auch progressive, Europa zugewandte Kräfte gab, die für gesellschaftlichen Fortschritt und Öffnung des Landes plädierten, konnte sich diese Richtung nicht durchsetzen; es dominierten die

Verfechter der Sonderwegs-ideologie, die von Europa und seinen liberal-demokratischen Werten nichts wissen wollten.

Das ungelöste „Problem Spanien“ sollte gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder voll aufbrechen. Auslöser war der Verlust der letzten spanischen Überseekolonien (Kuba, Puerto Rico, Philippinen) im Krieg von 1898 gegen die USA. Wohl kein zweites Ereignis wirkte sich auf die weitere Geschichte Spaniens im 20. Jahrhundert nachhaltiger aus als der Verlust dieser letzten Kolonien. Die vielzitierte spanische „Dekadenz“ und der „Verlust der Größe Spaniens“ erhielten in der Kriegsniederlage von 1898 ihren symbolhaften Ausdruck. Schlagartig wurde Intellektuellen und Politikern deutlich, dass Spanien an einem Tiefpunkt angelangt war.

Das Erwachen aus dem imperialen Traum löste in Spanien eine gewaltige Bewegung aus, die teils geistig-literarisch, teils politisch-reformerisch orientiert war. Philosophen und Schriftsteller sahen Spanien in einer tiefen Krise, aus der entweder die Rückbesinnung auf das in Kastilien erblickte „wahre Wesen“ oder die „Europäisierung“ des Landes herausführen konnte. Die nationale Hoffnungslosigkeit der „Generation von 1898“ (*La generación del 98*) führte allerdings zu den unterschiedlichsten Zukunftsvisionen, Zielprojektionen und politischen „Ratschlägen“. Auch für die *Generation von 1898* gilt, dass Europa zumeist den Maßstab allen Handelns und Denkens abgab.

Im politischen Bereich übte das Jahr 1898 eine katalytische Wirkung aus. Intellektuelle und Politiker wiesen auf die katastrophalen Missstände im Lande hin. Im Mittelpunkt der öffentlichen Kritik standen das korrupte politische System, die außenpolitische Ohnmacht, die völlig unzureichende Wirtschafts- und Sozialverfassung, die desolate Infrastruktur, die drückende kulturelle Agonie des Landes, kurzum: der angebliche Sonderweg des Landes in den vorhergehenden Jahrhunderten und sein katastrophales Ergebnis.

Der führende geistige Vertreter dieser kritischen Regenerationsbewegung war Joaquín Costa (1846 – 1911), der zur Heilung der spanischen Krankheiten einen „eisernen Chirurgen“ forderte. Zu den Erben der 98er Generation gehörte José Ortega y Gasset (1883 – 1955), der wie kaum ein zweiter Spanier im 20. Jahrhundert die „Europäisierung“ Spaniens und den Anschluss des Landes an den „Fortschritt“ Westeuropas, somit ein Ende des Sonderwegs gefordert hat. Gründe für diese Forderung gab es, Ortega y Gasset zufolge, mehr als genug, war er doch der Meinung: „Die ganze Geschichte Spaniens [...] ist die Geschichte einer Dekadenz gewesen.“ Insbesondere die letzten drei Jahrhunderte waren nur „Schlaf, Verblödung, Egoismus“. 1914 hielt Ortega y Gasset seinen berühmten Vortrag „alte und neue Politik“, in dem er ein „vitalles, aufrichtiges, rechtschaffenes“ Spanien einem „offiziellen Spanien“ gegenüberstellte, „das darauf beharrt, die Geste eines abgeschlossenen Zeitalters zu verlängern.“ Dabei prophezeite er: „Ein ganzes Spanien – mit seinen Regierenden und Regierten –, mit seinen Missbräuchen und Bräuchen, liegt im Sterben.“

Und als 1931 die Zweite Spanische Republik ausgerufen wurde, schien tatsächlich jene geistig-politische Richtung im öffentlichen Leben Spaniens die Oberhand zu gewinnen, die für Außenorientierung und Europa-Zugewandtheit eintrat. Die vorübergehende Dominanz des „westeuropäischen Modells“ – das sich in parlamentarischer Demokratie, Pluralismus, Marktwirtschaft und wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen

äußerte – ließ sich nach Ausrufung der Zweiten Republik allenthalben in Politik und Kultur feststellen.

Der politische Konsens, von dem die Zweite Spanische Republik in den 30er Jahren getragen wurde, war jedoch äußerst brüchig. Die Reformpolitiker wollten einen laizistischen und liberalen Staat schaffen, der den bürgerlichen Vorstellungen Ausdruck verlieh. Erstrebt wurde daher eine demokratische Verfassung, eine Militärreform, die Beschränkung der Macht der Kirche, eine Bildungsreform. Die Durchführung dieser Reformmaßnahmen hatte sowohl eine soziale als auch eine ideologische Polarisierung im Land zur Folge. Das „traditionale“ und das „moderne“ Modell standen sich unversöhnlich gegenüber. Da das parlamentarische System den traditionellen Eliten keine Mechanismen zur Bewahrung ihrer privilegierten Position an die Hand gab, rekurrierten sie auf das Militär zur gewaltsamen Wiederherstellung ihrer vordemokratischen Stellung. Der Bürgerkrieg von 1936 besiegelte sodann das Scheitern des modernisierend-„europäisierenden“ Reformismus.

Der franquistische Sonderweg: „Spanien ist anders“

Der Ausgang des Bürgerkrieges, der Sieg des nationalistischen Lagers unter Franco, sollte das spanisch-europäische Verhältnis jahrzehntelang prägen und jenen „Sonderweg“ bedingen, den das franquistische Spanien bis in die 60er Jahre hinein propagierte. Franco selbst bezeichnete sein Regime als eine „Rückkehr zu den ureigensten Elementen des spanischen Wesens“, die in den Jahrzehnten des großen weltpolitischen Aufbruchs Spaniens unter den Katholischen Königen die Geschichte bestimmten. Die bewusste „Abkoppelung“ der politischen Entwicklung Spaniens von den westlichen Gesellschaften und die Betonung spanischer Geschichte und Tradition als Grundlage des „Neuen Staates“ stellten fortan Charakteristika der ideologischen Argumentationsstruktur Francos dar.

Politisch und ökonomisch schlug Spanien nach Bürgerkrieg und Weltkrieg somit einen „Sonderweg“ ein, der teils freiwillig gewählt war, teils von außen auferlegt wurde. Der in den 60er Jahren von den Regime-Propagandisten zur Lockung sonnenhungriger Mittel- und Nordeuropäer entwickelte Tourismuslogan *Spanien ist anders* stellte auch ein bewusst vorgetragenes ideologisch-politisches Selbstbekenntnis dar. Der politische Sonderweg, der das franquistische Spanien von der westeuropäischen Entwicklung unterschied, sollte bis zum Tode des Diktators beibehalten werden.

Hatte Franco bereits wenige Wochen nach Beendigung des Bürgerkrieges programmatisch Spaniens Beziehungen zur Außenwelt als Defensivhaltung gegen eine weltweite Verschwörung charakterisiert, so sollte das Regime von dieser Grundeinschätzung nie abweichen.

Wie sehr das repressive System des Franquismus den „europäischen“ Werten entgegenstand, lässt sich schon der Tatsache entnehmen, dass in jenen Jahren das Nachdenken der spanischen Intellektuellen über Europa zumeist ein Plädoyer für eine Öffnung des Landes war. Europa wurde zum Maßstab, und der Hinweis auf diese europäische Vielfalt zur Kritik an der aufgezwungenen politischen und kulturellen Uniformität Spaniens.

Das neue politisch-religiöse System der Nachkriegszeit, der Nationalkatholizismus, berief sich einseitig auf die „glorreiche“ Vergangenheit unter Verdrängung und Verleugnung anderer Traditionen, um die einheitliche religiös-

politische Ordnung zu legitimieren. Die „Restauration“ im politischen, gesellschaftlichen und religiösen Leben wollte damit die „wahre“ Geschichte Spaniens fortsetzen. Ein Apologet des Regimes betonte den Unterschied zu „modernen“ Staaten: „Durch seine Katholizität hat der spanische Staat die Neutralität der modernen Staaten überwunden [...] Dies ist wirklich das wahre Spanien, das große Spanien, würdig seiner besten und glorreichen Traditionen; dies Spanien setzt jenes des großen imperialen und katholischen goldenen Zeitalters fort.“ Dieses Sonderwegs-Spanien wollte mit dem restlichen Europa nichts gemein haben.

Dass Franco zu keinen politischen Konzessionen bereit war, konnte etwa seinen Ausführungen vom März 1962 entnommen werden. Er trat damals allen Spekulationen entgegen, der spanische Wunsch nach EWG-Beitritt könne zu einer Einführung demokratischer Verhältnisse führen: „Vergessen wir nicht: Wir machen eine Revolution durch. Es braucht uns daher nicht weiter zu beunruhigen, wenn wir nicht mit anderen Nationen oder mit dem Empfinden anderer europäischer Länder, die sich an ihre alten Systeme klammern, gleichziehen, denn wir führen eine Revolution durch, eine Revolution in Spanien.“

Die Transition: Spaniens europäische Identität

Als in der Übergangszeit nach Francos Tod die außenpolitischen Weichenstellungen vorgenommen wurden, stand Spanien vor der Entscheidung, ob es sich stärker an (West-)Europa anlehnen, ob es die außereuropäische, vor allem die lateinamerikanische und die nordafrikanische Karte spielen oder ob es sich eine blockfrei-neutralistische Ausrichtung geben sollte. Mit der Übergabe des offiziellen EG-Beitrittsgesuchs am 28. Juli 1977 vollzog das inzwischen demokratische Spanien die eindeutige Hinwendung zu Europa.

Als von spanischer Seite 1977 der erneute Beitrittsantrag gestellt wurde, geschah dies im Bewusstsein, eine historische Weichenstellung vorzunehmen. In Spanien setzte eine neue Phase der Diskussion über Europa ein: Die erhoffte EG-Mitgliedschaft wurde mit Rückkehr zur „Normalität“ und in das „gemeinsame Haus“ Europa, mit wirtschaftlicher Modernisierung, mit Verhinderung einer politischen Involution, kurzum: mit der Beendigung des Sonderweges gleichgesetzt. Für Spanien stellte der Beitritt primär ein politisch erwünschtes Ziel dar. Mit der Beitrittsfrage standen die spanische Würde, die Anerkennung durch die Europäer und die Ebenbürtigkeit Spaniens zur Diskussion.

Am Tag der spanischen Unterzeichnung des EG-Beitrittsvertrags erklärte 1985 König Juan Carlos den nach Madrid angereisten Staats- und Regierungschefs, sie verkörperten das, „was das spanische Volk unter Europa versteht: die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit, Pluralismus und Gerechtigkeit, die auch die spanische Verfassung beseelen“. Und die Tageszeitung *El País* kommentierte: „Die Bindung [...] an Europa besitzt die historische Bedeutung, uns zu erlauben, mit den schwerwiegenden Lasten unserer unzivilen, eigenbrötlerischen und intoleranten Traditionen zu brechen und den kommenden Generationen neue kulturelle Horizonte zu erschließen.“ Kein Zweifel: Für Spanien bedeutete der Eintritt in die EG nach langen Phasen bewusst erwünschter oder abgrenzend erzwungener Isolierung einen tiefen historischen Einschnitt, eine geradezu säkulare Zäsur in seinen außenpolitischen

Beziehungen und eine geistige Umorientierung bedeutenden Ausmaßes. Er bedeutete das Ende des Sonderweges.

Der Verweis in *El País* auf die „unzivilen Traditionen“ der spanischen Geschichte enthält einen Erklärungsansatz für die spanische Öffnung nach Europa und die lange Zeit vorherrschende Europa-Euphorie. Die Aufnahme in die EG wurde in Spanien als Ende einer historischen Epoche betrachtet, die eng mit dem Bürgerkrieg und seinen unmittelbaren Folgen zusammenhängt: Der Bürgerkrieg gilt in der spanischen Debatte über die „Rückständigkeit“ des Landes als das historische Ereignis, das die Abkoppelung Spaniens von der europäischen Entwicklung am deutlichsten zum Ausdruck brachte, als Schlusspunkt in einer ganzen Reihe fehlgeschlagener Modernisierungsversuche. Die Folgen des Kriegs waren Minderwertigkeitsgefühle der Spanier Europa gegenüber, Isolierung des Landes und scharfe gesellschaftliche Spaltung. Die Öffnung des Landes nach 1975 zur Demokratie, zu Fortschritt und zu Europa stellte somit eine bewusste Abkoppelung von der unerwünschten Vergangenheit dar.

Die bisherigen Ausführungen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Sowohl vom Ausland wie von spanischen Historikern und Politikern selbst ist lange Zeit die These eines hispanischen Sonderwegs in die Moderne vertreten worden; spätestens mit dem Beitritt Spaniens zur EG ist jedoch jegliche möglicherweise noch vorhandene Sonderwegsideologie zu Gunsten eines gemeineuropäischen Bekenntnisses aufgegeben worden. Wo aber bleiben die im Titel angekündigten „Mythen“? Hierauf soll im Folgenden eingegangen werden.

Die „Normalität“ der Entwicklung: der Sonderweg als Mythos

Der Übergang in die Demokratie nach dem Tode Francos 1975 ließ ein Bild Spaniens entstehen, das versöhnlich mit seiner eigenen Vergangenheit umging. Heute sehen die meisten Spanier in ihrer Geschichte nicht mehr das „Paradigma des Scheiterns“ – wie es der Historiker Santos Juliá ausgedrückt hat –, sondern betonen die „Normalität“ des Landes. Von Sonderwegen, auch in der Vergangenheit, wollen sie nichts mehr wissen. Dies aber bedeutet, dass eine neue Identität, zumindest eine neue Sicht der Vergangenheit konstruiert werden musste, und diese Konstruktion in Richtung auf „Normalisierung“ musste zwangsläufig zu Geschichtsklitterung und Verdrängung führen. Die unliebsamen Episoden der Geschichte wurden ausgeblendet, die europäische Modernität Spaniens wird als Ergebnis eines geradlinigen und konsequenten Prozesses dargestellt, die Umwege und Gegenbewegungen werden entweder verschwiegen oder uminterpretiert. Da der Übergang in die Demokratie als Reform des Franquismus und vom Franquismus aus erfolgte, konnte der Antifranquismus nicht – wie etwa die *Résistance* in Frankreich oder der Antifaschismus in Italien – der Gründungsmythos der neuen Demokratie werden.

Seit Spanien in die EG und die NATO ist, seit das Land in den Kreis der demokratischen Staaten zurückgekehrt ist, wird also die „Normalität“ betont. Dies tun vor allem die jeweils regierenden Politiker; aber auch Historiker haben sich schnell in den Kreis der „Normalisierer“ eingereiht. Sie wollen nicht mehr wissen von der „Anomalie“, mit der die Liberalen des 19. Jahrhunderts die spanische Geschichte charakterisierten, vom „Misserfolg“ der 98er Generation, vom „Misserfolg“ und „Fehlschlag“ der ökonomischen Entwicklung, wie sie

Sozial- und Wirtschaftshistoriker während des Franquismus skizzierten. Vieles spricht dafür, dass die spanische Historiographie einen bedeutenden Paradigmenwechsel vorgenommen hat: Eine grundsätzliche Revision der Geschichte lässt diese nicht mehr von säkularer Misserfolg beladen erscheinen. Würde in der Vergangenheit häufig das Fehlen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung, vor allem im

19. Jahrhundert, beklagt, und war immer wieder die Rede vom Fehlschlag der industriellen und der bürgerlichen Revolution, so ist vor allem die Wirtschaftsgeschichte seit einiger Zeit bestrebt, den angeblichen spanischen Sonderweg in die ökonomische und politische Unterentwicklung als Mythos zu entlarven.

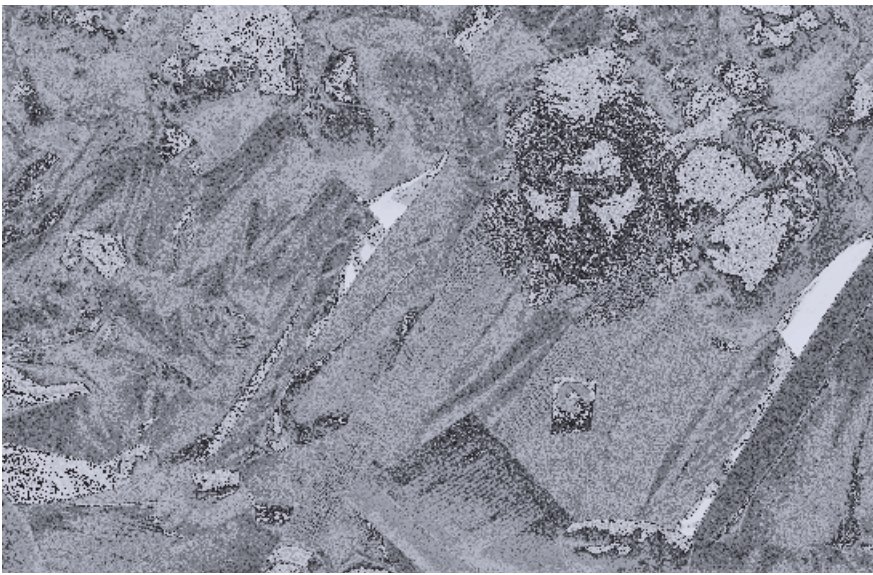
Einige Beispiele:

Für die spanische Landwirtschaft etwa hat José Ignacio Jiménez Blanco errechnet, dass sie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in einem gewaltigen Expansionsprozess befangen war, der Wert der produzierten Güter sich fast verdoppelte, die in der Landwirtschaft beschäftigte Bevölkerung gleichzeitig deutlich – und weit mehr als in Italien – reduziert werden konnte.

Für die Industrie sind Albert Carreras und Leandro Prados zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Der Industrialisierungsprozess setzte in den 30er bis 50er Jahren des 19. Jahrhunderts ein; von da an kann man von einem zwar langsamen, aber kontinuierlichen Wachstumsprozess sprechen. Zwar konnte das Niveau westeuropäischer Staaten nicht erreicht werden, die Entwicklung verlief aber nicht grundsätzlich verschieden von anderen Mittelmeerländern, etwa Italien. Eigentlich, sagen die Wirtschaftshistoriker, könne man von einer „wirtschaftlichen Modernisierung“ zwischen 1830 und 1930 oder auch von einer „Entwicklung Spaniens“ sprechen. Modernisierung und Entwicklung stellen aber semantische Verdrängungen des Fehlschlag-Paradigmas dar. Die spanische Geschichte wird als ein Fall mehr in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts dargestellt; gerade im Vergleich mit anderen europäischen Wirtschaften könne die spanische Erfahrung nicht als „atypisch“ bezeichnet werden. Ganz im Gegenteil: Der Verlauf der spanischen Geschichte sei „vollständig europäisch“, man könne und müsse vor allem auf die „Normalität“ der Entwicklung verweisen.

Die Neubewertung der Wirtschaftsentwicklung zog auch eine Neu-Interpretation der Sozial- und Politikgeschichte nach sich. Ohne für das Land bereits die Existenz einer fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaft zu postulieren, wird doch darauf verwiesen, dass etwa 1930 – vor Ausrufung der Zweiten Republik – das Land über eine weitentwickelte Unternehmerschicht in Bereichen wie Bankwesen, Bergbau, Elektrizität, Werften, Eisenbahnen oder Lebensmittelindustrie verfügte. In den ersten 30 Jahren des 20. Jahrhunderts verdoppelten die großen Städte – Madrid, Barcelona, Bilbao, Sevilla, Valencia, Zaragoza – ihre Einwohnerzahlen. Selbst die Mittelschichten, deren angebliches Fehlen in der sozialen Realität Spaniens zu den Topoi der Geschichtsschreibung gehörte, scheinen bedeutend stärker als angenommen und in steter Expansion begriffen gewesen zu sein.

Eine relativ dynamische Wirtschaft, eine in stetem Wandel begriffene Gesellschaft, eine blühende Kultur, die als „Silbernes Zeitalter“ bezeichnet worden ist: All das – bei einem expandierenden Markt – lässt deutlich die Interpretationsverschiebung von der spanischen Vergangenheit als Sonderweg, Anomalie



Die Referenten in der ersten Reihe: Professor Walther L. Bernecker, FAZ-Korrespondent Walter Haubrich und Prof. Christoph Strosetzki (v.r.n.l.).



Spanienkenner unter sich. Die Professoren Walter L. Bernecker (re.) und Klaus-Jürgen Nagel debattierten, wie sie sich Autonomieregelungen der spanischen Regionen vorstellen könnten.



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (li.) freute sich, dass sich der spanische Generalkonsul in München Enrique

Iranzo Arques an beiden Tagen Zeit nahm und die Vorträge in der Akademie verfolgte.

oder Fehlschlag zu einer Perspektive erkennen, die die Ähnlichkeit mit vergleichbaren europäischen Regionen auf wirtschaftlich-sozialem, kulturellem oder politischem Gebiet betont. Natürlich

ist jede Darstellung der Vergangenheit zeit- und kontextgebunden: Das „anormale“ Spanien der Liberalen des 19. Jahrhunderts musste so sein, da es argumentativ zur politischen Strategie

der linksliberalen Volksaufstände zur Ausweitung der Freiheiten und Volksrechte passte. Indem die Liberalen mit der „Anormalität“ des Landes argumentierten, rechtfertigten sie ihre eigene kritische und auf soziopolitische Veränderung hin orientierte Haltung. Auch der „Schmerz“ der 98er Generation drückte die Ablehnung der politischen Verhältnisse ihrer Zeit und den Wunsch nach einem radikalen Neuanfang aus; das Spanien des Fehlschlags, wie es die Sozial- und Wirtschaftshistoriker während des Franquismus präsentierten, sollte zum Ausdruck bringen, dass auf der historischen Tagesordnung des Landes immer noch die Aufgaben einer „bürgerlichen Revolution“ standen, nämlich die Herbeiführung der Demokratie.

Der neuerliche historiographische Perspektivenwechsel stellt gewissermaßen das Ergebnis der politischen Erfahrungen einer Historikergeneration dar, die erst nach der Katastrophe des Bürgerkrieges von 1936 geboren worden ist, die in den 50er und 60er Jahren ein fehlgeschlagenes, isoliertes und der Sonderwegsideologie verhaftetes Spanien kennenlernte, das tatsächlich nur erklärt werden konnte, wenn die Eigentümlichkeiten der Entwicklung in der Vergangenheit aufgezeigt wurden, das dann aber nach 1975 schnell und erfolgreich einen Demokratisierungsprozess durchlief, der jetzt seinerseits einer historischen Erklärung und Herleitung bedurfte. Sie begaben sich daher auf die Suche nach einem „anderen“ Spanien, dem der industriellen Entwicklung, des politischen Liberalismus, der europäischen Ausrichtung. Demnach hatten die vorhergehenden Historikergenerationen ein rurales, zurückgebliebenes, fehlgeleitetes, von der allgemeuropäischen Entwicklung isoliertes Spanien dargestellt, während inzwischen das alternativ-liberale, das (wenn auch mit manchen Verzögerungen und Abweichungen) schon immer europäische Spanien in den Mittelpunkt der Untersuchungen gerückt wird. Es geht heute nicht mehr um die Beantwortung der Frage, warum die spanische Entwicklung ein Fehlschlag war – da dieses Sonderwegparadigma inzwischen als Mythos decouvertiert wird –, sondern warum es erfolgreich ist.

Schlussbetrachtung

Spannt man abschließend einen großen Bogen über das gesamte 20. Jahrhundert in Spanien und setzt den Anfang und das Ende des Jahrhunderts miteinander in Bezug, so fällt sofort ein entscheidender Unterschied zwischen dem Ausgangs- und dem Endpunkt auf. Hatte das Ende des 19. Jahrhunderts die kollektive Gemütslage der Spanier in einem Zustand tiefer Depression und selbstquälender Grübeleien zurückgelassen, so endete das 20. Jahrhundert für das Land in einem emotionalen Höhenflug: Ökonomisch hatte sich Spanien auf gesamteuropäisches Niveau emporgearbeitet, gesellschaftlich war es längst (mit allen Licht- und Schattenseiten) in der Moderne angekommen, politisch war es eine stabile Demokratie, kulturell auf der Höhe der Zeit. Der Soziologe Amando de Miguel spricht davon, dass Spanien sich Ende des 20. Jahrhunderts am Ende eines säkularen Zyklus von weit verbreitetem Pessimismus befand. Symptomatisch für diesen mentalen Wandel sind die unterschiedlichen Deutungen, die der ersten Krise des Jahrhunderts – der Kolonialkrise von 1898 – im Verlauf der Zeit gegeben wurden.

Die „Katastrophen“-Interpretationen der Generation von 1898 und der nachfolgenden von 1914 waren allesamt äußerst negativ. Unter Hervorhebung des Dramatischen am Geschehen war immer wieder die Rede von der Dekaden-

denz der spanischen „Rasse“, von der Unfähigkeit der Politiker, aber auch von der Faulheit, der Unbildung und der Entwicklungsresistenz des Volkes. Später beriefen sich sowohl Miguel Primo de Rivera als auch Francisco Franco auf einen imperialen Mythos, der das „Desaster von 1898“ als Sieg der anti-spanischen Kräfte darstellte. Der Rückgriff auf diese Deutung sollte erst allmählich überwunden werden, als die spanische Politik nach 1975 endgültig Modernisierung und Europäisierung auf ihre Fahnen schrieb.

Es musste fast ein Jahrhundert vergehen, bis die Negativinterpretationen der Ereignisse von 1898 einer anderen Deutung wichen. Inzwischen wird der Kolonialverlust nicht mehr als singuläres Ereignis gesehen, sondern in einen größeren interpretatorischen Zusammenhang eingebettet. Neuere Deutungen weisen darauf hin, dass jenes Datum 1898, das jahrzehntelang von so emblematischer Bedeutung für die Interpretation der spanischen Geschichte war, nicht die radikale Zäsur darstellte, für die es so lange Zeit gehalten wurde. Auf den Kolonialverlust folgte nämlich keine Staatskrise, nicht einmal eine Krise des monarchischen Systems; auch die wirtschaftliche Entwicklung des Landes scheint keinen größeren Schaden genommen zu haben.

Zwar gehen auch die neueren Deutungen davon aus, dass die Kolonialkrise Ende des 19. Jahrhunderts das unvermeidliche Ergebnis struktureller Defizite im politischen, wirtschaftlichen und sozialen System des Landes war, eines Systems, das sich als unfähig erwies, die autonomistischen Bestrebungen Kubas zu berücksichtigen. Aber die neueren Interpretationen betonen nicht mehr die tragische Perspektive, die spanische Dekadenz oder den angeblichen Sonderfall Spanien. Sie deuten vielmehr die politische Entwicklung des Landes in ihrem europäischen Kontext. Wirtschaftsindikatoren spielen für den Interpretationsrahmen eine weit bedeutendere Rolle als die alten Themen der nationalen Ehre, des angeblich antimodernen Charakters der Spanier oder ähnlich negativer Völkerstereotype.

Wie groß der Wunsch der Spanier ist, als Europäer zu gelten, lassen mehrere Umfragen der letzten Jahrzehnte erkennen. Aus ihnen geht der Grad an politisch-gesellschaftlicher „Normalität“ hervor, den Spanien Ende des 20. Jahrhunderts erreicht hatte. Diesen Umfragen zufolge waren die meisten Spanier politisch als Skeptiker einzuschätzen, die vom Staat wenig erwarteten und ihren Interessenschwerpunkt im individuellen und privaten Bereich hatten. Die politische Aufbruchstimmung aus den Jahren der *transición* war verblasst, gesamtgesellschaftlich herrschte eher Passivität vor, für die großen Probleme – Arbeitslosigkeit, Terrorismus, Delinquenz – wurden keine überzeugenden Lösungen mehr erwartet. Glück und Zufriedenheit wurden mit Familie, Kindern und Arbeitsplatz identifiziert. Nach den Ergebnissen dieser Umfragen war Spanien ein Land, das den anderen Ländern Westeuropas immer ähnlicher sah. Der Einschätzung seiner Bewohner zufolge war Spanien somit nicht mehr „anders“, sondern längst ein Land mehr in Westeuropa.

Den entscheidenden Sprung in die europäische Ebenbürtigkeit hatte das Land durch die Demokratisierung nach 1975 getan. Was der Systemwechsel von einer autoritären Diktatur in eine liberal-pluralistische Demokratie in einer längerfristigen historischen Perspektive bewirkt hat, macht ein Vergleich zwischen den dreißiger und den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts deutlich. Blickte man nämlich Ende des 20. Jahrhunderts auf die letzten sechzig Jahre

spanischer Geschichte zurück, auf die Zeit der Republik (in ihren Friedens- und Bürgerkriegsjahren), auf die lange Epoche der franquistischen Diktatur und auf die erregenden Jahre des Übergangs in eine parlamentarisch-demokratische Monarchie, und verglich man sodann den Ausgangspunkt mit dem Endpunkt, so präsentierte sich dem Betrachter ein widersprüchliches Bild: In den Jahren der Zweiten Republik war Spanien in politischer Hinsicht ein modernes Land, wenn man darunter ein aufgefächertes Parteien- und Verbandswesen, wirksame Vertretungskörperschaften, ein differenziertes und unabhängiges Medienwesen und die Chance zu direkter Einwirkung möglichst großer Bevölkerungskreise auf die Zusammensetzung des Parlaments versteht. Im wirtschaftlichen Bereich wies es demgegenüber noch alle Merkmale einer rückständigen, international nicht konkurrenzfähigen Struktur auf, und auch im gesellschaftlichen Sektor überwogen die Merkmale der Traditionalität, des Verhaftetseins in jahrhundertalten Strukturen.

In der Schlussphase des Franquismus, also rund vierzig Jahre später, hatten sich die Vorzeichen geradezu umgekehrt. Unabhängig davon, welche der sozio-ökonomischen Indikatoren für Modernität herangezogen wurden, war Spanien gesellschaftlich und wirtschaftlich ein modernes Land: Die Demographie des Landes hatte in den letzten Jahrzehnten immer ausgeprägter die Muster entwickelter Industrienationen angenommen, die Wanderungsbewegungen hatten zu hochgradiger Verdichtung der spanischen Bevölkerung und einer hohen Urbanisierungsrate geführt, die Erwerbsstruktur entsprach weitgehend der anderer Industriegesellschaften, das Wertesystem war fundamentalen Wandlungen unterworfen worden, der Säkularisierungsprozess hatte nahezu alle Schichten der Bevölkerung erfasst. Ganz anders sah demgegenüber der Befund im politischen Bereich aus. Das autoritäre Herrschaftssystem des Franquismus, das wie eine eiserne Glocke über die Gesellschaft gestülpt worden war, hatte nur wenige optische Retschen erfahren, der Diktator war über Jahrzehnte hinweg unangefochten im Besitz der politischen Macht geblieben. Der autoritär-hierarchische Grundzug des Regimes hatte sich bis zuletzt nicht gewandelt.

Wiederum fünfzehn Jahre später, also zu Beginn der neunziger Jahre, zeigte Spanien ein abermals radikal verändertes Gesicht. Die Immobilität des Franquismus, seine Unfähigkeit, eine politische Entwicklung einzuleiten und das Land aus der politischen Totenstarre des Bürgerkrieges herauszuführen, war nach dem Ableben des Diktators schnell überwunden worden und hatte einem dynamischen Reformismus Platz gemacht, der das Land innerhalb weniger Jahre zu einer parlamentarischen Demokratie werden ließ.

Die letzten sechzig Jahre spanischer Geschichte lassen von neuem deutlich werden, was für die iberische Geschichte des 19. Jahrhunderts wiederholt festgestellt worden ist: Dass die Entwicklung Spaniens sich durch Diskontinuitäten und Verwerfungen auszeichnet, deren augenfälligste die Ungleichzeitigkeit der politischen und wirtschaftlich-sozialen Verfassung ist, dass heterogene Elemente stets gleichzeitig anzutreffen waren. Wie kaum ein anderer Staat war Spanien ein „Land der halben Entwicklungen“. Erst die Reformen der letzten Jahrzehnte haben endgültig die Differenzen zwischen politischem und sozioökonomischem Entwicklungsstand eingeebnet und Spanien in jeglicher Hinsicht zu einem westlich-demokratischen Land werden lassen. □

Spanien im Anpassungsstau. Was läuft schief?

Jürgen B. Donges

Das angesehene britische Wochenmagazin „The Economist“ hat einen am 28. November 2009 veröffentlichten Bericht über die Wirtschaftslage in Spanien mit dem Satz eingeleitet: „Spain is the new sick man of Europe“. Auch für internationale Wirtschaftsorganisationen (IWF, OECD) ist die fünftgrößte Volkswirtschaft der Europäischen Union (EU), die viertgrößte des Euro-Raums, mittlerweile ein Sorgenkind. In dem Titel meines Vortrages steckt der gleiche Tenor. Nur die sozialistische Regierung von José Luis Rodríguez Zapatero (PSOE) sieht das anders und hält die für sein Land düsteren Analysen in- und ausländischer Ökonomen für unbegründet.

Nach der jüngsten Konsens-Prognose der spanischen Wirtschaftsforschungsinstitute (vom November) dürfte im kommenden Jahr die Wirtschaftsleistung erneut schrumpfen (um -0,6%, nach -3,7% in diesem Jahr). Die Arbeitslosenquote scheint die höchste in der EU zu werden (19,8% der Erwerbstätigen, nach 18,2% in 2009). Zum Vergleich: Für die EU als Ganze wird 2010 wieder ein Anstieg des Bruttoinlandsprodukts (BIP) von 0,7% erwartet, bei einer jahresdurchschnittlichen Arbeitslosenquote von 10,3%; in Deutschland könnte aus heutiger Sicht die Wachstumsrate deutlich über dem EU-Durchschnitt liegen und die Arbeitslosenquote etwas darunter.

I. Ein kleines Wirtschaftswunder, das war einmal

Um von Deutschland aus zu verstehen, was in Spaniens Wirtschaft derzeit im Argen liegt, muss man historisch etwas ausholen. Beginnen wir also mit einer kurzen Rückblende.

Die spanische Wirtschaft hat lange Zeit in der EU durch Wirtschaftsdynamik gegläntzt: Seit Anfang der 1990er Jahre war das Wachstum der Produktion deutlich schneller als im Durchschnitt der EU (um fast 1,5 Prozentpunkte per annum) und auch Deutschlands (um nahezu 2 Prozentpunkte p.a.). Zugleich stieg die Beschäftigung überdurchschnittlich schnell; einige Jahrelang wurden pro Tag (!) eintausend neue Arbeitsplätze geschaffen. Die Arbeitslosenquote, die traditionell deutlich über 20% gelegen hatte, sank bis Mitte des laufenden Jahrzehnts auf unter 10%.

Von einem vergleichsweise niedrigen Entwicklungsstand kommend hat sich das Land auf den Weg in die wirtschaftliche Modernisierung gemacht.

• Dazu bestand innenpolitisch ein günstiger Kontext unter der sozialistischen Regierung von Felipe González Márquez (1982 – 96) und der konservativen unter José María Aznar López (1996 – 2004). Beide Ministerpräsidenten standen für soziale Marktwirtschaft, Strukturwandel und Öffnung nach außen. Aktiv betrieben sie insbesondere die Integration der Wirtschaft in den europäischen Binnenmarkt (nach dem Beitritt des Landes zur Europäischen Gemeinschaft 1986) und die Einbindung des Landes in den Maastricht-Prozess hin zur Europäischen Währungsunion mit einer Einheitswährung.

• Tatsächlich gingen von Maastricht starke Impulse für die Modernisierung



Prof. Dr. Jürgen B. Donges, Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität zu Köln

aus. Als der Vertrag von Maastricht unterzeichnet wurde (Februar 1992) verfehlte Spanien fast alle vorgeschriebenen Konvergenzkriterien für den späteren Beitritt in den Euro-Raum: zu hohe Inflation, zu hohe Haushaltsdefizite, ein zu hohes Niveau der langfristigen Zinsen, einen zu instabilen Wechselkurs für die Peseta; nur bei dem zweiten fiskalischen Kriterium – bezogen auf das Niveau der Staatsschuld in Relation zum Bruttoinlandsprodukt – war das Land im grünen Bereich. Für die Analysten (mich eingeschlossen) zählte Spanien nicht zu dem Kreis der Beitrittskandidaten der ersten Stunde, mit der am 1. Januar 2002 die Einführung des Euro eingeläutet werden sollte. Und doch war das Land von Anfang an dabei, mit zehn weiteren EU-Ländern (ohne politische Hilfestellungen anderer, wie sie Belgien und Italien zuteil wurden, und ohne Trickserei bei den Haushaltszahlen, mit denen sich später Griechenland den Eintritt erschlich).

Von diesen Hilfen wurde alles in allem ein ökonomisch vernünftiger Gebrauch gemacht – was bekanntlich keine Selbstverständlichkeit ist –, indem die vielen Lücken in der Infrastruktur geschlossen wurden, besonders im Straßen- und Schienennetz (Autobahnen, Hochgeschwindigkeitszüge).

• Die politische Führung, weitgehend unterstützt durch die Bevölkerung, die anders als die deutsche geradezu euphorisch den Euro herbeisehnte, wollte das Land als ein Gründungsmitglied der gemeinsamen Währung sehen und damit erreichen, dass zum ersten Mal in der

Geschichte der europäischen Integration Spanien nicht ein Nachzügler ist. Ministerpräsident González hatte bei den Vertragsverhandlungen erreicht, dass über einen neu einzurichtenden EU-Kohäsionsfonds dem Land (wie auch Irland, Griechenland und Portugal) umfangreiche finanzielle Hilfen für den wirtschaftlichen Aufbau zufließen würden. Von diesen Hilfen wurde alles in allem ein ökonomisch vernünftiger Gebrauch gemacht – was bekanntlich keine Selbstverständlichkeit ist –, indem die vielen Lücken in der Infrastruktur geschlossen wurden, besonders im Straßen- und Schienennetz (Autobahnen, Hochgeschwindigkeitszüge). Dies hat die räumlichen Transaktionskosten erheblich verringert, die Rentabilitätsaussichten für unternehmerische Investitionen nachhaltig verbessert und die Mobilität der Erwerbstätigen enorm erhöht. Ministerpräsident Aznar hatte sodann einen raschen Paradigmenwechsel in der Wirtschaftspolitik bewerkstelligt. Nunmehr wurde eine entschlossene Politik der Geldwertstabilität und der rigorosen Haushaltsdisziplin zum Leitmotiv, dem sich alle anderen Politikbereiche unterzuordnen hatten. Dies steht ganz im Einklang mit den neueren, empirisch gestützten Erkenntnissen der einschlägigen ökonomischen Theorie über die wachstums- und beschäftigungstiftenden Wirkungen der makroökonomischen Stabilität.

Auf diese Weise gelang Spanien nicht nur die Erfüllung der Maastrichter Konvergenzkriterien, sondern es holte wirtschaftlich gegenüber den Vorreitern in Europa und weltweit auf:

- Das Pro-Kopf-Einkommen stieg von unter 70% des EU(15)-Durchschnitts auf über 80%. Die industrielle Wertschöpfung hievte das Land in den Kreis der zehn führenden Industrienationen. Das Produzierende Gewerbe (ohne Baugewerbe) verzeichnet einen Anteil am BIP von 16% (Deutschland: 26%). Der Agrarsektor (einschließlich Fischerei), der jahrzehntelang die Wirtschaft geprägt hatte, ist auf unter 3% des BIP geschrumpft (Deutschland: 0,8%).

- Wer heutzutage Spanien immer noch nur als ein Land des Tourismus wahrnimmt, gleichsam als eine Strand-Wein-Flamenco Erlebniswelt, ist nicht mehr ganz auf dem Laufenden. Natürlich ist der Tourismus nach wie vor eine wirtschaftlich bedeutende Branche – für die regionale Entwicklung und die Gesamtbeschäftigung sowie als Quelle von Deviseneinnahmen. Dies ist nach dem „Theorem der komparativen Kosten“, das jeder Student der Volkswirtschaftslehre im Fach Außenwirtschaftstheorie lernt, auch zu erwarten. Die Gunst der Natur (diverse Klimazonen, mehrere Tausend Kilometer Meeresstrand auf dem Festland, die beiden großen Inselgruppen der Balearen und der Kanaren, vielfältige Hochgebirgslandschaften im Inneren) verhilft dem Land zu einem großen Standortvorteil, den zu nutzen natürlich ökonomisch effizient ist. Aber dennoch ist mittlerweile Spanien eben auch ein Industrieland.

- Als solches hat es seine Außenhandelsquote im Laufe der Jahre gesteigert. Deutschland ist nach Frankreich das wichtigste Abnehmerland für spanische Exportprodukte und das führende Herkunftsland für die Güterimporte.

- Bei den internationalen Kapitalströmen ist Spanien ein wichtiges Ziel für ausländische Direktinvestitionen geblieben, auch für solche aus Deutschland. Aber mehr und mehr haben sich spanische Unternehmen selber mit Investitionen im Ausland engagiert, vor allem in

Lateinamerika in den Branchen Banken, Telekommunikation und Energie. Auch in Deutschland sind mittlerweile namhafte spanische Unternehmen präsent (nicht nur mit Zara) und haben hier Arbeitsplätze geschaffen (derzeit sind es rund 80.000, nach Schätzungen der Botschaft von Spanien in Berlin).

- Ein weiterer Ausweis für die grundlegenden Veränderungen sind die internationalen Migrationsströme. Einst war Spanien ein Abwanderungsland; da es für viele Menschen im Land keine guten Beschäftigungs- und Einkommensperspektiven gab, suchten sie ihr Heil im Ausland (nach Deutschland kamen in den sechziger und Anfang der siebziger Jahre Hunderttausende spanische Gastarbeiter). Heute ist Spanien ein Einwanderungsland und hat sich, anders als Deutschland, auch gegenüber den Zuwanderern aus den mittel- und osteuropäischen EU-Ländern frühzeitig geöffnet. Im Zeitraum 1995-2005 hat Spanien innerhalb der EU mit mehreren Millionen Zuwanderern die höchste Zunahme an Einwanderern verzeichnet. Realwirtschaftlich hat sich dies positiv ausgewirkt, wie Studien belegen.

II. Die wirtschaftliche Stockung, das ist heute

Der rasche wirtschaftliche Aufholprozess ist nunmehr ins Stocken geraten. Wie anderswo hinterlässt auch in Spanien die globale Finanz- und Wirtschaftskrise markante Brems Spuren in der wirtschaftlichen Aktivität. Aber die globale Krise war in Spanien nicht der Auslöser für die eingetretene Stockung. Die spanische Krise ist in erster Linie hausgemacht.

Seit Anfang des Jahrzehnts war die Wirtschaft von einem starken Bauboom und einer kräftigen Expansion des privaten Verbrauchs angetrieben worden. Die sozialistische Regierung, die nach den Parlamentswahlen im März 2004 die Amtsgeschäfte übernahm, ließ die Dinge laufen, obwohl der damals frisch gekürte Ministerpräsident in seiner ersten Regierungserklärung einen Wechsel im Wachstumsmodell der spanischen Wirtschaft angekündigt hatte.

- Hintergrund der sich aufbauenden Fehlentwicklung war der mit dem Eintritt in den Euro-Raum verbundene drastische Rückgang der langfristigen Zinsen im Lande – von Sätzen deutlich über 10% auf das vom deutschen Kapitalmarkt determinierte Niveau in der Größenordnung von 3%. In einem gemeinsamen Währungsraum differieren die nationalen Zinssätze nur noch nach Maßgabe der von Anlegern evtl. geforderten Risikoprämie. Bei Spanien waren dies nur wenige Zehntel. Da gleichzeitig in Spanien die Inflationsrate höher war als im EWU-Durchschnitt, was in einem wirtschaftlichen Anpassungsprozess nicht ungewöhnlich ist („Balassa-Samuelson-Effekt“), kam es zu einer mehrjährigen Phase negativer Realzinsen. Negative Realzinsen erzeugen stets starke Anreize zur Verschuldung bei Häuslebauern und Konsumenten und zur hemmungslosen Hypotheken- und Kreditvergabe seitens der Geldinstitute. Angesichts kräftig steigender Preise (zeitweilig mit zweistelligen Jahresraten) für Wohneigentum rechneten sich alle reich. Das Sparen wurde in den Hintergrund gedrängt. Das Leistungsbilanzdefizit stieg 2008 auf die Rekordhöhe von -9,5% des BIP (im laufenden Jahr droht, trotz Rezession, ein Leistungsbilanzdefizit von immer noch -5,6%). So kam es zu einer unglaublichen Immobilienpreisblase und einen wahren Konsumrausch bei den privaten Haushalten, alles auf Pump finanziert.

- Jede spekulative Übertreibung bei Vermögenswerten findet früher oder später, sobald die Erwartungen an den Märkten kippen, ein jähes Ende. So platzte auch die Immobilienpreisblase in Spanien in 2007, als die Zinsen infolge geldpolitischer Entscheidungen der EZB anzogen. Der Immobilienmarkt brach so zusammen, als sei er auf Sand gebaut worden (derzeit stehen rund 1 Million neu gebauter Wohnungen leer). Viele private Haushalte erkannten, dass sie maßlos überschuldet waren (im Landesdurchschnitt mit 70% des BIP) und den Schuldendienst aus ihrem Einkommen nicht ordnungsgemäß würden leisten können. Für jede Wohnung, die nicht gebaut wird, gehen direkt 1,7 Arbeitsplätze und indirekt weitere 7 Arbeitsplätze verloren. Damit ist ein Teil der so rasant gestiegenen Arbeitslosigkeit erklärt, zumal das Ganze eine allgemeine Abwärtsspirale auslöste, von der zahlreiche Wirtschaftsbereiche erfasst wurden – von der Automobilindustrie über das Verkehrsgewerbe bis zum Hotel- und Gaststättengewerbe. Die Banken, besonders die Sparkassen, die sich bei der Baufinanzierung sehr engagiert hatten, stöhnten unter der Last der vielen notleidend gewordenen Kredite und der vielen Immobilien, die jetzt als Aktiva in ihren Bilanzen auftauchen und auf Anordnung der spanischen Zentralnotenbank (Banco de España) im nächsten Jahr zu hohen Wertberichtigungen zwingen werden. Die strenge spanische Bankenregulierung (Anfang der 1980er Jahre nach einer Bankenkrise eingeführt) hatte zwar die spanischen Geldinstitute vor riskante Engagements auf dem komplexen Verbriefungsmarkt geschützt (weil verboten) und damit auch vor den direkten Auswirkungen der globalen Finanzmarktkrise; aber die Regulierung war nicht darauf ausgerichtet, eine Spekulationswelle im Bausektor wie die erlebte zu verhindern oder wenigstens rechtzeitig abzumildern.

- Ökonomen in Spanien und im Ausland haben das Ungemach kommen sehen und die Regierung gedrängt, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Ihre Warnungen und Ratschläge stießen bei den Regierenden jedoch auf taube Ohren. Als sie im Laufe des Jahres 2007 ihre kurz- und mittelfristigen Wachstumsprognosen deutlich nach unten revidierten, blieb die Regierung trotz bei ihren zuversichtlichen Vorhersagen. Wer von einer sich aufbauenden Wirtschaftskrise sprach, wurde vom Ministerpräsidenten öffentlich der Panikmache geziehen und als Anti-Patriot abgestempelt. Um im April 2008 mit einer relativen Mehrheit wiedergewählt zu werden, reichte das wohl. Um aber auf den Märkten Vertrauen in die Zukunft zu erzeugen, ist eine Politik, bei der sich die Verantwortlichen mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit so schwer tun, nun einmal ungeeignet.

Anders gewendet: Die Regierung ist Teil des Problems, dem die spanische Wirtschaft ausgesetzt ist.

- Dem spanischen Ministerpräsidenten fehlt, anders als seinen beiden Vorgängern im Amt, das Grundverständnis dafür, wie Wirtschaft funktioniert. Es interessiert ihn auch nicht wirklich. Der angesehene US-amerikanische Rechtsgelehrte Joseph Weiler (New York University) hat am 25. November in der großen spanischen Tageszeitung ABC einen sehr kritischen Artikel über Rodríguez Zapatero unter dem Titel „El George W. Bush español“ (der spanische G.W.B.) veröffentlicht. Er vertritt darin die These, dass es dem spanischen Ministerpräsidenten in erster Linie um den fortwährenden Machterhalt für ihn und seine Partei geht. Wichtiger als die Ökonomie ist für ihn,

die spanische Gesellschaft im Sinne sozialistischer Fortschrittsideen zu verändern, darauf vertrauend, dass die Wirtschaft ausreichend belastbar sei. Außerdem soll der Sozialstaat ausgebaut werden, koste es, was es wolle. Überdies wird das Begehren der katalanischen, baskischen und galicischen Nationalisten nach mehr Autonomierechte – über die bereits bestehenden, europaweit einmaligen hinaus – befriedigt und in Kauf genommen, dass ein regulatorischer Wirrwarr auf dem Inlandsmarkt

Für die Zeit nach der Krise gibt es keine Strategie aus einem Guss, die bei den Marktteilnehmern für Zuversicht sorgen könnte.

und ein exklusiver Sprachenchauvinismus (besonders in Katalonien) die Transaktionskosten für die Wirtschaft nach oben treibt. Im Verhältnis zu den Sozialpartnern besteht ein enger Schulterschluss mit den beiden wichtigsten Gewerkschaften (UGT, CC.OO), damit es trotz Massenarbeitslosigkeit zu keinen öffentlichen Demonstrationen gegen die Regierung kommt; die Arbeitgeberseite wird als „Gegner“ gesehen, was demnächst nochmals dadurch unterstrichen werden wird, dass die regierende sozialistische Partei eine Protestdemonstration gegen die Unternehmer unterstützen will, zu der die Gewerkschaften aufgerufen haben, weil sie die Unternehmer für die Wirtschaftskrise verantwortlich machen.

- Statt für gesamtwirtschaftliche Rahmenbedingungen zu sorgen, die unternehmerische Investitionen anregen, erzeugt die Wirtschaftspolitik Unsicherheit. Unsicherheit wirkt wie eine Steuer auf die wirtschaftliche Aktivität, nährt den Investitionsattentismus, verlangt den Strukturwandel und ist letztlich beschäftigungsfeindlich. Das Krisenmanagement in den vergangenen Monaten, unterstützt durch die Niedrigzinspolitik der Europäischen Zentralbank, hat zwar die Rezession gemildert; aber die durch öffentliche Infrastrukturausgaben ausgelösten Impulse werden alsbald verpuffen. Für die Zeit nach der Krise gibt es keine Strategie aus einem Guss, die bei den Marktteilnehmern für Zuversicht sorgen könnte. Der von der Regierung verabschiedete Gesetzesentwurf für ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum („Ley de Economía Sostenible“) bringt nichts Neues, ist sehr vage in den Inhalten, lebt von vielen unverbindlichen Absichtserklärungen und spiegelt den Geist des staatlichen Interventionismus in die Wirtschaft wider. Dass alles, was an Maßnahmen in Betracht gezogen wird, unter dem Vorbehalt der Sicherung des sozialen Besitzstandes steht, ist kein gutes Omen, ebenso wenig die Ablehnung von Strukturformen, seien diese auch noch so überfällig, wie Studien belegen und wie u.a. die Banco de España in seinen Monatsberichten regelmäßig anmahnt.

III. Großer Handlungsbedarf

Gegen das politische Umfeld ist zu fragen, in welche Richtung Strukturformen gehen sollten, damit Wirtschaftsdynamik aus sich heraus, d.h. ohne diskretionäre fiskalpolitische Stimulierungen wieder gewonnen werden kann. Es geht um Anpassungen auf der Angebotsseite der Volkswirtschaft: bei der Produktionsstruktur einerseits und bei den institutionellen Regelwerken andererseits. Erforderlich sind sie wegen des ununterbrochenen Wandels der internationalen Arbeitsteilung,

wegen der starken Veränderungen in den Preisrelationen zwischen den Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital, Umwelt und Energie und wegen der raschen Ausbreitung neuer Technologien. Die Anpassungserfordernisse kann man nicht aussitzen und durch wohlklingende Rhetorik zukleistern.

Der Appell an die Bereitschaft zur Veränderung der Wirtschaftsstruktur richtet sich vor allem an die Unternehmer:

- Auf Branchenebene sind die größten strukturellen Anpassungen im Bausektor vonnöten. Dieser Sektor ist mit einem Anteil von 10% am BIP überdimensioniert (EU-Durchschnitt: knapp 9%; Deutschland: 4%). Die Immobilienkrise wird wohl nur durch Gesundheitschumpfen zu bewerkstelligen sein, was Jahre in Anspruch nehmen dürfte. Schätzungen zufolge werden in dieser Branche wohl erst ab 2013 wieder neue Arbeitsplätze geschaffen werden können, und dies auch nur, wenn die strukturelle Erneuerung zügig vorankommt.

- In der Tourismus-Branche ist das Kriterium der preislichen Wettbewerbsfähigkeit bei dem inzwischen erreichten Lohnniveau immer weniger zukunftsträchtig. Anbieter aus Niedriglohnländern (Südosteuropa, Nordafrika, Karibik) werden Spanien im Billigsegment zunehmend Marktanteile streitig machen. Deshalb muss noch intensiver als bisher an den Bedingungen für einen Strukturwandel weg vom reinen Sonnenstrand-Massentourismus und hin zu einem qualitativ anspruchsvolleren, selektiven Ausländertourismus vor allem im Bereich Kultur und Sport gearbeitet werden. Der kulturelle Reichtum des Landes bietet hierfür sehr gute Voraussetzungen.

- In der Industrie ist das A&O Innovationskraft in der Breite. Das wäre die bestmögliche Antwort auf den gestiegenen globalen Konkurrenzdruck, ausgelöst von dem Vorwärtsdrang der Schwellenländer mit so großen wie China und Indien an der Spitze. Die Entwicklung neuer Produktionsverfahren hilft knappe Ressourcen (Energie, Umwelt) einzusparen und hat insoweit einen kostensenkenden Effekt. Durch die Entwicklung neuer Produkte lassen sich neue Märkte erschließen, was eine Mehrbeschäftigung von Arbeitskräften ermöglicht. Bei Forschung und Entwicklung in den Unternehmen hinkt Spanien noch deutlich hinter den meisten anderen EU-15-Ländern her (der F&E-Anteil am BIP beträgt gerade mal 1% im Vergleich zu knapp 2% in der EU-15 (Deutschland bringt es auf 2,5%, und gut 4% sind es beim Spitzenreiter Schweden). Zur Erinnerung: Gemäß Lissabon-Agenda zur Stärkung der Wachstumskraft der EU, die von den europäischen Staats- und Regierungschefs im März 2000 beschlossen und fünf Jahre später bekräftigt wurde, soll in allen EU-Ländern, also auch in Spanien, ab 2010 der F&E Anteil 3% des BIP betragen.

Für die Notwendigkeit einer Reform der institutionellen Regelwerke ist vor allem der Staat gefordert. Die ihm obliegende Pflege guter gesamtwirtschaftlicher Rahmenbedingungen muss konsequent an drei Stellschrauben ansetzen:

- Erstens geht es darum, durch wettbewerbsfördernde Maßnahmen auf den Gütermärkten (Deregulierung, Subventionsabbau) den Druck zur Produktivitätssteigerung und Innovation in der Wirtschaft zu verstärken. Besonders wichtig ist die Deregulierung in Wirtschaftsbereichen, die zur Infrastruktur

im weiteren Sinne zählen, wie die Stromversorgung, die Wasserwirtschaft und der Straßengüterverkehr. Deren Leistungen sind in einer arbeitsteiligen Volkswirtschaft unverzichtbare Vorleistungen für fast alle anderen Branchen, und je vielfältiger und preisgünstiger das Angebot solcher Leistungen ist, umso positiver sind die gesamtwirtschaftlichen Wirkungen.

- Zweitens, es müssen bürokratische Hemmnisse für die Gründung neuer Unternehmen und für den interregionalen Gütertausch beseitigt werden. Die 17 Autonomen Regionen (Comunidades Autónomas) müssen ihre Regulierungssysteme für die wirtschaftliche Aktivität harmonisieren. Das schließt den Abbau der in Katalonien, dem Baskenland und Galicien künstlich errichteten Sprachbarrieren ein, was in einem Staat, in dem mit dem Spanischen die zweitwichtigste Weltsprache beheimatet ist, eigentlich – bei Wahrung der ökonomischen Vernunft – kein Problem sein sollte; Sprache ist ein Mittel der Kommunikation, sie als Instrument der Abschottung zu benutzen ist kontraproduktiv.

- Drittens, der spanische Arbeitsmarkt braucht flexiblere Regelungen in Bezug auf die Gestaltung der Arbeitsverträge und des Kündigungsschutzes. Beides ist in Spanien extrem rigide, wie zahlreiche Studien zeigen. In einer flexibleren Arbeitsmarktordnung wird Arbeit nicht unnötig verteuert, die Einstellungsbarrieren für die Arbeitssuchenden (besonders die Jugendlichen, Geringqualifizierten, Langzeitarbeitslosen) werden niedriger, es gibt weniger Anreize, in die

Nahezu vier Fünftel des Budgetdefizits in Spanien ist strukturell bedingt, d.h. es nährt sich aus Mehrausgaben und Steuermindereinnahmen, die Jahr für Jahr anfallen, so dass das Defizit auch bei einem schnellen Wirtschaftsaufschwung hoch bliebe.

Schattenwirtschaft auszuweichen, die räumliche Mobilität der Arbeitskräfte wird größer. All dies kann dem künftigen Anpassungsprozess viel Schub verleihen.

Eine unabdingbare Strukturreform *sui generis* betrifft die öffentlichen Finanzen.

- Das gesamtstaatliche Defizit ist aus dem Ruder gelaufen. In diesem und dem nächsten Jahr wird es sich nach aktuellen Schätzungen jeweils auf 10,5 % des BIP belaufen (die Regierung rechnet mit -9,5 % bzw. -8,1 %). Im Euro-Raum haben nur Griechenland und Irland eine noch prekärere Haushaltslage zu verzeichnen. Nahezu vier Fünftel des Budgetdefizits in Spanien ist strukturell bedingt, d.h. es nährt sich aus Mehrausgaben und Steuermindereinnahmen, die Jahr für Jahr anfallen, so dass das Defizit auch bei einem schnellen Wirtschaftsaufschwung hoch bliebe. Dies ist die Quittung dafür, dass in den Boomjahren vor dem Ausbruch der Krise Einsparungen unterlassen und allerlei teure Wohltaten ausgeteilt wurden (als die sozialistische Regierung an die Macht kam, war der öffentliche Haushalt im Gleichgewicht und verzeichnete mit 0,3 % des BIP einen kleinen Überschuss). Mit der Neuverschuldung hat Spanien erstmals

die Messlatte des Maastricht-Vertrags für die Schuldenstandsquote gerissen (jetzt mehr als 60 % des BIP). Folgerichtig hat die Europäische Kommission gegenüber Spanien ein Defizitverfahren nach Artikel 104 EG-Vertrag eingeleitet (wie gegenüber 12 weiteren Ländern des Euro-Raums, Deutschland inbegriffen) und eine konsequente Haushaltskonsolidierung bis spätestens 2013 eingefordert.

- Die Haushaltskonsolidierung ist wegen der „intertemporalen Budgetrestriktion“ unabweisbar. Auch der Staat kann nicht dauerhaft über seine Verhältnisse leben. Sobald die Zinsen auf den Kapitalmärkten wieder anziehen (die Risikoprämie für spanische Anleihen hat sich bereits erhöht), werden die Finanzierungslasten immer drückender werden und die Regierung zwingen, Steuern zu erhöhen und staatliche Leistungen zurückzufahren, was die wirtschaftliche Aktivität beeinträchtigen wird. Eine verantwortungsvolle Regierung wird nicht offenen Auges in eine solche Schuldenfalle tappen wollen. Daher müssen möglichst rasch die Weichen für die mehrjährige Haushaltskonsolidierung gestellt werden. Aus Effizienzgründen sollte der Schwerpunkt auf der Ausgabeenseite liegen in Verbindung mit der Streichung von ökonomisch nicht zu begründenden Steuervergünstigungen. Bei den Ausgaben gehören vor allem die konsumtiven Ausgaben auf den Prüfstand, die kaum etwas zur Erhöhung des gesamtwirtschaftlichen Produktionspotentials beitragen. Bei öffentlichen Ausgaben in Sachkapital (Infrastruktur) und Humankapital (Bildung) sollte hingegen so wenig wie möglich der Rotstift angesetzt werden.

- Die gegenwärtige Regierung geht diesen Weg (noch) nicht. Sie versucht, das Haushaltsproblem erst einmal mit Steuererhöhungen in den Griff zu bekommen, auch Erhöhungen der direkten Steuern, was der Investitionsbereitschaft der Unternehmen und der Leistungsbereitschaft des Einzelnen wenig zuträglich ist. Es könnte sein, dass am Ende doch nicht so viel Zusatzeinnahmen für den Staat generiert werden wie erhofft (Spanien befände sich gleichsam auf dem abfallenden Ast der in der Finanzwissenschaft thematisierten „Laffer-Kurve“).

IV. Fazit

Damit der Anpassungsstau aufgelöst werden kann und die spanische Wirtschaft wieder Tritt fasst, muss die Devise lauten: vermehrte unternehmerische Investitionen und Innovationen. Nur mit produktiven Investitionen kann die Volkswirtschaft auf einen angemessenen Wachstumspfad wie früher gelangen, nur produktive Investitionen schaffen auf Dauer rentable Arbeitsplätze, auf denen gute Löhne gezahlt werden, nur produktive Investitionen schaffen nachhaltig Spielräume für die Verwirklichung sozialer Ziele. Wenn die Wirtschaftspolitik ökonomische Effizienz und soziale Garantien neu austariert, mit Vorrang für die unternehmerische Initiative und das Leistungsstreben des Einzelnen, kann sie die Grundlagen für eine Revitalisierung der Wirtschaft festigen, und zwar auf der Zeitschiene (es gelingt schneller) und auf der Achse der Produktion und Beschäftigung (der Wachstumsspielraum wird größer). Spanien würde dann in der EU doch nicht wirtschaftlich ins Hintertreffen geraten, wie in dem anfangs erwähnten Economist-Artikel befürchtet wird. Das Land hat aber noch eine mühselige, steinige Wegstrecke bis zur Gesundung vor sich. □

Die Situation von Religion und Glaube im heutigen Spanien

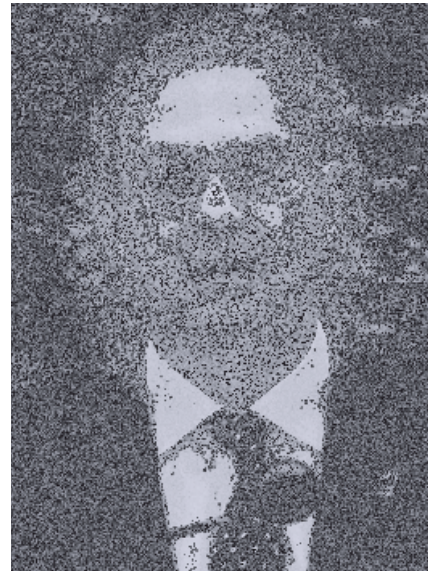
Gabino Uríbarri Bilbao SJ

In der Zeit der 1970er Jahre war die Kirche als Institution – viele von ihren Mitgliedern und insbesondere die Bischofskonferenz – eine sehr wichtige gesellschaftliche Kraft, welche die politische Umgestaltung Spaniens von einer Diktatur zu einer Demokratie gefördert und vorangetrieben hat. An vielen Beispielen veranschaulicht dies die nach seinem Tod veröffentlichte Autobiographie des damaligen Vorsitzenden der Spanischen Bischofskonferenz, Kardinal Vicente Enrique y Tarancón, – über Wochen hinweg das meist gekaufte Sachbuch in Spanien. Das Buch, das sich wie ein Krimi liest, stellt lebendig dar und dokumentiert die Beziehungen von Kirche und Staat am Ende von Francos Diktatur. Die spanische Kirche hat damals die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils in Wort und Geist übernommen, aber die regierenden Politiker, die sich alle als treue Katholiken verstanden, waren mit dem alten Konkordat von 1953 zufrieden und im Grunde genommen gegen das Konzil und den damaligen Papst Paul VI. Sie konnten nicht verstehen, was viele Geistliche – Priester und Ordensleute – lebten und im Schulunterricht, in Predigten, Büchern und Zeitschriften, in Pfarreien und geistlichen Vereinigungen in Wort und Tat umsetzten. Es ist interessant zu wissen, dass das Regime Francos damals so viele Priester im Gefängnis festhielt, besonders wegen politischem Engagement in verbotenen Gewerkschaften und linken politischen Parteien, dass in Zamora ein eigenes Gefängnis speziell für Priester errichtet wurde; und dieses sogenannte „Konkordats-Gefängnis“ war alles andere als leer.

Für viele Beobachter der Entwicklung der Kirche in Spanien war der erste Besuch von Papst Johannes Paul II. ein Wendepunkt in dieser Entwicklung. Im Jahre 1982 haben die Sozialisten (PSOE) zum ersten Mal nach dem Bürgerkrieg demokratischen Wahlen gewonnen. Als der Papst kam, war der Sozialist Felipe González Ministerpräsident. Der Besuch des Papstes mit den Millionen Menschen, die an Gottesdiensten teilnahmen, von den großen Medien mit Interesse übertragen, hat vor allem die Bischöfe darin ermutigt, sich zu behaupten und keine Angst- oder Minderwertigkeitsgefühle zu haben. Damals wurde sozusagen die Vorstellung überwunden, Spanien könne nur unter Franco katholisch sein. Es entstand die Überzeugung, auch unter der Demokratie eine katholische Volkskirche sein zu können, die innerhalb der Gesellschaft eine Stimme hat. Die Bischöfe haben mehr als zuvor an sich selbst und an das gläubige Volk der Spanier geglaubt. Damals waren sehr viele aktive Katholiken in Gemeinden und anderen Bereichen tätig. Auch gab es noch katholische Wurzeln, wie die zahlreichen Gottesdienstbesucher zeigten.

1. Einige Merkmale der heutigen kirchlichen Situation

Das größte Problem für die katholische Kirche in Spanien heute ist meiner Meinung nach die verbreitete Unfähigkeit, den Glauben an die nächste Generation weiterzugeben. Viele Kinder



Prof. Dr. Gabino Uríbarri Bilbao SJ, Professor für Theologie an der Universidad Pontificia Comillas, Madrid

feiern am selben Tag die erste und die letzte Kommunion. Eine wöchentliche Katechese während zwei oder drei Jahren kann Kinder und Eltern nicht davon überzeugen, dass es sich lohnt, Mitglieder einer Gemeinde zu werden.

An den Schulen gibt es heute nichts Schwierigeres, als Religion zu unterrichten. Die Lehrer, die normalerweise nur Religion unterrichten, sehen sich täglich mit Unglauben konfrontiert; sie vertreten ein Fach mit einem sehr schwachen akademischen Profil, wenn überhaupt.

Umfragen zeigen, dass andere Religionen oder Konfessionen in Spanien immer mehr Mitglieder gewinnen, aber doch weiter Minderheiten bleiben. Die verschiedenen Kirchen der Reformation verzeichnen eine wachsende Zahl Mitglieder und beginnen allmählich, eine gesellschaftliche Größe zu werden. Viele Einwanderer aus dem Maghreb sind Muslime und erziehen ihre Kinder dezidiert im muslimischen Glauben, als viele Katholiken ihre Kinder im ihrem Glauben erziehen. In einer Jesuiten-Schule in Madrid zeigten die muslimischen Schüler mehr Interesse und stellten mehr Fragen im katholischen Religionsunterricht als ihre christlichen Mitschüler. Für sie ist die Religion etwas Wichtiges, und sie wollen mehr über den Katholizismus erfahren.

Statistische Erhebungen zeigen, dass die Zahl der „überzeugten“ Katholiken und der regelmäßigen Besucher der Sonntagsgottesdienste abnimmt, besonders unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Eine zweite Kategorie bilden in der Sicht der Soziologen die nicht praktizierenden Katholiken. Diese Gruppierung wird mit der Zeit zur weiteren Gruppe der „Gleichgültigen“. Und der nächstfolgende Schritt führt von der Gleichgültigkeit in den Atheismus oder Agnostizismus.

Eine wichtige Ausnahme bei der beschriebenen Tendenz ist die Volksfrömmigkeit. Diese bleibt nicht nur lebendig, wo sie schon früher sehr verbreitet war, etwa in Südspanien, besonders in Andalusien, sowie in einigen Teilen Kastiliens. In Madrid, wo diese Tradition

nicht besonders wichtig war, gewinnt sie Jahr um Jahr an Gewicht. Sie erweist sich als fähig, Jugendliche und junge Erwachsene anzuziehen. In der Öffentlichkeit gilt es keineswegs als Schande, Mitglied einer Laienbruderschaft zu sein; vielmehr stößt es in vielen Schichten auf Anerkennung. Die Prozessionen während der Karwoche werden von den Medien mit Respekt und religiösem Taktgefühl übertragen.

Die Kirche zeigt sich weithin nicht fähig, in der Öffentlichkeit in gewinnender Weise aufzutreten. Mit „Kirche“ wird vor allem eine repressive Sexualethik assoziiert, ein Nein: nein zur Abtreibung, nein zur Homosexuellen-Ehe, nein zur Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion, nein zu vorehelichen sexuellen Beziehungen, nein zu einem neuen Erziehungsgesetz usw.

Das öffentliche Image der Kirche in den Medien ist derart, dass so etwas wie Evangelisierung, moralische Autorität, Anziehungskraft, ja bloße Anerkennung unmöglich erscheinen. Das überrascht umso mehr, als die Kirche viel Gutes in verschiedenen Bereichen bewirkt:

- In allem, was mit sozialen Diensten zu tun hat, ist die Kirche eine bedeutende gesellschaftliche Größe. Ohne sie wäre der spanische Staat ganz unfähig, viele soziale Dienste für Arme, Kranke, Arbeitslose, Obdachlose, Einwanderer, Ältere und Behinderte sicherzustellen. Der Einsatz der Kirche wird dennoch nicht öffentlich anerkannt.
- Das Engagement von Missionaren und Ordensschwestern in den schwierigsten Ländern Afrikas oder Lateinamerikas wird nicht genügend gewürdigt. Manchmal werden sie getötet oder sind die einzigen Spanier, die mitten im Krieg unter höchster Gefahr bei der Bevölkerung bleiben, um Solidarität und Hilfe zu leisten. Die Medien berichten hierüber; alle bewundern den Mut dieser Männer und Frauen. Aber das wird als etwas angesehen, was dazu gehört, wie ein Arzt gut zu operieren oder ein Sportler eine ungläubliche Leistung zu bieten hat. Die eher links orientierten Medien und Intellektuelle schätzen die Leistung dieser Leute sehr, sehen aber dabei nur die ethische Dimension und können nicht verstehen, dass deren Engagement etwas von Gottesglauben, von Gebet zugrunde liegt.
- Insgesamt etwa ein Viertel der Schulen in Spanien sind noch kirchlich, die Mehrheit davon in der Trägerschaft der Orden. Dort wird vieles unternommen und experimentiert. Aber Umfragen zeigen im Bereich der Glaubensüberzeugungen kaum einen Unterschied zwischen Kindern aus kirchlichen und Kindern aus nicht-kirchlichen Schulen. Viele Eltern wählen erstere Schulen nicht, weil sie katholisch sind und eine katholische Erziehung anbieten, sondern weil dort mehr Ordnung und Disziplin herrscht, weil die Qualität der gesamten Erziehung etwas besser ist.

Die meisten Diözesen und Orden in Spanien erleben derzeit eine dramatische Nachwuchskrise. Besonders bei den weiblichen Ordensgemeinschaften spitzt sich die Lage zu. Dies gilt allerdings weniger für konservativere Orden. Auch sind die kontemplativen Ordensgemeinschaften weniger von der Krise betroffen als die aktiven. Einige Diözesen haben eine erfreulich hohe Zahl von Seminaristen, wenn auch nicht genug, um alle freien Stellen zu besetzen. So hat die Erzdiözese Madrid 125 Seminaristen, die Diözesen Toledo, Getafe,

Valencia und Sevilla haben jeweils über 50 Seminaristen.

In den letzten fünf Jahren, unter der sozialistischen Regierung von Ministerpräsident Rodríguez Zapatero, haben sich die Beziehungen zwischen der katholischen Kirche und der Regierung verschlechtert. Meiner Meinung nach halten beide Seiten – die führenden Bischöfe der Bischofskonferenz und die Intellektuellen der PSOE – dieses Spannungsverhältnis für einen Vorteil, jede Seite aus anderen Gründen. Die Sozialisten profilieren sich als eine linke Partei, welche die sogenannten Privilegien der katholischen Kirche beenden will und wird. Der harte Flügel der Bischöfe sieht den Gegensatz quasi als heiligen Krieg, in dem die Rechte Gottes und der Wahrheit mit allen Kräften verteidigt werden müssen; in einer säkularisierten Gesellschaft wie der spanischen könne nur ein sehr deutliches und pointiertes Profil eine Alternative bieten. Einen Konsens zu versuchen, heiße im Grunde genommen, die christliche Identität aufzugeben. Dahinter steht die These, in unserer Zeit und Gesellschaft sei Evangelisierung ohne klare Identität ein unmögliches Unterfangen.

Die Verschlechterung der Beziehungen zwischen Kirche und Regierung hat sich in den letzten Jahren besonders im öffentlichen und deutlichen Widerstand der Bischöfe und anderer kirchlicher Bewegungen gegen drei Gesetzesvorhaben gezeigt:

- Die gesetzliche Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der Ehe. Hier hat die Kirche einen Widerspruch zu dem gesehen, was die spanische Verfassung über den Schutz der Familie sagt.
- Einführung der „Staatsbürgerkunde“ (Educación para la ciudadanía) als neues Schulpflichtfach während zweier Jahre. Hier haben die Bischöfe eine Art moralischer Erziehung gesehen, bei der auch über andere gleichberechtigte Familienmodelle gesprochen wird, etwa mit gleichgeschlechtlichen Eltern oder Alleinerziehenden. In diesem Schulfach werden Familien- und Sexualthemen angesprochen, aber auch Entwicklungshilfe, internationale Wirtschaftsordnung, Migrationen usw. Was über Sexual-

moral und Familie gesagt und worüber im Unterricht ganz frei gesprochen wird, berührt Grundwerte der katholischen Sittenlehre und, so die Bischöfe, auch der spanischen Verfassung.

- Ein Gesetzentwurf zur Abtreibung, der den Abbruch der Schwangerschaft in den ersten 14 Wochen der Schwangerschaft freistellt. 16-jährige Mädchen erhalten ein Recht auf Abtreibung, ohne dass ihre Eltern etwas davon wissen müssen. Und alles wird mit Steuermitteln finanziert.

Trotz dieser Konflikte bekennen sich bei Umfragen noch immer 80 % der Spanier als Katholiken. Was das bedeutet, ist schwer zu sagen. Ganz sicher heißt es nicht, dass sie mit allem in der Kirche einverstanden sind, dass sie die ganze Sittenlehre der Kirche befolgen, dass sie die Gottesdienste regelmäßig besuchen oder ihr Leben entsprechend der katholischen Lehre gestalten.

Die Zahl der Taufen, der Erstkommunionen, der kirchlichen Trauungen und vor allem der Beerdigungen ist weiterhin sehr hoch. Nicht selten steht der Priester aber einer Gemeinde gegenüber, die nicht mehr weiß, was sie tun soll, z. B. wann sie aufstehen oder sich hinsetzen soll, oder was sie antworten soll. Wenngleich diese Tendenz zweifellos zu beobachten ist, spricht die breite Inanspruchnahme der Kasualien doch für die katholische Verwurzelung der Gesellschaft. Die entsprechenden Feiern bieten einen Raum, das Bild einer freundlichen Kirche zu zeigen, die ohne Zwang eine frohe Botschaft anzubieten hat.

2. Herausforderungen

Aus dem Gesagten lässt sich leicht ersehen, dass die entscheidende Herausforderung für die Kirche darin besteht, in einer säkularisierten und multi-kulturellen Gesellschaft das Evangelium zu verkünden.

a) Evangelisierung der Kultur

Im Vergleich zur italienischen Kirche scheint die katholische Kirche in Spanien kein gesamtes Konzept zu haben, wie sie versuchen kann, eine profilierte

Präsenz in der Kultur zu haben. Es geht unter anderem um eine angemessene Medienpräsenz, durch die Gott, die Kirche, das Evangelium und die katholische Moral in der Gesellschaft eine anerkannte Stimme erhalten. Es sollte keine Schande oder eine Privatangelegenheit sein, in Spanien Christ zu sein, sondern eine Ehre, derer man nicht ohne weiteres würdig ist. Evangelisierung der Kultur sollte sich darin zeigen, dass Literatur, Filme, Rundfunksendungen, Fernsehprogramme, Zeitungen usw. sich nicht gewohnheitsmäßig gegen den christlichen Glauben und das Evangelium richten, bei Themen wie etwa Familie, Finanzen, Berufsethik, sexuelle Beziehungen oder Bedeutung der Geschlechter. In den Blick zu nehmen ist auch die ganze Welt der Universität, des Geistigen und Intellektuellen. Aber auch die Geschichte Spaniens und Europas ist mit einzubeziehen, denn von der Interpretation der Geschichte hängt die eigene Identität ab. In all diesen Bereichen haben wir die wichtige Aufgabe, das Christentum als eine Größe zu verstehen, die Verantwortung trägt und dem Wohl des Menschen verpflichtet ist. Das gilt nicht zuletzt für den Bereich der Schulen, in denen Tausende von Kindern und Jugendlichen christlich zu erziehen sind.

b) Weitergabe des Glaubens an die Jugend

Eine zweite zentrale Herausforderung ist die Weitergabe des Glaubens an die jeweils nächste Generation. Zahlreiche Jugendliche und junge Erwachsene haben sich der Kirche entfremdet. Viele haben überhaupt keine religiöse Kultur mehr. So wissen sie nicht, was das Besondere eines kirchlichen Gebäudes ist. In diesem Bereich wird zwar heute viel unternommen, aber die Früchte der Bemühungen sind alles andere als befriedigend.

c) Verkündigung für junge Erwachsene, Familien und die mittlere Generation

Taufen, kirchliche Trauungen und Beerdigungen sind Gelegenheiten, junge Erwachsene und die mittlere Generation anzusprechen. Viele sind noch kirchlich erzogen worden, haben sich dann aber von Glauben und Kirche distanzieren. Würde man diese Generation ganz verlieren, müsste man bei der Erziehung der Kinder wieder von null anfangen. In vielen Familien sind es noch die Großeltern, vor allem die Großmütter, die den Kindern biblische Geschichten erzählen oder christliche Gebete beibringen.

Die Familie befindet sich in der westlichen Gesellschaft generell in einer großen Krise; es gibt sehr viele Geschiedene und verbreitet Sexualbeziehungen ohne irgendeine stabile Lebensform oder öffentliche Verpflichtung. Ohne christliche Ehen und Familien aber können der christliche Glaube und die Kirche nicht Bestand haben. Hier drängt sich die Frage auf, was es heute bedeutet, eine christliche Familie zu sein. Wie soll die Beziehung innerhalb der Ehe gestaltet werden, und wie die Kindererziehung? Und wie lässt sich das Berufsleben von Mann und Frau so gestalten, dass die Familie nicht darunter leidet?

d) Verantwortung der Laien

Die Zukunft des Glaubens hängt wesentlich von den Laien ab, die ihre volle Verantwortung übernehmen müssen, so wie es die Konzilsdokumente und andere kirchenamtliche Texte deutlich formulieren. Eine klerikale Kirche, die zu sehr auf Priester und Bischöfe orientiert ist, erweist sich als unfähig, den Glauben

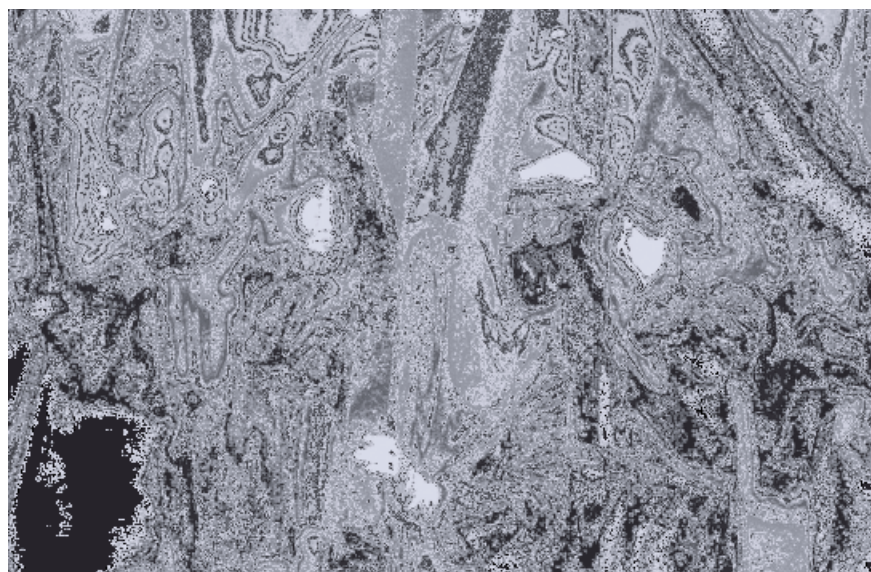


Foto: kna

In der Karwoche, der „Semana Santa“, ziehen tausende Prozessionen durch spanische Städte und Dörfer (unser Foto zeigt einen Umgang in Madrid),

um an den Leidensweg Christi zu erinnern. Ist dies aber noch Ausdruck des Glaubens oder nur noch eine gesellschaftliche Veranstaltung?

weiterzugeben. Es kommt darauf an, die Freude und die Kraft des Glaubens im alltäglichen Leben und in allen Lebensformen spürbar werden zu lassen: in Freizeitgestaltung ebenso wie in Beruf, Familie und Kindererziehung.

Hier sind alle Christen ohne Unterschied gefragt. Nicht zuletzt braucht es Gemeinden, die Anziehungskraft haben, wo die Liturgie als echte, lebendige Feier erlebt werden kann, wo menschliche Beziehungen eine beneidenswerte Tiefe erreichen und wo es gelingt, Außenstehenden nahezubringen, was echtes Beten heißt.

e) Kirche als Ort, wo geistlicher Durst gestillt werden kann

Warum befinden wir uns in so vielen westlichen Ländern in einer Lage, in der einerseits ein großer spiritueller Durst besteht, aber nicht versucht wird, diesen mit dem zu stillen, was die Kirche zu bieten hat, sondern mit verschiedensten Formen von Meditation und geistlichen Übungen östlicher Prägung? Hinzu kommt, dass heute vielfach Psychologen stillschweigend Aufgaben der Seelsorge übernehmen. Muslime und Protestanten bieten heute in Spanien oft mehr geistliche Echtheit als katholische Gemeinden. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass ihre Zahl zunimmt.

f) Das richtige Bild des künftigen Christentums gestalten

Wenn der dogmatische Kern der biblischen Geschichte und des christlichen Glaubens in geistliche Formen des Lebens und der Kultur umgesetzt wird, hat er die Kraft, eine neue Gestalt des Christentums anzubieten. Dazu braucht es eine Vertiefung des Glaubens und den Mut, neue Formen des Glaubens zu wagen. Die Mönche des Mittelalters haben es uns vorgemacht. Die sogenannten „kreativen Minderheiten“ haben eine wichtige Aufgabe für das Ganze, so wie der „kleine Rest“ für Israel.

g) Öffentlichkeitswirkung der Theologie

Anders als in Deutschland ist die akademische Theologie in Spanien kaum ein Thema für die Medien und den öffentlichen Diskurs. In keinem Feuilleton der großen Zeitschriften erscheinen theologische Beiträge. Außer Olegario González de Cardedal schreibt kaum ein Theologe Zeitschriftenartikel. Innerhalb der Universitäten gibt es Theologische Fakultäten nur in den vier kirchlich getragenen Universitäten, und deren Finanzierung verursacht erhebliche Kosten. Somit erscheint die Theologie als nahezu ausschließlich innerkirchlicher Betrieb, ohne Einfluss und Wirkung auf das öffentliche Leben.

Eine deutlich größere Wirkung der Theologie wäre sehr zu wünschen, so dass sie in der größeren Öffentlichkeit als eine Stimme unter anderen wahrgenommen werden könnte. Dazu brauchen wir Theologen, die diesen Schritt nach außen wagen. Hilfreich wäre sicher auch eine Neugestaltung der Studiengänge. Derzeit nimmt das spanische Kultur- und Erziehungsministerium die Theologie überhaupt nicht wahr.

h) Einstellen auf eine kirchliche Situation mit erheblich weniger Ordensleuten und Priestern

Der Zahl der Berufungen ist in fast allen spanischen Ordensgemeinschaften und Diözesen sehr niedrig, wenn es überhaupt noch welche gibt. Die anstehenden schwierigen Entscheidungen dürfen nicht länger aufgeschoben werden. Der Altersdurchschnitt ist sehr

hoch: bei Ordensleuten bei etwa 65 bis 70 Jahren, bei Weltpriestern etwas niedriger (63,3). Ein neues Konzept für Pfarreien und Seelsorge, für Gemeinden, Schulen und andere soziale Einrichtungen muss erarbeitet und in Kraft gesetzt werden.

Wir sind auf der Suche nach einem neuen Profil von Priestersein und nach einer neuen Gestalt des Ordenslebens. Meiner Ansicht nach können die Orientierungen, die vor dem Konzil richtig und einsichtig waren, heute nicht einfach neu in Kraft gesetzt werden. Aber auch nicht alles, was nach dem Konzil kam, war richtig, treffend und gut gelungen. Vielleicht wird uns das aktuelle Priesterjahr helfen, die geistlichen Wurzeln wieder zu entdecken und daraus neue Modelle zu entwickeln.

i) Innerkirchliche Einheit

Ein großes Problem der spanischen Kirche, das unsere Kräfte und Möglichkeiten der Evangelisierung erheblich einschränkt, ist die fehlende innerkirchliche Einheit. Ich wünsche mir eine größere Einheit (Communio) zwischen Diözesen und Ordensleuten, zwischen Ordensleuten und neuen geistlichen Bewegungen. Für einen Beobachter von außen ist eine tiefe Spaltung innerhalb der Spanischen Bischofskonferenz unübersehbar: zwischen dem harten Flügel, der die wichtigsten Ämter innehat, und anderen Bischöfen, die eine eher gemäßigte Linie verfolgen. Die Kräfte sind in zwei fast gleich große Teile gespalten.

Ich bin gespannt, wie der Weltjugendtag 2011 in Madrid laufen wird. Die Erzdiözese Madrid möge die Gefahr sehen, alles kontrollieren zu wollen und vor dem Papst und anderen kirchlichen Gruppierungen als der große Gewinner dazustehen. Diese Tage werden für alle Kräfte, Bewegungen und Gemeinschaften eine Gelegenheit sein, gemeinsam Kirche zu sein, ohne Spaltungen. Ich bete nur, Gott und sein Geist mögen uns helfen, nur die größere Ehre Gottes und das Gute für die Menschen zu suchen, ohne Rücksicht auf menschliche Ehren. □



In München lebende Spanierinnen und Spanier kamen auch zu den Vorträgen über ihr Land in die Akademie.

Zwischen Gedächtnis und Erfindung. Zeitgenössische Architektur in Spanien

Enrique Sobejano

I.

Ich beginne mit einem Gebäude in der Stadt Córdoba – der Moschee (La Mezquita), im 7. Jahrhundert von den Arabern, die über Spanien herrschten, erbaut und in den darauffolgenden Jahrhunderten erweitert. Die Moschee ist für mich das beste Beispiel spanischer Architektur, und sie ist es nicht nur aufgrund ihres historischen Wertes, sondern – und das ist das Widersinnige – aufgrund ihrer Aktualität: eine perfekte, rechteckige Umfassung, mit einem großen Innenhof, ein Bedachnungssystem und die unerwartete Präsenz der christlichen Kathedrale dazwischen. Eine kombinatorische Systematik steckt in diesem Bauwerk. Ein endlos wiederholter doppelter Bogen stellt ein räumliches System dar, in dem die Präsenz des natürlichen Lichts und der Farben einen Raum in Serie bildet, der sich endlos ausbreiten kann, wie dies tatsächlich über die Jahrhunderte hinweg in Form verschiedener Erweiterungen erfolgte. Aber die Mezquita besitzt auch andere Qualitäten, die sie zum Vorläufer eines großen Teils der Architektur, die in der jüngeren Vergangenheit in Spanien gebaut wurde, macht: Sie ist ein kompaktes Gebäude. Die Komplexität und der Reichtum ihres Innenraums, das von Mauern umschlossene Volumen, dringen nicht nach außen.

Wir entdecken auch einen weiteren Aspekt, der heutzutage Thema der Architektur-Debatte ist. Ich beziehe mich auf eine neue Erweiterung eines bestehenden historischen Gebäudes: die Erweiterung der katholischen Kathedrale aus dem 16. Jahrhundert, die in die Modulation der Säulen des islamischen Gebäudes eingefügt ist. All diese Gedanken verweisen uns durch die Moschee von Córdoba auf ein Architekturkonzept, das meiner Meinung nach sowohl zu dieser entfernten Vergangenheit als auch zu der modernsten Gegenwart gehört. Und trotzdem muss ich mich auf eine andere Tatsache beziehen, wenn wir über die aktuelle spanische Architektur sprechen, die mit dem großen städtischen Wachstum in Verbindung steht: Die neue städtische Weiterentwicklung ist in vielen Fällen Ergebnis der Spekulation und ohne architektonische Qualität. Es handelt sich um neue Stadtviertel, die in den letzten Jahren in allen spanischen Großstädten entstanden sind, die Geistlosigkeit und Uniformismus widerspiegeln. Sie sind Ergebnis einer Immobilienblase, die jetzt geplatzt ist. Diese Entwicklung, ohne ernsthafte Planung, hat auch die Zerstörung mit nicht rückgängig machbaren Konsequenzen eines großen Teils der Küsten unseres Landes zugelassen.

In den letzten 25 Jahren hat das spanische Wirtschaftsmodell auf starkem Wachstum basiert, sodass die Bilder, die wir von der gewaltigen Verdichtung an den Küsten, den neuen Stadtvierteln, den Weltausstellungen oder den Umstrukturierungen von Industriegebieten sehen, mit größerem oder geringerem Erfolg den großen Wechsel widerspiegeln, der in Spanien und demzufolge auch in seiner Architektur stattgefunden hat.

Parallel zu diesem maßlosen Wachstum entstand die sogenannte „spektakuläre Architektur“. Das Gug-



Prof. Dipl.-Ing. Enrique Sobejano, Architekt, Professor für Architektur an der Universidad Europea de Madrid und an der Universität der Künste in Berlin

enheim-Museum ist das erste Beispiel. Der Begriff „Bilbao-Effekt“ wurde geschaffen, um in der architektonischen Kritik den Prozess zu definieren, in dem ein Gebäude zum Sinnbild einer Stadt wird. Das passierte in Bilbao, aber man kann von anderen Beispielen der „spektakulären Architektur“, mit denen sich unsere Städte gefüllt haben, nicht dasselbe behaupten. Die neuen Wolkenkratzer von Madrid, die von internationalen Architekten entworfenen Bauten, sind Beispiele, für die Spanien in den letzten Jahren weltweit bekannt wurde.

Aber ich will nicht von diesen beiden Extremen sprechen. Sie sind zweifellos die beiden Gesichter des Spaniens der Immobilienboom-Zeit, aber keines der beiden repräsentiert die Qualität der spanischen Architektur, die auf internationaler Ebene anerkannt ist. Ich möchte Beispiele großer architektonischer Qualität präsentieren, welche sich auf Ideen beziehen, die das Werk spanischer Architekten kennzeichnen:

1. Die direkte und klare Beziehung zur Landschaft
2. Die Sinn- und Wahrnehmungsqualität: die Textur der Materialien und das natürliche Licht im Innenraum
3. Die Kompaktheit: Die spanische Architektur ist häufig kompakt und selten fragmentiert.
4. Sie ist auch klar bildhauerisch: Es besteht eine direkte Beziehung zwischen den gelungensten modernen spanischen Skulpturen und der Architektur, die nicht darauf verzichtet, sich durch Plastizität und Materie auszudrücken.
5. Letztendlich ist es eine Architektur, die einen Dialog mit der Vergangenheit, mit dem Gedächtnis, herstellt.

II.

Ein Meister der vorherigen Generation, Sáenz de Oiza, spiegelt die schwierige Beziehung zur Landschaft wieder.

Seine nicht erbaute Kapelle für den Jakobsweg in der kastilischen Meseta (eine Zusammenarbeit mit dem Bildhauer Oteiza) zeigt einen Bau auf einem Hügel inmitten von Weizenfeldern: ein Objekt in der Landschaft, das eine distanzierte Beziehung zu ihr einnimmt. Wenn wir es mit aktuellen Werken spanischer Architekten vergleichen, finden wir oft ähnliche Vorschläge, wie zum Beispiel bei einem Privathaus in Katalonien oder bei einem Schutzbau für archäologische Ruinen in Kastilien. Das Haus im Grünen von Gerona, von den katalanischen Architekten RCR entworfen, macht keine Zugeständnisse an die Landschaft: Es steht entschlossen, bestehend aus einer Reihe von Stahlboxen, die eine harte, aber auch poetische Beziehung mit der natürlichen Landschaft herstellen. Eine kleine Kapelle in La Mancha steht da wie ein Objekt über dem unveränderten Gebiet. Die Zugänge werden nicht gepflegt, die Erde und das Gras sind die Basis für eine Architektur aus einem einzigen Material, worüber die Zeit verstreichen kann, ohne diese Beziehung zu verändern. Andere Gebäude werden als Grenze aufgefasst, die sich in das Gelände drücken. Die Architektur entsteht durch Wiederholung erzeugter Elemente in der Landschaft. Wir finden ähnliche Beispiele auf sehr unterschiedlichen Ebenen. Sogar wenn wir Projekte von ausländischen Architekten in Spanien sehen, wie es an der Küste von Galicien, im Nordwesten der iberischen Halbinsel, der Fall ist: Da ist ein kleiner Friedhof durch eine Reihe von Granitkästen gegenüber der Landschaft gebildet, wie gefallene Würfel, die mit poetischer Kraft auf den Atlantischen Ozean blicken.

Die Beziehung von Architektur und Landschaft ist immer eine Maßstabsfrage, von den Küsten von Galicien bis zur Sierra Nevada von Granada, wo ein weißer Würfel diesen Gegensatz zwischen dem künstlichen und vom Menschen geschaffenen architektonischen Objekt und der gewaltigen Skala natürlicher Landschaft zum Ausdruck bringt. Tatsächlich ist dieses Gebäude von Campo Baeza in seinem Inneren ein introvertierter kultureller Raum. Diese Introvertiertheit ist zweifellos ein Merkmal der spanischen Architektur und insbesondere der andalusischen.

Ebenso finden wir in Almería in Andalusien ein Theater in Níjar, einem Dorf von weißer Architektur und mit einer rauen und steinigen Geographie. Das Werk von MGM scheint die Härte seiner Umgebung zu erkennen und handelt in derselben Weise. Es steht auf dem Gelände am Rande der Stadt mit klaren und skulpturalen Volumen, im ländlichen Spanien, das noch existiert, auch wenn es immer mehr verschwindet. Es gibt auch den Kontrast zu dem Spanien der neuen kulturellen und sozialen Projekte wieder: Die Theater, die Auditorien, Kongresspaläste, Museen, die nicht nur die großen Städte gefüllt haben, sondern auch die kleinen Städte des ganzen Landes. Das Auditorium in einer kleinen Stadt in Extremadura, Mérida, erscheint erneut in einer fast unveränderten Landschaft am Fluss Guadiana wie ein distanziertes Objekt, das darauf wartet, dass das Wachstum der Stadt sich mit ihm trifft. Die kulturellen Gebäude, wie die Auditorien und Theater, teilen diese eigenständige Situation in der Landschaft mit anderen Sport-Bauwerken. Unabhängig von den großen Stadien von Madrid, Barcelona oder Valencia haben Städte mittlerer Größe in diesen Jahren ihre Fußballplätze gebaut, wie z.B. in Palencia und in Baracaldo im Baskenland.

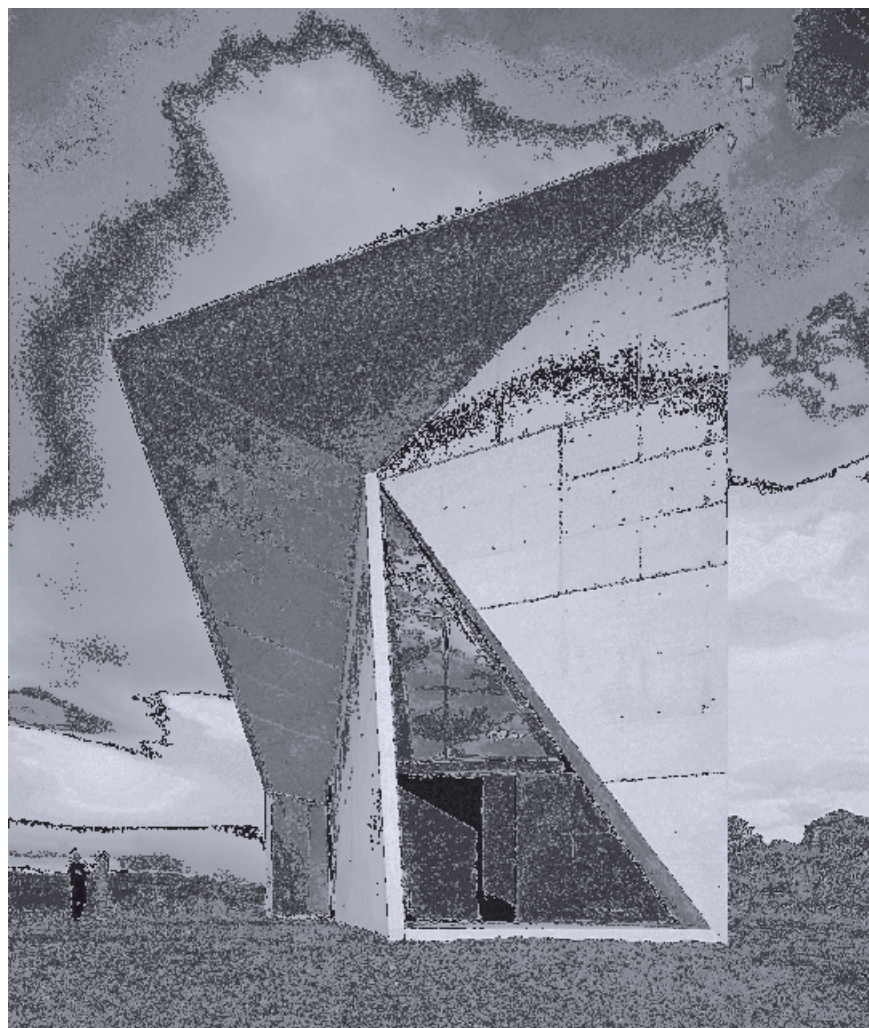


Abb. 1: Die Kapelle in La Mancha von Sancho-Madrirdejos ist als Raum geschaffen, der im Licht badet und durch das Material definiert ist.

III.

Eine Landschaftsgestaltung von hoher Qualität ist in Spanien von Architekten durchgeführt worden, und dies ist keine Spezialisierung wie z.B. in Deutschland. Vielleicht sind die Projekte im Bereich der Landschaftsgestaltung deshalb äußerst architektonisch und „gebaut“, wie zum Beispiel der Park in Valencia, bei dem die Steinmauern und das Wasser eine Spannung und eine Härte von großem plastischem Wert erzeugen. Die Vorläufer dieser von Architekten durchgeführten landschaftsgestalterischen Tätigkeiten ist zweifellos der Friedhof von Igualada bei Barcelona von Enric Miralles. Der brillianteste Architekt seiner Generation, der jung verstarb, hat sein Meisterwerk erbaut, indem er ein Gelände zur Skulptur umwandelte und eine künstliche Topografie von gewaltiger Schönheit erschaffen hat. Obwohl es sich um eine Ansammlung und nicht um ein Objekt handelt, wird auch hier die Härte der Beziehung zur Landschaft in den Materialien, Stein und Beton, ausgedrückt, was seinen Kampf mit dem existierenden natürlichen Gelände verdeutlicht. Ein neues und posthumes Werk von Enric Miralles in Zusammenarbeit mit Benedetta Tagliabue, eine Bibliothek nahe Barcelona, dient dazu, ein Konzept im Zusammenhang mit dem vorherigen Bau hervorzuheben: die Idee der Architektur als künstliche Landschaft, in diesem Fall die wellenförmigen Bedachungen der Bibliothek. In dem anderen sehr bekannten Fall zeigt dies die Halle des Hafens von Yokohama in Japan, er-

baut von dem spanischen Architekten Alejandro Zaera in Form einer gefalteten Oberfläche, in der die Böden, Wände und Dächer eine fortlaufende und fließende Oberfläche bilden und einen Park gegenüber dem Meer schaffen.

Es ist nicht schwer, Beispiele in der Architektur dieser Jahre zu finden, bei denen auf die eine oder andere Art dieses Konzept der Bedachungen, die als Landschaft gestaltet sind, die Grundidee des architektonischen Projekts darstellen. Auch bei dem Park von Juan Navarro Baldeweg ist das Projekt fast wie ein „Land-Art-Werk“ zu begreifen, wie eine Veränderung des Gebietes, in diesem Fall des Ufers des Flusses Guadalquivir in Córdoba. Ebenfalls in Córdoba stellt sich unser Projekt für ein Archäologisches Museum wie ein Teppich in einem landwirtschaftlich genutzten und archäologischen Gelände dar, mit verschiedenen und zeitgenössischen Materialien, aus oxidiertem Stahl. Ebenso bei dem Museum der Höhlen von Altamira in Nordspanien von Navarro Baldeweg – er selbst ist ein ausgezeichnete Maler – das sich in der Landschaft eingräbt, um in seinem Inneren die prähistorischen Höhlen zu reproduzieren, in denen die vor 15.000 Jahren gefertigten Gemälde von Auerochsen in einer Palette von Materialien wiedergegeben werden.

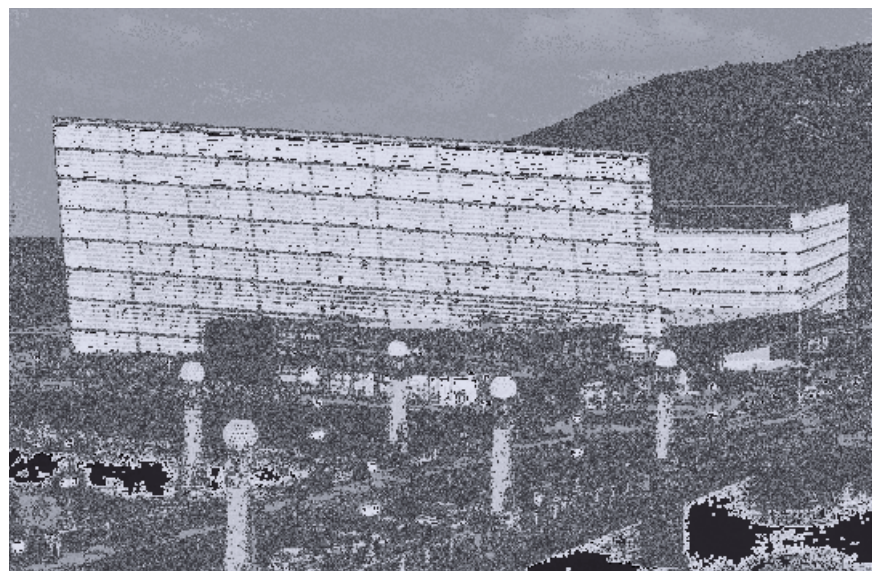


Abb. 2: Die große Eingangshalle der Kongresshalle in San Sebastian von Moneo ist ein Beispiel für ein Gebäude, das äußerlich nichts von seinen inneren Räumen erzählt.



Abb. 3: Die Madinat al Zahra Museum von Sobejano: Einmal fertig gestellt, sieht man das Bauwerk fast nicht in der Landschaft. Nur die Mauern aus

weißem Beton ragen teilweise aus der Erde. So stehen sich Architektur und Landschaft gegenüber.

IV.

Die Kirchen, die der Architekt Miguel Fisac in den 50er und 60er Jahren erbaute, bringen architektonische Räume zum Ausdruck, die nicht nur vom Raum beherrscht werden, sondern vor allem durch rein sinnliche Qualitäten wie die Textur, die Materialien und das natürliche Licht. Diese Wahrnehmungsqualität ist ebenfalls ein Identitätsmerkmal der zeitgenössischen spanischen Architektur, bei der die Anwendung traditioneller Materialien mit der immer stärker dominierenden Präsenz der neuen Technologien und industrialisierter Systeme einhergehen. Diese Eigenschaft hat bewirkt, dass es noch möglich ist, in Spanien Steinmauern zu bauen, wie in einer kleinen Intervention in der Nähe der Alhambra von Granada, wo Material, Textur und natürliches Licht die drei einzigen verwendeten Bauelemente sind.

Ich glaube, dass dies ein besonderer Aspekt der spanischen Architektur der letzten Jahrzehnte ist. Einerseits sind das Land und auch die Bausysteme industrialisiert worden. Aber andererseits sind die Handwerksbeschäftigungen noch nicht vollständig verschwunden, die in anderen Ländern Europas nicht mehr existieren. Dieses besondere Gleichgewicht, das nicht lange anhalten kann, spiegelt sich in vielen der Werke wieder, die ich für sinnlich halte. Sogar wenn es sich um vorgefertigte Elemente handelte, wie die Mauern des Auditoriums von Mérida, wurde die Reliefarbeit unter Mitwirkung einer Bildhauerin ausgeführt.

Ein Werk von AMP auf den Kanarischen Inseln zeichnet sich durch den abgeschluppten Ausdruck der Betonmauern auf eine Art aus, die an die mexikanischen Werke aus den 60er Jahren erinnert, was jedoch in Spanien bereits eine Ausnahme darstellt. Ihre Beziehung zu der rauen Landschaft der Inseln macht aus dieser expressionistischen Architektur einen Einzelfall. In Galicien ist der Granit Teil der örtlichen Kultur und das gewöhnlichste Baumaterial. Ein Projekt einer Ausstellungshalle von García Abril benutzt große un bearbeitete Granitstücke, um eine Mauer herzustellen, die sich nur durch ihr Gewicht hält: eine Baumethode, die sich heute jeder Norm entziehen würde.

Die religiösen Räumlichkeiten wie die, die Miguel Fisac baute, stellen ein Experimentierfeld in der spanischen Architektur der 60er und 70er Jahre dar. Dazu gehören einige der beachtenswertesten Beispiele von Kapellen oder Kirchen der letzten Jahre, bei denen wir fast sagen können, dass die einzige Funktion des Gebäudes es ist, einen Raum zu schaffen, der im Licht gebadet und durch das Material definiert ist. Die Kapelle in La Mancha von Sancho-Madrdejos definiert sich durch ein einziges Material, den weißen Beton. Eine andere Kirche in der Nähe von Madrid greift auf ein Spiel von Falten zurück, bei denen die goldene Farbe und das weiße Licht ein zeitgenössisches Altarbild schaffen.

V.

Diese Kirche dient als Beispiel, um zu der Erwähnung eines anderen einzigartigen Aspekts der modernen spanischen Architektur überzugehen, den der volumetrischen und bildhauerischen Eigenschaft. Tatsache ist, dass ein großer Teil der zeitgenössischen Gebäude als Objekte an sich aufgefasst worden sind, die mit mehr Beachtung ihrer eigenen einheitlichen und bildhauerischen Eigenschaft in die Landschaft gebaut sind. Die spanische Bildhauerei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat einige der brilliantesten plastischen Künstler gehabt, deren Werk stets in engem Be-

zug zu dem der zeitgenössischen Architekten stand. Chillida repräsentiert die Materialität und die Idee der Leere, ein architektonisches Thema von permanenter Präsenz, gerade in den letzten Jahren. Ein weiterer baskischer Bildhauer – Oteiza – zeigt ebenfalls die Leere als Raum, aber dargestellt durch Falten, wie bei den Skulpturen, die er „metaphysische Schachteln“ nannte. Wir können sagen, dass zwischen Chillida und Oteiza viele der architektonischen Werke fluktuieren, die aufgrund eines skulpturalen und räumlichen Wollens entstanden sind.

In jenen 60er Jahren erreichten die baulichen und bildhauerischen Versuche ihren Zenit im Werk von Sáenz de Oiza in Madrid, deren sogenannte Torres Blancas aus Beton und in ausdrucksvollen Formen, inspiriert durch Wright, noch immer ein in vielen Aspekten unübertroffenes Werk darstellen.

Die Kapelle von Sancho und Madrdejos stellt ein klares Beispiel dar. Das Projekt wird wie ein Knick erzeugt, obwohl es sich um ein figuriertes Falten handelt, das aus Beton hergestellt ist wie die Skulptur von Oteiza (siehe **Abbildung 1**). Der innere Raum entspricht denselben Kriterien. Die Architekten haben fast mit denselben konzeptuellen und materiellen Instrumenten gearbeitet wie der Bildhauer. Ein Haus in Katalonien an der Küste von Tarragona von Carlos Ferrater bringt ähnliche Geometrien und Volumen zum Ausdruck. Wenn wir das Bild sehen, das Picasso von einem nahe gelegenen Dorf malte – Horta de Ebro –, sehen wir die Beziehung, die der Architekt vorschlagen wollte: würfelförmige Volumen, deren relative Positionierung eine klar bildhauerische Zusammensetzung dieses Sommerhauses erzeugt. Die weißen Mauern und Dächer verleihen der Gesamtheit Einheit unter Vermeidung ihrer Zergliederung. Die Lage des Hauses in der Landschaft ist ebenfalls ein Anhaltspunkt für diese ländliche Geometrie seiner Umgebung, was wir in dem Bild von Picasso fast erahnen konnten.



Sogar die Bepflanzung von Obstbäumen ist Teil derselben Ansammlung, die in der bildhauerischen Präsenz des Hauses gipfelt.

In jenen 60er Jahren erreichten die baulichen und bildhauerischen Versuche ihren Zenit im Werk von Sáenz de Oiza in Madrid, deren sogenannte Torres Blancas aus Beton und in ausdrucksvollen Formen, inspiriert durch Wright, noch immer ein in vielen Aspekten unübertroffenes Werk darstellen. Sáenz de Oiza in Madrid und Coderch in Barcelona gelten als ein Beispiel, aber auch als ein Extrem von formalem Reichtum, was sie in der architektonischen Sprache, die in der modernen spanischen Architektur überwogen hat, immer noch außergewöhnlich macht.

Das Werk von Enric Miralles und Benedetta Tagliabue stellt einen Sonderfall dar. Sein Markt von Santa Caterina in Barcelona erscheint wie ein gewellter Mantel über den Marktständen. Aus der Luft gesehen passt die lebhaftere Farbe der Keramik, die ihn abdeckt, überraschend zu der Bedachung der Stadt. Es ist eine Architektur, die einer einzigen Geste ein öffentliches Programm anvertraut, das Markt, Platz und Treffpunkt ist – Eigenschaften, die aus Barcelona ein in aller Welt beachtetes Beispiel gemacht haben. Die Farbe und die bildhauerische Kraft sind ebenfalls Eigenschaften des Gebäudes von Mansilla und Tuñón für das Zentrum zeitgenössischer Kunst in León. Eine Architektur, erzeugt durch ein wiederholtes geometrisches Pattern, dessen Volumen sich in verschiedenen Niveaus erheben und deren chromatische Variation aus farbigem Glas die Rolle widerspiegelt, die die Institutionen in der modernen spanischen Architektur haben und gehabt haben.

VI.

Ein Großteil dieser öffentlichen Gebäude und Museen ist mit Mitteln der Europäischen Union erbaut worden. Diese finanzielle Grundlage sowie ein weitverbreitetes und offenes System von Wettbewerben haben es jungen Architekten ermöglicht, wichtige Bauten zu planen. Damit wurde ein neues Tätigkeitsfeld geschaffen, in dem Verwaltung, Architektenkammern, Universitäten und Architekturbüros zugunsten der Qualität der Architektur stark miteinander verknüpft waren.

Die bildhauerische Qualität wird an Gebäuden mit verschiedenen Funktionen und unterschiedlichen Standorten deutlich, wie zum Beispiel bei einem Theater in einem zentralen Stadt-

viertel von Madrid, oder auch im sozialen Wohnungsbau, einem Thema mit hoher Aufmerksamkeit in der aktuellen spanischen Architektur. Autonome Regionen und Gemeinden veranstalten regelmäßig Wettbewerbe, viele speziell für junge Architekten, in denen die Sozialwohnung Experimente eines neuen Wohnraumes erlaubt.

Das Ergebnis vieler dieser Wettbewerbe ist bei einigen Vorschlägen in Hinsicht auf die Nutzung öffentlicher Räume interessant, aber fast immer konventionell in der Problemlösung von Wohnungen, sehr stark eingeschränkt durch strenge und veraltete Normen. Viele dieser Mehrfamilienhäuser haben Möglichkeiten aufgezeigt, die versuchen, aus den strikten Raumaufteilungen auszubrechen, in denen unsere Städte wachsen, und obwohl es nur vereinzelte Muster sind, besitzen sie das Potenzial, ein Modell für neue Wohnaufteilungen zu sein. Aber die neuen, auch kleinen Projekte von jungen Architekten besitzen trotzdem eine große architektonische Qualität.

VII.

Wenn wir, wie ich es zuvor tat, von Material, Licht und jetzt auch Struktur sprechen, ist es notwendig, einen der spanischen Architekten der 60er und 70er Jahre zu erwähnen, der einen großen Einfluss auf die nachfolgenden Generationen ausübte: Alejandro de la Sota. Der Innenraum seiner Sporthalle in Madrid ist eines der Meisterwerke der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Spanien. Es ist ein verdeckter Raum in der Stadt, der nicht leicht zu entdecken ist, verwandelt in einen Wallfahrtsort für Architekten, die kamen und kommen, das Werk eines Meisters zu sehen, der wenige direkte Schüler, aber viele entfernte Anhänger hatte. Unter den ersteren, den wenigen Schülern, die er persönlich hatte, hat Víctor Lopez Coto in seinem präzisen Werk das Interesse für die Qualität der Materialien und den Aufbau jedes einzelnen Teils des Gebäudes aufgegriffen.

Der strukturelle Ausdruck der Gebäude, den wir bei De la Sota sahen, wurde in den letzten Jahren trotzdem in sehr unterschiedlichen Vorschlägen aufgegriffen, wie z.B. in anderen Fällen, einem Haus in Madrid von García Abril oder im Innenraum des Museums von León, beide mit dem Wunsch, die Tektoneik des Gebäudes auszudrücken. Ausdruck der Struktur und Einführung von natürlichem Licht sind Raumqualitäten, die wir bei unterschiedlichen Architekten und Standorten wiederfinden, dem Innenraum der Kathedrale die Rafael Moneo in Los Angeles oder dem Schiffahrtsmuseum von Vázquez Consuegra in Cartagena. Das natürliche Licht, das in die große Eingangshalle der Kongresshalle in San Sebastian von Moneo (siehe **Abbildung 2**) einbricht, führt uns zu einem gemeinsamen Nenner in den Werken spanischer Architekten – der introvertierten Qualität: Gebäude, die äußerlich nichts von ihren inneren Räumen erzählen. Im Kursaal-Kongressgebäude von Moneo bleibt eine leuchtende großartige Eingangshalle mit großen Treppen verborgen hinter einer durchscheinenden Glaswand: Material und Textur, ein kompaktes Volumen, verschlossen zum Außenbereich des Strandes von San Sebastian. Es ist meiner Meinung nach die herausragendste Arbeit dieser Jahre von Rafael Moneo, dem einflussreichsten und international bekanntesten Architekten Spaniens.

VIII.

Der nächste Punkt, den ich zu meiner sehr persönlichen Übersicht der aktuellen Tendenzen spanischer Architektur

aufgreifen möchte, ist die Kompaktheit von spanischen Gebäuden, im Gegensatz zu der Fragmentation in der Architektur vieler anderer Länder.

De la Sota und sein Werk der Provinzregierung von Tarragona von 1957 steht Modell für das Konzept, die Komplexität des Innenraumes in einen einheitlichen Körper einzuschließen. Das Gebäude von Patxi Mangado, eines der zeitgenössischen Architekten von großer Qualität in seinen Werken, ist ein Museum in Vitoria, entworfen wie eine Truhe, die ihren Schatz im Inneren verbirgt. Eine begrenzte Zahl von großen Fenstern öffnet sich wie Augen zur Straße, in einer ähnlichen Form wie der Balkon des Gouverneurs im Gebäude von De la Sota aus den 50er Jahren, während eine Außenhaut aus Bronze seinen ganzen Umfang umhüllt. Das Werk von Abalos & Herreros ist auch an De la Sota angelehnt und oft gekennzeichnet durch bestimmte und kompakte Volumen. So ist es im Fall einer öffentlichen Bibliothek in Madrid oder in dem Projekt einer kleinen Sporthalle im Park „del Retiro“, wo eine leicht metallische und pflanzliche Haut einen kompakten Leerraum umgibt. Mansilla Tuñón, ein anderes der Spitzenstudios aus Madrid, gestaltete das Castellón-Museum wie einen kompakten Raum, gebrochen durch Lichtöffnungen, aber bestimmt und umgeben von nur einem Material, Aluminium.

IX.

Ich komme zurück zum Bild der Moschee von Córdoba, um das Konzept des Gedächtnisses zu fokussieren. Die Architektur der historischen Vergangenheit beeinflusst die spanischen Architekten bewusst oder unbewusst und ist ein Schlüsselbegriff der spanischen aktuellen Architektur. Einige Beispiele habe ich genannt, aber ich würde behaupten, dass eine große Anzahl von kulturellen Werken in Spanien entweder in, mit oder auf Architekturen der Vergangenheit gebaut wurden. Das Kongresscenter von Mangado in Pamplona nutzt die Mauern der Bastion als Grundriss, auf den er seine eigenen Mauern aus schwarzem Stein stellt. Eine Bibliothek in Madrid von Linazasoro fließt in die Ruine eines antiken Klosters ein, um ihren Platz zu besetzen und den Charakter der bestehenden Ruine zu erhalten. Eine andere Bibliothek von Mansilla Tuñón benutzt die Hallen und Silos einer alten Brauerei, um die Räume zu verwandeln, und erweitert neue Baukörper aus anderen Materialien als Kontrast zu den bestehenden. Die Beispiele sind vielfältig und von verschiedenen Dimensionen. In die Altstadt von Toledo konstruiert Torres/Lapeña eine Treppe in Zickzack, eingefräst in den Felsen, die als Aufstieg zur historischen Oberstadt dient. Es entstanden neue Hotels in den Gebäuden von alten Kasernen, wie dieser Teppich kleiner Höfe in Alcalá de Henares, oder moderne Kongressgebäude wie das Projekt von Selgas Cano in Badajoz. Auch die alten Wassermühlen in Córdoba, umgewandelt in Ausstellungsräume durch Navarro Baldeweg, zeigen die Idee dieses Vortrags: „Architektur zwischen Gedächtnis und Erfindung“, die, so glaube ich, die Bedingungen der spanischen Architektur in den letzten Jahren zusammenfasst.

X.

Ich beende meinen Vortrag mit einem Projekt von uns, das erst kürzlich eingeweiht wurde. Kehren wir zurück nach Córdoba, wo wir angefangen haben. Wenn wir die Moschee gesehen haben, im historischen Zentrum, so gehen wir jetzt in die Außenbezirke der

Stadt, zu Medina Azahara, gebaut durch die arabischen Könige Spaniens. Unsere erste Reaktion vor einem Ort mit solchem archäologischem Wert war die, dass wir hier nicht bauen sollten. Der Wettbewerb, an dem wir teilnahmen, sah den Bau eines neuen Museums und Besucherzentrums mit einer Fläche von 10000 Quadratmetern vor. Die schwierige Frage: Wie bauen, ohne den enormen historischen und landschaftlichen Wert dieses Ortes zu beschädigen? Die Antwort entstand aus unserer Erinnerung an antike archäologische Ausgrabungen, die wir an anderen Orten gesehen hatten. Die Archäologen haben ein Raster aufgestellt und graben die markierten Rechtecke aus, um die versteckten archäologischen Reste zu finden. Und so entstand unser Wettbewerbsvorschlag aus dieser Idee: Handeln wir wie Archäologen und nicht wie Architekten! Wir werden unser Gebäude unter der Erde finden. Mit anderen Worten: Unser Projekt ist eingegraben, beleuchtet durch Höfe, wie dies in der islamischen Architektur üblich war.

Einmal fertig gestellt, sieht man das Bauwerk fast nicht in der Landschaft (siehe **Abbildung 3**). Nur die Mauern aus weißem Beton ragen teilweise aus der Erde. So stehen sich Architektur und Landschaft gegenüber, im Dialog mit der Geografie des Ortes, wie ich es vorher an anderen Beispielen gezeigt habe. Das Gebäude ist in sich gekehrt, es versteckt Höfe, durch die das Licht auf die rauen, weißen Betonmauern fällt. Die Landschaft der Umgebung erscheint über den eingegrabenen Höfen. Wasserabbildungen verbreiten den Eindruck, dass die sensorielle Aspekte der Architektur so wichtig sind wie die räumlichen oder funktionellen. Tiefe Höfe schützen vor dem starken Sonnenlicht des südlichen Spaniens. Jeder Besuch auf der Baustelle ließ uns erfahren, wie die Idee, die durch das Projekt entstand, zur Realität wurde. Die Mauern aus Beton erschienen unter der Erde genauso wie diejenigen antiken Mauerreste der alten Stadt, die die Archäologen neben uns freilegten.

Das Gebäude verschwindet in der Landschaft, nur aus der Luft ist es sichtbar, in einer Architektur, die aus dem Dialog zwischen Gedächtnis und Erfindung entsteht, zwischen der Vergangenheit und der zeitgenössischen Architektur. □



Der Gitarrist Gerret Lebuhn schaffte es mit seinen Interpretationen spanischer Musikstücke, das Lebensgefühl des iberischen Landes auszudrücken.

Spanien im Spiegel seines literarischen Schaffens

Christoph Strosetzki

I.

Nicht immer war das Spanienbild in Deutschland durchweg vorteilhaft. Im Mittelalter, als Pilger Wallfahrten zu Ehren des als Heiligen verehrten Jakob nach Santiago de Compostela unternahmen und Handelsbeziehungen zu Kontakten zwischen Deutschen und Spaniern führten, bildete sich ein Katalog von völkerpsychologischen Stereotypen aus, der für die Spanier wenig schmeichelhaft war. Ihr dunkler Teint und ihre schwarzen Haare erschienen ebenso ungewohnt wie gefährlich. Maurische und jüdische Einflüsse seien es, auf die Stolz, Freude an Zeremonien, Unehrllichkeit, Taktiererei, Reizbarkeit und Grausamkeit zurückzuführen seien. So ist auch das Adjektiv „spanisch“ für denjenigen nicht positiv belegt, dem „etwas spanisch vorkommt“, und sogar auf die Folter oder deren Instrumente beziehen sich Ausdrücke wie „spanischer Stiefel, spanischer Reiter, spanischer Ritt“. Die spanische Sprache dagegen erscheint einerseits wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Latein als heilige Sprache, in der ehrlich alle Laute deutlich auszusprechen seien, andererseits wegen ihrer orientalischen Einflüsse als allzu verführerisch und lieblich. Karl V. wird nachgesagt, er habe je nach Adressat und Thema eine andere Sprache bevorzugt, Französisch für die Diplomatie, Italienisch für die Frauen, Spanisch, um mit Gott zu reden, und Deutsch, um mit den Pferden zu sprechen. Der an Säkularisierung und Abschaffung von Tradition interessierten französischen Aufklärung konnte Spanien nicht als Vorbild für Fortschritt dienen, erschien als Antipode und wurde zur Zielscheibe der Kritik. Der Vorwurf lautete, dass man von Spanien keine Anstöße in die gewünschte Richtung zu erwarten habe, da das Land mittelalterlich geblieben sei. Zusätzlich ergaben sich Verzerrungen des Spanienbildes, dadurch dass man in literarischen Figuren wie Don Quijote und Don Juan den typischen Spanier sah und in den Verhaltensformen der pikaresken Romanfigur Lazarillo de Tormes ein realistisches Abbild des spanischen Alltags vermutete.

II.

Eben die Andersartigkeit Spaniens war es aber, die die deutsche Romantik umdeutete: Aus dem Makel wurde ein Vorzug. Das Exotische wurde interessant, gerade weil es fremd war und der Phantasie freien Lauf ließ. Ende des 18. Jahrhunderts liest man in Karl Großes *Spanischen Novellen* (1796) von leidenschaftlicher Liebe, von Entführungen, Gerippen, dunklen Höhlen und Feen. Spanien wird zum romantischen Paradigma des Zaubenhaften, Wundersamen und Irrationalen. Der arabische Einfluss wird nun positiv als kulturfördernd bewertet. Johann Gottfried Herder sieht die Araber als die Lehrer Europas und die mittelalterliche Ritterlichkeit als Resultat der kriegerischen Verteidigung des Christentums gegen die Araber. Deutlich sei Spanien, „wo Jahrhunderte lang Goten und Araber nebeneinander wohnten;“ auch durch den Geist des arabischen Rittertums geprägt, wovon die Romanzen noch Zeugnis ablegten. Poesie sei bei den Arabern nicht isoliertes



Prof. Dr. Christoph Strosetzki, Professor für Romanische Philologie an der Universität Münster

Kulturgut, sondern Bestandteil des alltäglichen Lebens gewesen.

Friedrich Schlegel dagegen erkennt im spanischen Mittelalter in erster Linie den Einfluss der Goten: „Die Geschichte des Landes fängt an mit der Einwanderung verschiedener germanischer Nationen, der Vandalen, Sueven und Westgoten. Diese letzteren behielten die Oberhand und befestigten ihr Reich [...]. Den Einfällen der Araber konnten sie indessen nicht genug widerstehen [...].“ Dadurch wird in einer heute nur noch aus der damaligen historischen Situation zu verstehenden Weise das germanische Element hervorgehoben, das es erlaubt, in Spanien einen Zweig der deutschen Geschichte fortentwickelt zu sehen.

Für seinen Bruder August Wilhelm Schlegel wird Don Quijote angesichts des Bedeutungszerfalls der antiken Mythologie zum Paradigma einer neuen Kunstmythologie. Die natürliche Harmonie bei den Griechen sei durch das Bewusstsein einer inneren Entzweiung ersetzt worden, die durch den christlichen Glauben das Unendliche als unerreichbar dem Endlichen gegenübergestellt hat. Der ungeteilten Welt der Griechen mit ihrer Harmonie zwischen Realem und Idealem, steht nunmehr eine geteilte Welt gegenüber, in der das Ideale mit dem Realen kämpft. Jede Darstellung, in der das Besondere das Allgemeine bedeutet oder das Allgemeine im Besonderen angeschaut wird, wird – wie Don Quijote – zum neugeschaffenen Mythos. In vergleichbarer Weise fordert auch Friedrich Schelling das Schaffen neuer, künstlicher Mythen durch die Dichtung. Don Quijotes und Sanchos Abenteuer, wie das mit den Windmühlen, erscheinen als mythische Erzählungen, die zugleich im Kampf des Idealen mit dem Realen den Vorzug einer philosophischen Basis bilden.

Das spanische *Siglo de Oro* und seine Beliebtheit bei den deutschen Romantikern leiteten vielfach noch das Spanieninteresse in Deutschland bis 1960. Das Paradigma einer geschichtslosen *España*

eterna verstellte den Blick auf weitere geschichtliche Epochen ebenso wie auf die Gegenwart. Das Spanien unter dem Diktator Franco schien der Beachtung nicht wert, zumal man die interessanten Autoren im Exil vermutete und zudem seit Ende der sechziger Jahre ein durch die Opposition gegen die USA bestärktes Interesse an Lateinamerika und seiner mit revolutionärem Gedankengut verbundenen Literatur bestand. Sieht man von vereinzelten Studien und Übersetzungen ab, wird das moderne Spanien erst zu Beginn der achtziger Jahre umfassend wahrgenommen.

III.

In der Zeit unter Franco sind vor allem Zensurumgehungstechniken interessant. Miguel Delibes' Roman *Cinco horas con Mario* erscheint im Jahr 1966. Obwohl zu dieser Zeit die Zensur Francos die Propagierung linker Ideen verbot, findet der Autor eine Möglichkeit, eben dies ungestraft zu tun. Der Vater von fünf Kindern Mario Díez Collado ist im Alter von 49 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben. Der Hauptteil des Romans bezieht sich auf die fünfstündige nächtliche Totenwache, die seine Frau Carmen bei ihm hält. In dieser Zeit lässt sie in einem langen Selbstgespräch die 23 Jahre ihrer Ehe Revue passieren, also die Zeit vom Bürgerkrieg bis zur Gegenwart. Dabei bezieht sie den Verstorbenen ein, indem sie ausspricht, was er zu diesem oder jenem Punkt sagen würde, um sich dann ihrerseits damit auseinander zu setzen, so dass eine Art Dialog entsteht, obwohl sich der verstorbene Ehemann natürlich nicht äußern kann. Dies ist insofern geschickt, als Mario ein Intellektueller mit linken Ansichten war, während seine Frau sich durch kleinbürgerliche Ansichten auszeichnet, die konform mit dem franquistischen Weltbild sind. Ausgangspunkt eines jeden Kapitels ist eine noch von Mario angestrichene Stelle aus der Bibel, die Carmen liest und zum Aufhänger für ihre Überlegungen macht. Obwohl also die Seite der Linken nur durch angestrichene Bibelzitate und aus der Perspektive Carmens indirekt erschließbar wird, während die Vertreterin des traditionalistischen Spaniens in einem unaufhaltsamen enzyklopädisch breiten Redefluss alle ihre Anliegen und Ansichten preisgibt, wächst beim Leser die Sympathie für den stummen Mario. Wirft ihm seine Frau vor, er sei nicht bereit gewesen, im Interesse materieller Vorteile Kompromisse einzugehen, dann beginnt der Leser, an ihm Gradlinigkeit und Unbestechlichkeit zu schätzen. Da aber der Roman jedoch nur die traditionalistische Seite explizit zu Wort kommen lässt, ist er für die Zensurbehörden unangreifbar. Doch wäre der Roman zu einfach, würde nicht zugleich mit dem toten Mario auf die Ohnmacht des Intellektuellen angespielt und mit dem sich an die Totenwache anschließenden Gespräch Carmens mit ihrem Sohn, der bezeichnender Weise auch den Namen Mario trägt, eine Zukunft angedeutet, in der der Gegensatz von den guten Rechten und den schlechten Linken aufgehoben ist.

IV.

Gehen wir in der Geschichte noch weiter zurück. Bekanntlich waren die Araber in das durch Bürgerkriege zerstrittene Westgotenreich eingedrungen und hatten ab 711 auf der Iberischen Halbinsel das arabische Iberien, Al-Andalus, errichtet. Es fiel in den Herrschaftsbereich der Kalifen von Damaskus. Die arabische Herrschaft dauerte von 711 bis 1492, wobei aber zu berücksichtigen ist, dass die Reconquista, die

Rückeroberung des Landes aus der arabischen Herrschaft, im Laufe der Jahrhunderte immer weiter von Norden nach Süden dringt. Die christlichen Rückeroberer folgen zunächst dem Modell der arabischen Eroberer und üben gegenüber fremden Religionen Toleranz aus. Dies ändert sich, als schon drei Monate nach Beendigung der Reconquista im Jahr 1492 die Juden aus Spanien vertrieben werden. 1502 widerruft Isabella für Kastilien die Religionsfreiheit, die sie der muslimischen Bevölkerung zehn Jahre zuvor garantiert hatte.

Juan Goytisolo, der 2008 den Premio nacional de las letras españolas erhalten hat, erhebt den Vorwurf, in Spanien habe man die maurisch-jüdischen Kultureinflüsse und ihre wichtigsten Vertreter in Literatur und Kultur tabuisiert.

Die Mauren müssen emigrieren oder zum Christentum konvertieren. Konvertierte Mauren werden als *moriscos* bezeichnet. Im Interesse der religiösen Einheit und der Sicherheit der Monarchie werden 1609 auch noch die *moriscos* vertrieben, was vor allem der Landwirtschaft wertvolle Arbeitskräfte entzog. Die Befreiung des Landes von Ungläubigen setzt sich nun innenpolitisch mit den Mitteln der Inquisition fort. Schon im 14. Jahrhundert führten Abgrenzungsvorschriften gegenüber jüdischen Mitbürgern zu antijüdischen Maßnahmen. Um den Verfolgungen zu entgehen, konvertierten zahlreiche Juden zum Katholizismus. Sie werden *conversos* oder Neuchristen genannt und von den Altchristen verdächtigt, opportunistisch nur zum Schein und nicht mit Überzeugung konvertiert zu sein. Ketzerische *conversos* gehören als „schlechte“ Christen in das Zuständigkeitsgebiet der Inquisition, und die *limpieza de sangre*, d.h. der Nachweis, keine jüdischen Vorfahren zu haben, wird zur Voraussetzung für den Zugang zu bürgerlichen Berufen, was nicht zuletzt zur Verkrustung der Gesellschaft und zu ihrem Niedergang führt.

Juan Goytisolo, der 2008 den *Premio nacional de las letras españolas* erhalten hat, erhebt den Vorwurf, in Spanien habe man die maurisch-jüdischen Kultureinflüsse und ihre wichtigsten Vertreter in Literatur und Kultur tabuisiert. Beispiele dafür bieten auf der einen Seite das Werk eines *converso*-Autors La Celestina (1499), das marginalisiert worden sei, und auf der anderen Seite die Kanonisierungsversuche der 1898er Generation, von der die zentralen geistigen Konstanten Spaniens in einer *intrahistoria* unter Berufung auf Don Quijote, den Cid und die spanische Mystik festgelegt wurden. Die Vertreibung finde so ihre Fortsetzung in einer institutionalisierten Verdrängung aus dem kulturellen Gedächtnis.

Um Ursprung und Wesen der Hispanität geht es dem Philologen Américo Castro. Die *hispanidad* entstehe aus dem Zerbrechen der mittelalterlichen convivencia von Juden, Christen und Mauren und dem daraus resultierenden Sieg des Christentums über seine Rivalen, die immer Orientalen geblieben seien und an der *hispanidad* keinen Anteil haben. Kontroverser verlief Castros Debatte mit dem Historiker Claudio Sánchez-Albornoz, der wie Castro nach Francos Sieg im Bürgerkrieg ins Exil gegangen war. Beide fragen nach der Bedeutung des Zusammenlebens der drei monotheistischen Religionen Christen-

Islam und Judentum im Mittelalter und der jahrhundertelangen Herrschaft des Islam auf der Iberischen Halbinsel für die spätere spanische Entwicklung. Castro führt den sich im *Siglo de Oro* abzeichnenden Niedergang Spaniens, d.h. sein Zurückbleiben gegenüber der Entwicklung der anderen europäischen Staaten, darauf zurück, dass es die drei Bevölkerungsgruppen der Christen, Mauren und Juden nach dem 13. Jahrhundert an der notwendigen Zusammenarbeit hätten fehlen lassen. Er betont, die Spanier hätten jüdische Wissenschaft und maurische Technik benutzt, ohne sie sich anzueignen, da ihnen innere Werte wichtiger waren. Dies habe nach der Vertreibung von Juden und Mauren zum wirtschaftlichen Niedergang Spaniens geführt.

V.

Zu einem Spanienboom kommt es 1991 im Zusammenhang mit dem Spanischschwerpunkt der Frankfurter Buchmesse und 1992, als die Olympiade in Barcelona stattfindet, die Weltausstellung in Sevilla gezeigt wird und Madrid Kulturhauptstadt ist. Nachhaltig steigern die Demokratisierung mit einer neuen Verfassung von 1978 und der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft 1985 Spaniens Präsenz in den deutschen Medien und in der öffentlichen Aufmerksamkeit. Ein Beispiel für die Bedeutung des Kulturbetriebes in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Spanien ist die Vermarktung der spanischen Literatur. Während sich unter Franco Literatur und Kultur mit der Zensurbehörde auseinanderzusetzen hatten, waren die achtziger Jahre durch das Erproben der neu erlangten Freiheit gekennzeichnet. In den neunziger Jahren ist diese Phase überwunden und Literatur wird als Marktsegment lanciert und etabliert, wie die Wochenendbeilage von *El País* vom 6. Juni 1997 belegt. Wesentliche, durch zahlreiche Fakten untermauerte Aussage der Wochenendbeilage ist, dass die spanische Literatur die lateinamerikanische in ihrer Bedeutung überholt habe und dies mit der Demokratisierung des Landes und dem dominanten Einfluss der Frau zusammenhänge. Grundlage ist das neue Zusammenwirken von Literatur und Journalismus, das sich darin zeigt, dass zu den in dem Artikel porträtierten spanischen Boomautoren auch bekannte Reporterinnen, ein Fernsehkommentator und ein Tagesschausprecher zählen. Sieht man auf einem Photo Javier Marías (*1951) in die Lektüre des letzten Buches von Antonio Muñoz Molina (*1956) vertieft, während Muñoz Molina das letzte Buch von Marías liest, dann hat man den Eindruck, dass alle solidarisch an einem Strang ziehen.

Zur Symbiose von Literatur und Journalismus gesellt sich also auch das Verlags- und Agenturwesen, dem die geförderten Autoren nicht nur große und gewinnträchtige Auflagen und Honorare, sondern auch eine mehr oder weniger prominente Position im allgemeinen Kulturbusiness verdanken. Es entsteht also ein positives Image der Gegenwartsliteratur und ihrer Autoren, und dieses Resultat ist erzielt dank der geschickten Mitwirkung aller Beteiligten.

Natürlich setzen die Verlage immer dann Literaturpreise, wie den *Premio Nadal* (17.500 Euro) und den *Premio Planeta* (300.000 Euro), zur Verkaufsförderung ein, wenn es darum geht, den Bekanntheitsgrad „ihrer“ Autoren zu erhöhen, wobei in den Genuss wichtiger Preise nur bereits bekannte Autoren kommen, damit sich angesichts einer für die preisgekrönten Titel üblichen Erstauflage von 220.000 Exemplaren auch die Rendite einstellt. 1998 waren in Spanien insgesamt 1.316 Literatur-

preise ausgeschrieben, von denen die meisten allerdings nicht mit viel Geld oder Prestige verbunden waren. Bedenkt man aber, dass z.B. 1995 in Spanien fast 44.000 Buchtitel erschienen, von denen 9.143 zum Bereich Literatur gehörten, dann ist die Chance für einen Autor, zumindest einen der weniger wichtigen Preise zu bekommen, so gering nicht.

Die spanische 1713 gegründete *Real Academia* hat sich dem Journalismus geöffnet, als sie 1996 den Herausgeber von *El País* und seinen Kollegen vom konservativen ABC aufnimmt. Die Nähe zum Journalismus führt im Roman und im Film zu reportageartigem Stil, leichter Verständlichkeit und inhaltlich zu deutlichem Aktualitätsbezug. Auch hier ist also, wie schon im Boom der lateinamerikanischen Literatur, der Literaturbetrieb gestaltender Faktor für Stil und Art der Literatur. Dass der Literaturbetrieb in Wirklichkeit, anders als die Zeitung *El País* es propagieren will, nicht von harmonisch miteinander interagierenden Protagonisten, sondern durch Geld, Rivalität und Neid geprägt ist, zeigt ein fiktionaler Text, Manuel Vázquez Montalbáns Schlüsselroman *El Premio* (1996), der einen kritischen und sarkastischen Einblick in den Literaturbetrieb seiner Zeit gewährt und ein gutes Beispiel für die Gleichzeitigkeit von journalistischer Dokumentation und Kommentierung einerseits und gesellschaftskritischem Detektivroman andererseits ist.

VI.

Eine ganz andere Gattung bilden die Romane, insbesondere Kriminalromane, die durch die Postmoderne geprägt sind. Als Beispiel für postmoderne Literatur lassen sich die Kriminalromane Manuel Vázquez Montalbáns anführen, der Einblicke in die Zeit nach Franco eröffnet. Der desillusionierte Privatdetektiv Carvalho hat Gelegenheit, bei seinen Ermittlungen Sieger und Verlierer des Systemwandels kennenzulernen, wobei seine Sympathie letzteren gilt. Aber auch die Drogenproblematik, Sex und Gewalt spielen eine zentrale Rolle. Wenn Carvalho einen Fall gelöst hat, wird nicht Gerechtigkeit hergestellt, da sich niemand mehr für die Lösung interessiert oder er sie für sich behält, um die Seite der Verlierer zu schützen. Mit seinem Assistenten Biscuter, den er während seiner Gefängniszeit kennengelernt hat, und seiner Geliebten Charo, einer Prostituierten, wird Carvalho zur Parodie der klassischen Helden der Kriminalliteratur, zumal materielle Genüsse wie gutes Essen und Trinken ebenso wie unverbindliche Erotik ihn mehr interessieren als intellektuelle. Seine Skepsis gegenüber Bildungstraditionen unterstreicht er, indem er immer wieder einmal nach der Lektüre ein gutes Buch im Kaminfeuer verbrennt.

Als Detektiv wird er nicht nur immer desillusionierter, sondern schließlich in *El hombre de mi vida* (2000) selbst zum Täter. Es steht nicht mehr ein moralisch einwandfreier Detektiv einer verdorbenen Gesellschaft gegenüber, sondern die Krise aller Werte hat auch ihn erreicht. Im zuletzt genannten Roman werden Handlungsstränge aus früheren Romanen wieder aufgenommen und in der Zeit vom Sommer 1999 bis zum 31.12.1999 weitergeführt. Carvalho sowie seine nach acht Jahren Aufenthalt in Andorra zurückgekehrte Geliebte Charo stellen fest, dass sie älter geworden sind. Eine damit verbundene Depression versucht letztere zu überwinden, indem sie sich von einem guten Kunden ein Reformhaus eröffnen lässt, während Carvalho erwägt, sich am Neuaufbau des katalanischen Geheimdienstes zu beteiligen. Hinter mehreren

Morden steht der Sexologe Jordi Anfrúns, der früher Carvalho beriet und Ideologe der katalanischen Kommunisten war. Nun wird es Carvalho sein, der ihn erschießt. Anfrúns hatte ihn zur Beendigung seiner Nachforschungen über eine mordende Neokatharer-Sekte bewegen wollen, indem er ihn mit kompromittierenden Fotos, die ihn mit einer Freundin zeigen, erpresste. Als dies nicht fruchtete, zeigte Anfrúns die Fotos dem Ehemann der Freundin, was zu ihrer Ermordung führte. Am Ende schlägt der zum Mörder gewordene Detektiv noch vor Beginn des neuen Jahrtausends seinem Assistenten Biscuter vor, mit ihm gemeinsam eine Weltreise zu unternehmen.

Das postolympische Barcelona erscheint im Roman als Stadt am Meer mit einem schönen neuen Gesicht, ist aber nicht mehr die Stadt der kleinen Leute, sondern der Bourgeoisie, der Politiker und Sektenführer, wie Carvalho resigniert konstatiert. Er selbst fühlt sich zu alt, um den Geist der neuen Zeit zu verstehen, „el espíritu de lo que algunos pedantes llamaban ‚la posmodernidad‘ y que Carvalho pensaba era un tiempo tonto entre dos tiempos trágicos.“ Die Ablehnung von Postmodernität, wie sie das Zitat nahe legt, ist insofern selbst postmodern, als sie den Begriff ebenso spielerisch wie distanziert gebraucht, was aber nichts daran ändert, dass zahlreiche der oben genannten Charakteristika auf die Romane Vázquez Montalbáns zutreffen. So wird aus der Gattungstradition mit der Intention der Parodie, der Neukombination, der Umkehrung, der Falsifikation und der Verfremdung geschöpft. Die Spannung ergibt sich weniger aus dem zu lösenden Fall, als vielmehr aus der labyrinthischen Anlage des Erzählens dessen, was in Barcelona ökonomisch, politisch und psychologisch relevant ist. Konnte die Aufklärung eines Falls beim konventionellen Kriminalroman noch Moral und Gerechtigkeit und damit das bürgerliche Ordnungsgefüge wiederherstellen, so wirkt ein offenes Ende beunruhigend.

VII.

Wieder eine andere Gattung ist durch die Auseinandersetzung mit dem kollektiven Gedächtnis im Zusammenhang mit dem Spanischen Bürgerkrieg geprägt. Der Spanische Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 ist nach dem Ende der Herrschaft Francos im Jahr 1975 häufiges literarisches Thema in Spanien. Gegen die von den Linksparteien gebildete Republik war von der Rechten ein Militärputsch vorbereitet worden, der sich zum Bürgerkrieg ausweitete. Nun kam es zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen dem traditionalistischen und dem liberalen Teil Spaniens, den *dos Españas*, deren Konfrontation bereits im 18. und 19. Jahrhundert ausgetragen wurde. Am Ende des Bürgerkrieges waren eine halbe Million Menschen umgekommen und über 400.000 Flüchtlinge hatten Asyl in Frankreich gesucht. Der Bürgerkrieg wird Thema von Biografien, historischen Romanen, Kriminalromanen sowie von Frauen- und Kinderliteratur. Behandelt wird er postmodern und antitotalitär. Für Antonio Muñoz Molina ist die Aufgabe des Schriftstellers „salvar e inventar la memoria.“ Sein Roman *Beatus ille* (1986) stellt einen Studenten vor, der im Jahr 1969 der Einladung eines Onkels, bei ihm zu wohnen, folgt, einerseits um sich vor den Ordnungsmächten zu verstecken, andererseits um seine Universitätsarbeit über einen engagierten Schriftsteller der 27-er Generation vorzubereiten, der Freund des Onkels war und, wie man annimmt, 1947 von der Polizei Francos ermordet wurde. Während der Handlung wird

jede Illusion der heroischen Verfolgung politischer Ziele zerstört. Im Verlauf seiner philologischen Recherchen kommt der Student zu der Erkenntnis, dass der vermeintlich engagierte Schriftsteller nicht etwa als Held des antifaschistischen Widerstandes gefallen ist, sondern untergetaucht in der Anonymität überlebt hat. Im Gespräch mit seinem Idol muss er erfahren, wie die Rollen von Held und Opfer zusammenhängen und dass oft nicht die moralische Entscheidung, sondern die Macht der Umstände die zum Opportunismus treibende Kraft ist. Der Romantitel, der den Beginn des Horaz'schen Verses „Beatus ille qui procul negotiis“ („glücklich, wer fern von seinen Geschäften“) aufnimmt und den Aufenthalt bei häuslicher Muße und Privatheit fern von jeder politischer Aktivität empfiehlt, unterminiert den Heldendiskurs des linken Intellektuellen und erweist sich als seine wahre Devise.

Vergessene, verdrängte Biografien und Schlüsselszenen bestimmen auch die neueste, in deutscher Übersetzung vorliegende Auseinandersetzung mit dem Thema des Bürgerkriegs in spanischer Erzählliteratur. In Juan Manuel de Pradas *In den Winkeln der Lüfte. Auf der Suche nach Ana María Martínez Sagi* (span. 2000) recherchiert ein Jungautor über eine in den dreißiger Jahren berühmte Spanierin, von der er zufällig erfahren hatte. Sie war Dichterin, engagierte Journalistin, Vorkämpferin für das Frauenwahlrecht und berühmte Sportlerin – Charakteristika, die nicht in das von Franco propagierte Frauenbild passen, was zur Folge hatte, dass sie in Lexika und Literaturgeschichten unerwähnt blieb. Im Roman wird die Biografie dieser Frau, die es tatsächlich gab, mit verschwenderischem sprachlichen Aufwand rekonstruiert und dem kollektiven Gedächtnis wieder erschlossen.

Als weiteres Beispiel sei eine Erzählung angeführt. *Die Zunge der Schmetterlinge aus: Die Nacht, in der ich auf Brautschau ging* (span. 1996) von Manuel Rivas stellt einen der vielen Lehrer vor, die von der Republik 1930 aufs Land geschickt wurden, um auch der dortigen Bevölkerung Bildung zu bringen. Er ist naturwissenschaftlich besonders interessiert und erklärt seinem Schüler auf Exkursionen die Natur. Dessen Vater, ein Schneider, verehrt ihn so, dass er ihm kostenlos einen Anzug anfertigt. Als es aber nach dem Putsch Francos zur Verhaftung der Republikaner kommt, werfen auch der Schüler Sperling und sein Vater auf den verehrten Lehrer Steine, um die eigene Haut zu retten. Die Beispiele zeigen bei den Bürgerkriegsparteien ein vielschichtiges Verhaltensspektrum zwischen Konformismus und Selbstständigkeit, das geeignet ist, einfachere Modelle der memoria beim Leser in Frage zu stellen.

Man kann sich die Frage stellen, wie die verbreitete Memorialistik zu bewerten ist. Sicherlich ist sie die Antwort auf das bis zum Ende der Francozeit (1975) und bis zur Abschaffung der Zensur (1978) verbreitete Stillschweigen, das gern als Preis für die innenpolitische Stabilität verteidigt wird. Allerdings ist zu bedenken, dass der Bürgerkrieg von 1936/39 kein Einzelfall, „sondern nur der Höhepunkt einer Serie von mehr oder weniger blutigen Bruderkriegen war, die das Land seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder erschütterten.“ Im Einzelnen bleibt zu prüfen, in wie weit bei den großen spanischen Verlagen das Interesse am Profit durch die Bestseller des Historienbooms dem Unterhaltungsbedürfnis des Lesers durch Glättungen und revisionistische Tendenzen entgegenkommt, wobei aus der Vergangenheitsbewältigung Erinnerungspolitik und Erinnerungsmanagement werden. □

Politik im Spannungsfeld von Zentralismus und Regionalismus

Klaus-Jürgen Nagel

Das mir hier gestellte Thema umfasst im Grunde zwei Probleme, die sich aber überlappen. Einmal haben wir es mit Zentralismus und Regionalismus zu tun, andererseits aber auch mit nationalen Fragen.

1. Zentralismus versus Regionalismus ist etwas anderes als die nationale Frage

Viel mehr als Deutschland wird Spanien politisch, ökonomisch und kulturell von seiner Hauptstadt aus gelenkt. Diese bildet mit ihrem Umfeld eine der 17 Autonomen Gemeinschaften Spaniens. Dort leben fast 6 Millionen Einwohner, fast 14 % der spanischen Bevölkerung. Ihr Bruttoregionalprodukt pro Einwohner ist das höchste Spaniens, bei weit unterdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit. Auch bei der Wachstumsrate liegt Madrid mit vorn. Auf Madrid konzentriert sich ein weit überproportionaler Anteil der Investitionen im Bereich *Research and Development*, nämlich 43 % aller privaten und fast 31 % aller öffentlichen. In Madrid steht der Kilometerstein „0“ aller spanischen Nationalstraßen, die von dort aus radial zur Peripherie ausstrahlen. Viele Autobahnen führen von und nach Madrid. Und fast alle sind mautfrei, im Gegensatz zu denen nach Bilbao oder nach Barcelona. Die neuen Hochgeschwindigkeitszüge fahren ebenfalls von und nach Madrid. Die Küstenstrecke Barcelona-Valencia dagegen ist teilweise noch einspurig. Der Madrider Flughafen ist einer der modernsten Europas und bestens an die Stadt angebunden. Die anderen Flughäfen werden von Madrid aus verwaltet. 64 % der 50 größten Unternehmen sitzen bereits in Madrid und der Trend setzt sich fort. Die führenden Universitäten, sämtliche Institutionen der drei Gewalten des spanischen Staates, die meistgesehenen Fernsehkanäle, öffentliche wie private, findet man in Madrid. Und natürlich hängt auch die wohl größte Staatsflagge in Madrid (294 qm). Aus der Perspektive dieses wohl ausgebauten, international wettbewerbsfähigen Megazentrums erscheint der Rest des Landes provinziell.

Auf der anderen Seite finden wir in Spanien ein hohes Ausmaß an Regionalismus. Als sich vor kurzem auch die Kantabrische Universität um eine Auszeichnung als Exzellenzcampus bewarb, ließ es sich der Präsident von Kantabrien, Miguel Ángel Revilla, nicht nehmen, gleich sein ganzes Land als solchen Campus zu bezeichnen. Den Ursprung des modernen „Kantabrien ohne Grenzen“ verortete er in den Höhlenzeichnungen von Altamira. Viele Landesväter vom konservativen Galicien bis zur sozialistisch regierten Extremadura tun es ihm in Regionalpatriotismus gleich oder fast gleich. Aber Herr Revilla gehört keiner der spanischen Großparteien an, sondern führt seine eigene Partei, die regionalistische Partei Kantabriens.

Es gibt in Spanien also Regionalismus innerhalb der spanischen Großparteien, aber es gibt auch regionalistische Parteien, die z. B. in Andalusien, der Rioja, Aragon, Kastilien-Leon oder auf den Balearen im Parlament vertreten sind. Die Bezeichnung Regionalismus weist bereits darauf hin, dass diese



Prof. Dr. Klaus-Jürgen Nagel, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Pompeu Fabra, Barcelona

politischen Kräfte die spanische Einheit nicht in Frage stellen. Sie verstehen ihre Region als Teil der spanischen Nation, und ihren Regionalismus als einen Weg, der spanischen Nation neue Ruhmesblüten zu schenken, wie es in der valenzianischen Hymne heißt. Sie sind regionalistisch und zugleich spanisch nationalistisch. Der zitierte Herr Revilla weigerte sich kürzlich, den Präsidenten des FC Barcelona, Laporta, zu empfangen, weil der ja ein Separatist sei. Revilla lässt keine Gelegenheit aus, seinen spanischen Nationalstolz zu betonen und seine spanische Sprache zu loben, auf deren kantabrische Ursprünge er sehr stolz ist.

Etwas anderes ist der Nationalismus, den wir im Baskenland und in Katalonien und in geringerer Masse in Galicien vorfinden. Dieser stellt wenigstens potentiell die Frage der nationalen Einheit. Das Baskenland wurde bis 2009, Katalonien bis 2003 von solchen nationalistischen Parteien regiert. Dem spanischen Nationalismus in seinen zentralistischen und regionalistischen Ausprägungen stehen also dort die Nationalismen der Minderheitsnationen entgegen. In den spanischen Medien heißen allerdings nur die letzteren „nacionalista“. Der spanische Nationalismus heißt dagegen „patriotismo“ oder „constitucionalismo“. Deutsche Medien haben diese Terminologie übernommen, und damit oft auch die verbundene negative Bewertung der „Nationalisten“.

Das Nationalbewusstsein besonders der Basken und Katalanen ist ein subjektiver Faktor, der sich natürlich auf einer Kombination objektiver Faktoren wie Sprache, eigene Geschichte und Traditionen etc. aufbaut, aber nicht von einem einzigen solchen Faktor determiniert wird. Laut einer im Jahr 2007 durchgeführten Umfrage des demoskopischen Instituts der spanischen Regierung (CIS) definierten sich 7,7 % der Katalanen selbst ausschließlich als Spanier, 8,2 % eher als Spanier denn als Katalane, 44,8 % teilten die beiden Identitäten gleichmäßig, 23,4 % und 14,3 % entschieden sich für eine „vor

allem“ oder ausschließlich katalanische Identität. Unter den Befragten sahen 44,7 % Katalonien als Nation, 40,4 % als Region. 4,5 % wollten einen spanischen Staat ohne Autonomien, 23,5 % waren mit dem Autonomiestatut von 1979 zufrieden, 48 % wollten mehr Autonomie, 20,7 % sogar einen spanischen Staat, der auch die Möglichkeit der Unabhängigkeit einräumte.

In Spanien laufen mehrere Nationsbildungsprozesse gleichzeitig ab. Auf der einen Seite der spanische Versuch, wie in Frankreich vom Staate aus die Nation zu bilden. Das hat zwar auch im Baskenland und in Katalonien einigen Erfolg gehabt, wie ja auch die Zahlen zeigen, aber noch nicht die kulturelle und politische Hegemonie erreicht. Auf der anderen Seite die Versuche, *nation building* gegen den spanischen Staat zu betreiben. Auch diese Bestrebungen haben im Baskenland und in Katalonien Teilerfolge erzielt, aber ebenfalls keinen eindeutigen Sieg erringen können.

2. Spanien ist kein Bundesstaat

Spaniens Verfassung datiert aus dem Jahr 1978. Der spanische Demokratisierungsprozess war kein Bruch mit der diktatorischen Vergangenheit, sondern ein Pakt zwischen modernisierungswilligen Frankisten und einer nach langen Jahren des Widerstands kompromissbereiten Opposition. In Bezug auf die territoriale Neuorganisation des unter Franco ultrazentralistischen Spaniens wurden dabei von den Akteuren drei Ziele verfolgt, die sich teilweise widersprechen. Dezentralisierung mit dem Ziel größerer Effizienz war auch das Ziel von vielen modernisierungswilligen Frankisten. Demokratisierung dagegen hieß für breite Teile der Opposition u. a. mehr Partizipation, einschließlich lokaler und regionaler Selbstverwaltung.

Aber damit stellte sich auch die Frage, wer denn nun das relevante „demos“ ist, das die Volksherrschaft ausüben soll. Für Angehörige der Mehrheitsnation ist die Sache klar, sie können von den bestehenden Grenzen ausgehen. Angehörige staatenloser Nationen fragen dagegen, wieso denn weit zurückliegende Schlachten und dynastische Heiraten die Grenzen eines „demos“ legitim und für immer festschreiben können, und fordern im Rahmen der Demokratie nationale Selbstbestimmung oder wenigstens das Recht auf eine solche ein. Dezentralisierung und Demokratisierung betrafen den ganzen spanischen Staat und konnten symmetrisch von statten gehen. Die Anerkennung von Minderheitsnationen setzt Asymmetrie zwischen den Regionen einerseits und den Nationen andererseits geradezu voraus. Mitgliedsnationen wollen entweder den eigenen Staat oder in einem multinationalen Staat gleichberechtigt mit der Mehrheitsnation sein, aber sie fühlen sich nicht als Regionen oder Provinzen. Die spanische Verfassung von 1978 hat das Land erfolgreich dezentralisiert und demokratisiert. Aber die Verfassung hat das Problem der nationalen Anerkennung der Minderheitsnationen nicht gelöst.

Einige Autoren bezeichnen Spanien als einen föderalen Staat. Das scheint zunächst plausibel. Spanien ist wie ein Bundesstaat ganz in territoriale Unterheiten aufgeteilt, die 17 so genannten Autonomen Gemeinschaften (AG). Dazu kommen zwei autonome Städte in Afrika, Ceuta und Melilla. Die AG haben ein hohes Kompetenzniveau (wenn auch nur wenige ausschließliche Kompetenzen). Sie tätigen heute einen Großteil der Staatsausgaben, aber sie können in diesem Bereich kaum Normen setzen. Nur das Baskenland und Navarra können die Steuern selbst einziehen und verwalten. Alle AG mit den

beiden genannten Ausnahmen haben heute etwa dasselbe Kompetenzniveau.

Auf der anderen Seite fehlt eine föderale politische Kultur, und die Organisation der spanischen Zivilgesellschaft folgt nur in einigen AG wirklich der territorialen Gliederung. Es gibt nur einen Staat in Spanien, den spanischen – die AG sind Teil dieses spanischen Staates, sie haben keinen eigenen Staatscharakter. Die spanische Verfassung ist kein Resultat eines föderalen Paktes. 1978 existierten die meisten AG nämlich noch gar nicht. Würde man die spanische Verfassung ändern, was so gut wie unmöglich ist, dann brauchte man die AG nicht einmal zu fragen. Sie sind in der zweiten Kammer (die im übrigen der ersten klar untergeordnet ist) auch nur mit wenigen Senatoren repräsentiert, die überwältigende Mehrheit der Senatoren (3/4) repräsentieren nicht etwa die AG, sondern die Provinzen, das sind Verwaltungseinheiten des Zentralstaats. Die spanischen AG haben auch keinen Einfluss auf die Zusammensetzung des spanischen Verfassungsgerichts, das im Konfliktfall zwischen den AG und dem Zentralstaat entscheidet. Spanische AG haben keine eigenen Verfassungen. Ihre höchste Norm ist das jeweilige Autonomiestatut, das ein Organgesetz des Zentralstaats ist, und dessen Wortlaut daher auch vom zentralen Gesetzgeber formuliert wird, dann allerdings einer Ratifikation durch die jeweilige AG bedarf. Im Bereich der dritten Gewalt, der Justiz, haben die AG so gut wie gar nichts zu sagen.

Zusammengefasst ergibt sich also, dass wir es in Spanien trotz der an einen föderalen Staat erinnernden *self rule* der AG letztlich doch nicht mit einem Bundesstaat zu tun haben, da die Mitwirkung der AG auf der zentralstaatlichen Ebene (*shared rule*) kaum ausgeprägt ist.

3. Spanien versteht sich als Nationalstaat, nicht als Mehr-Nationen-Staat

Trotz der erwähnten Bedeutung der Minderheitsnationalismen erkennt die Verfassung diese Nationen nicht als solche an. Sie spricht nur von einer, der spanischen Nation. Deren Einheit ist unauflöslich. Sogar die Rechtschreibung unterstreicht das: Die spanische Nation

wird in der Verfassung groß geschrieben. Die territorialen Unterheiten heißen *Comunidades Autónomas* oder *regiones*, und nur an einer einzigen Stelle ist von „*nacionalidades y regiones*“ die Rede. Es steht aber nirgendwo geschrieben, welche AG *nacionalidades* (klein geschrieben) und welche *regiones* sind. Inzwischen bezeichnen sich sieben der siebzehn AG selbst als „*nacionalidades*“.

Anfangs ermöglichte die Verfassung asymmetrische Lösungen. Das schien die Differenzierung zwischen Nationalitäten und Regionen zu unterstreichen und eine, wenn auch begrenzte, Anerkennung des nationalen Charakters einiger AG zu ermöglichen. Doch die Versuche einer Ausgestaltung dieser Asymmetrie wurden immer wieder von Re-Symmetrisierungsphasen „eingeholt“, die die Autonomie nach oben oder nach unten homogenisierten. Die bisher letzte Runde begann mit dem neuen katalanischen Statut, doch schnell nutzten andere AG seinen Text als „Mutterkopie“. Eine Anerkennung der Minderheitsnationen ist auch durch die Statute nicht erfolgt.

4. Das Scheitern eines neuen Autonomiestatuts für das Baskenland

Wie bereits erwähnt, wird das konkrete Kompetenzniveau der AG durch das jeweilige Autonomiestatut geregelt. Sein Text wird vom Parlament in Madrid beschlossen. Das Parlament der betroffenen AG macht einen Vorschlag, aber dieser kann in Madrid abgeändert werden. Nach Verabschiedung durch die Kammern in Madrid mit absoluter Mehrheit wird der endgültige Text dann der AG zur Ratifikation vorgelegt. In einigen Fällen bedarf es dazu einer Volksabstimmung.

Da es in Spanien aufgrund der erhöhten Mehrheitsanfordernisse wie gesagt fast unmöglich ist, die Verfassung zu ändern, „tarnen“ sich solche Bestrebungen als Reformen der Statute. Die Basken haben der Verfassung von 1978 nie mehrheitlich zugestimmt; können sie aber nun nicht ändern. Der Plan des damaligen (baskisch-nationalistischen) Ministerpräsidenten Ibarretxe aus dem Jahr 2001 forderte einerseits die Übertragung von seit 1979 dem Baskenland versprochenen, aber nie übergebenen

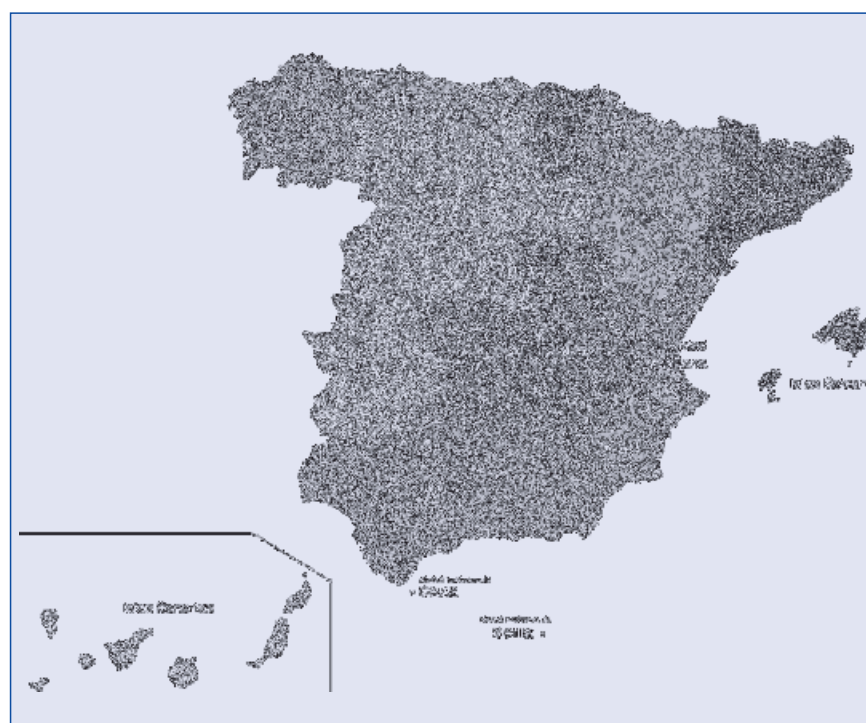
Kompetenzen. Andererseits suchte er aber auch, diese zu erweitern. Und schließlich sah er sogar vor, die baskisch-spanischen Beziehungen auf eine neue, bilaterale Grundlage zu stellen. Keine vollständige Separation des Baskenlands also, aber eine „freie Assoziation“ mit Spanien.

Etwas überraschend erhielt der Plan eine ultra-knappe Mehrheit im baskischen Parlament. Damit konnte der Vorschlag in Madrid vorgelegt werden. Die spanische Öffentlichkeit war entsetzt, die spanische Zivilgesellschaft bis hin zur Bischofskonferenz war dagegen. Der Plan wurde vom spanischen Parlament nicht einmal zur Beratung angenommen. Das Scheitern führte zu einer inneren Spaltung der baskischen christdemokratischen Nationalpartei PNV in diejenigen, die auch gegen rechtliche und politische Bedenken an der Volksabstimmung oder -befragung festhalten wollten, und diejenigen, die diesen Weg für falsch hielten. Die Neuwahlen zum baskischen Parlament am 1.3.2009, an denen die wichtigsten separatistischen Kräfte nicht teilnehmen durften, da ihnen Unterstützung der ETA vorgeworfen wird und die meisten ihrer Parteien verboten sind, wurden, wie im Baskenland üblich, stark von der nationalen Frage beherrscht. Sie brachten zum ersten Mal eine sozialistische Minderheitsregierung ans Ruder, die sich auf die parlamentarische Unterstützung durch die spanische Volkspartei stützt. Zum ersten Mal sind damit die Parteien rein baskischer Obedienz von der Macht ausgeschlossen. 22 % (2008) der Basken sind für die Unabhängigkeit.

5. Das (partielle) Scheitern eines neuen Autonomiestatuts in Katalonien

Im Jahre 2003 endeten in Katalonien mehr als 20 Jahre Regierung der nationalistischen *Convergència i Unió* (CiU). Eine Dreiparteienkoalition von Sozialisten, katalanischen Rot-Grünen und der für die Unabhängigkeit eintretenden republikanischen Linken Kataloniens (ERC) kam an die Regierung. Der Spitzenkandidat der spanischen Sozialisten, Rodríguez Zapatero, hatte versprochen, nach einem sozialistischen Sieg bei den gesamtspanischen Wahlen 2004 würde ein von einer breiten Mehrheit im katalanischen Parlament verabschiedeter Entwurf für ein neues Statut in Madrid ohne Änderungen durchgewinkt. Überraschend gewann er tatsächlich die Wahl. Das katalanische Parlament verabschiedete im September 2005 einen Entwurf für ein neues Statut, der von fast 90 % der Abgeordneten unterstützt wurde. Eine zu dieser Zeit durchgeführte repräsentative Umfrage eines katalanischen Meinungsforschungsinstituts zeigte, dass die Mehrheit der Katalanen hinter den Kernideen des Entwurfs stand. 71,4 % meinten, das Land benötige ein neues Statut. 60,4 % waren damit einverstanden, Katalonien als Nation innerhalb des spanischen Staates zu definieren. 79,7 % forderten die Gleichstellung des Katalanischen mit dem Spanischen. 69,9 % waren überzeugt, dass Katalonien dem Staat mehr Gelder überweisen müsse als eigentlich gerecht.

Vertreter von vier der fünf im katalanischen Parlament vertretenen Fraktionen legten den Text gemeinsam in Madrid vor. Im spanischen Parlament erklärte Zapatero nun, den Text im „positiven Sinn“ verändern zu wollen. Die Parlamentsberatungen wurden von massiven Straßendemonstrationen mit spanischen Fahnen und Parolen begleitet, die die Volkspartei organisierte. Der der spanischen Bischofskonferenz gehörende Radiosender COPE bekämpfte das Statut, da es „die größte Bedrohung der Demokratie seit der Annahme der



Die Landkarte zeigt die 17 Regionen, in die Spanien seit 1979 unterteilt ist. Vor allem in Katalonien (*Cataluña*) und im

Baskenland (*País Vasco*) gibt es ein eigenständiges Nationalgefühl, das eine wichtige politische Kraft darstellt.

spanischen Verfassung“ darstelle und beabsichtige, die demokratischen Freiheiten durch ein „nationalsozialistisches Regime“ zu ersetzen. Zugleich wurden katalanische Produkte in Spanien boykottiert. In Spanien wurde behauptet, in Katalonien gebe es „sprachliche Säuberung“, auch in Deutschland stand von einer „Sprachpolizei“ zu lesen, die die Bevölkerung einer strengen Kontrolle unterwerfe. Der Vizepräsident des Europäischen Parlaments Vidal Quadras (Volkspartei), ein Katalane, initiierte die Gründung einer „Stiftung zur Verteidigung der Spanischen Nation“, um den spanischen Patriotismus zu pflegen und Spanien als Nation zu festigen. Der Oberbefehlshaber des spanischen Landheers José Mena Aguado kritisierte den katalanischen Entwurf scharf und erinnerte öffentlich daran, dass die Streitkräfte nach Artikel 8 der Verfassung auch die Mission hätten, Spaniens „Integrität und verfassungsmäßige Ordnung“ zu verteidigen. Diese sei dadurch gefährdet, dass das neue Statut in Katalonien die Kenntnis der Landessprache verlange und dem Land ein eigenes Rechtssystem gäbe.

Während die spanische Volkspartei wenig Stimmen in Katalonien holt, sind die Sozialisten stärker auf katalanische Stimmen angewiesen, und die Parteineutralität wurde durch das Thema bedroht. Zapatero einigte sich schließlich mit dem katalanischen Oppositionsführer, dem katalanischen Nationalisten Artur Mas. Sie legten die Grundlage eines neuen Textes, der im spanischen Parlament verabschiedet wurde. Dieses Gesetz veränderte nicht weniger als 120 Artikel des Vorschlags des katalanischen Parlaments. Im neuen Statut wird Katalonien nicht mehr als Nation bezeichnet, wie fälschlich auch in deutschen Medien immer noch zu lesen, sondern nach wie vor als „*nacionalidad*“ und als „*Comunidad Autónoma*“. Nur im juristisch kaum relevanten Vorwort wird die Tatsache bestätigt, dass das katalanische Parlament mit großer Mehrheit Katalonien als Nation ansieht. Auch im Bereich der Finanzbeziehungen findet kein Systemwechsel statt. Die Gleichstellung Kataloniens mit dem Baskenland und mit Navarra findet nicht einmal in symbolischer Weise statt. In Bezug auf das Steueraufkommen verbesserte sich Kataloniens Situation. Andere AG haben inzwischen „nachgezogen“. Die im Statut enthaltene Garantie der „Ordinalität“, derzufolge die AG mit geringerem Steueraufkommen nicht wie vorher mehr Geld pro Kopf ausgeben können als Katalonien, wurde durch neue Bezugsgrößen inzwischen relativiert. Für die Dauer von sieben Jahren garantierte der Staat, dass seine Investitionen in Katalonien (11 %) vorübergehend auf den katalanischen Anteil am spanischen Bruttoinlandsprodukt erhöht würden (18,5 %). Viele der in zentralstaatlicher Kompetenz liegenden Infrastrukturen Kataloniens gelten seit langem als chronisch unterfinanziert, was z. B. zum Stromausfall in Teilen Barcelonas im Juli 2007 und zum wiederholten Chaos im öffentlichen Nahverkehr geführt hat.

Nach Verabschiedung durch die spanischen Kammern wurde dieser Text 2006 in Katalonien zur Ratifikation dem Volk vorgelegt. Nur 48,5 % der Wahlberechtigten beteiligten sich an der Abstimmung. 75 % stimmten dem Statut zu, 20,7 % dagegen. Das „entkoffeinierte“ Statut konnte nach so langen Verhandlungen nicht mehr begeistern. Eine Chance war vertan. Doch der lange Weg des Statuts ist immer noch nicht beendet. Die konservative Volkspartei wandte sich an das Verfassungsgericht, da ihrer Meinung nach auch der neue Text in 114 seiner 223 Artikel noch verfassungswidrig ist.

Das spanische Verfassungsgericht ist stark parteipolitisch geprägt und in eine „konservative“ und eine „progressive“ Bank gespalten. Mit Befangenheitsanträgen und Verlängerungen der Amtszeit eines großen Teils der Richter beschäftigt, konnte das Verfassungsgericht bisher zu keinem Urteil gelangen. Immer wieder sickern Gerüchte durch, die von einer für Katalonien sehr restriktiven Auslegung durch das Tribunal, auf dessen Zusammensetzung die AG und die Minderheitsnationen ja kaum Einfluss haben, wissen wollen.

6. Fazit

Autonomiestatute kann man in Spanien wohl nur dann problemlos ändern, wenn die beiden spanischen Großparteien zustimmen. Gerade in den beiden problematischsten Fällen gelang das nicht. Im baskischen Fall waren beide dagegen. In Katalonien, wo die Sozialisten und die Volkspartei nicht einmal zusammen eine Mehrheit gehabt hätten, führte der Kompromiss zwischen den Sozialisten und der katalanischen Oppositionspartei CiU zwar zu einem neuen Statut, das seitdem aber auf sein Urteil wartet. Damit wird nach der unmöglichen Verfassungsänderung auch die Statutsreform für die Minderheitsnationen zu einem nur schwer oder gar nicht gangbaren Weg. Die radikaleren Kräfte dort werden damit auf den Weg der Separation verwiesen.

Die Statutsdebatten haben erneut die Defizite und Grenzen des spanischen Staats der Autonomien aufgezeigt. Da eine Anerkennung der Nationen Spaniens unterblieben ist, finden verschiedene Debatten über „Gleichheit“ statt, die unvereinbar sind. Aus der Sicht der Minderheitsnationalisten geht es um ihre Gleichstellung als Nation mit der Mehrheit. Um Symbole, um nationale Anerkennung und Respekt. Auch darum, dass die Mitglieder kleiner Nationen gleiche Chancen der Selbstverwirklichung haben, z. B. die Möglichkeit, ihre Sprachen tatsächlich verwenden zu können, so wie das die Sprecher der Mehrheitsprache immer und ganz selbstverständlich überall tun, damit nicht die Minderheiten alleine selbst in ihrem Land immer wieder die Kosten der Anpassung tragen und das Gefühl der Gleichwertigkeit erhalten. Zur Herstellung dieser Art von Gleichheit wäre aber wohl eine ungleiche Behandlung notwendig, die die schwächeren fördert, sowie ein echter Schutz vor Majorisierung. Solche Maßnahmen werden von den Nationalisten der Mehrheitsnation aber wiederum gerade im Namen der Gleichheit (der Staatsbürger, auch der AG) abgelehnt. Ein Weg aus diesem Dilemma ist nicht in Sicht. Aufgrund der Mehrheitsverhältnisse ist eher damit zu rechnen, dass der Autonomiestaat sich nicht wesentlich verändert (besonders die Volkspartei betrachtet ihn nun als Krönung der nationalen, spanischen Verfassungsgeschichte), allenfalls einige Züge eines mononationalen, symmetrischen Bundesstaats nach deutschem Vorbild annimmt (besonders ein Teil der Sozialisten unterstützt solche Vorschläge). Die Anerkennung des plurinationalen Charakters Spaniens und die entsprechende Entwicklung des Staates zu einer asymmetrischen Föderation (die besonders in Katalonien immer wieder vorgeschlagen wurde) oder die besonders im Baskenland vorhandenen Wünsche nach einer freien Assoziation mit Spanien haben dagegen kaum Chancen auf Verwirklichung. Daher ist in den betroffenen Landesteilen mit einer zunehmenden Frustration zu rechnen, die einerseits zu einem Anwachsen separatistischer Bestrebungen, andererseits aber auch zu Politikverdrossenheit führen kann. □

Aspekte der Umweltproblematik in Spanien

Dominik Faust

Einleitung

Umweltprobleme sind weltweit in unterschiedlicher Dimension zu beobachten. In Europa betreffen sie viele Menschen unmittelbar, denn Umwelt wird definiert als etwas, was den Menschen aus seiner Sicht umgibt. Zu einer echten Problematik kommt es, wenn diese Umgebung (Umwelt) aber auch die Beziehung zwischen Mensch und seiner Umwelt eine Störung erfährt. Diese Störung betrifft meist die Faktoren bzw. Komponenten, aus denen sich diese Umwelt zusammensetzt. So setzen sich in den unterschiedlichen Geozonen die Umwelten aus unterschiedlichen Komponenten zusammen. Dies gilt auch für den mediterranen Raum und insbesondere für Spanien. Das führt dazu, dass entsprechend der „spanischen“ Komponentenkonstellation sich für Spanien spezifische Aspekte ergeben, die diese Umweltstörung bedingen. Die für Spanien relevanten Aspekte lassen sich in drei Stichworten benennen:

- Intensive Landwirtschaft
- Bauboom
- Wasserverbrauch

Intensive Landwirtschaft

Als Spanien der Europäischen Union beitrug, war damit eine Bestimmung verbunden. Spanien sollte der Wintergarten Europas werden. Außerdem sollte Spanien das schon damals hohe Produktionsniveau im Olivenanbau steigern, denn Spanien gilt als der Hauptexporteur der Olive als Rohstoff. So wird viel vom italienischen Olivenöl aus spanischen Oliven hergestellt, die lediglich in Italien gepresst und verarbeitet werden. Fährt man durch die Olivenhaine Andalusiens, die sich weit in die Gebirgsregion erstrecken, so fällt dem geschulten Auge auf, dass in den Olivenhainen sämtliche Böden erodiert sind und die Landwirte neue Olivenhaine auf gelockertem Gesteinsmaterial anlegen (**Abb. 1**). Außerdem werden die Olivenhaine bis in die letzten Winkel bewässert, was einen beträchtlichen Teil des Wasserverbrauchs, der aus der Landwirtschaft rührt, ausmacht.

Für den Weizen-, Sonnenblumen- und Zuckerrübenanbau ist die Region um Cadix mit ihrer flachwelligen Hügellandschaft besonders prädestiniert. Aber auch hier sind die Folgen der intensiven Landwirtschaft in Form der Bodenerosion sichtbar. Mit errechneten 190 Tonnen pro Hektar und Jahr (Faust & Schmidt 2009) erreicht die Bodenerosion im weltweiten Vergleich absolute Spitzenwerte. Die ungünstige Konstellation, die zu einer großen Umweltproblematik führt, ist in drei wesentlichen Faktoren zu sehen:

1. Ein leicht erodierbares Untergrundmaterial (die Böden sind nicht mehr vorhanden)
2. Eine nach der Ernteperiode im August vegetationslose, ausgetrocknete Fläche
3. Ergiebige Starkregen im Herbst, die auf diese vegetationslosen Flächen treffen

In der Bevölkerung hat sich erst in den letzten Jahren die Einsicht durch-



Prof. Dr. Dominik Faust, Professor für Physische Geographie an der Technischen Universität Dresden

gesetzt, dass die Erosion sehr starke Ausmaße angenommen hat, denn die Landwirte müssen in den letzten Jahren zunehmend deutlich spürbare Ernteverluste hinnehmen. Das erodierte Material landet nicht nur an den Unterhängen, sondern sedimentiert Straßen, Brücken und Wege zu. Außerdem gelangt viel von dem erodierten Material in die für die Bewässerung angelegten Wasserrückhaltebecken, die aufwändig immer wieder ausgebaggert werden müssen. Man kann davon ausgehen, dass auf der Ackerfläche selbst der wirtschaftliche Schaden, der durch Erosion entsteht (abgesehen von den finanziellen Einbußen des Landwirts) noch beherrschbar ist. Allerdings ist der Schaden außerhalb der Ackerfläche, der durch Erosion entsteht, volkswirtschaftlich gesehen um das 12fache höher als auf dem Acker selbst. Das liegt an den Kosten für Aufräum- und Reparaturarbeiten. Langfristige Folgekosten sind hierbei noch gar nicht berücksichtigt.

Ein anderes Thema ist die Intensivierung der Gewächshauskulturen in den letzten 30 Jahren. El Ejido, ein ehemals unfruchtbarer Landstrich in der Provinz Almeria, ist zum Sinnbild dieser Entwicklung geworden (**Abb. 2**).

Natürlich muss darauf hingewiesen werden, dass durch die Gewächshausentwicklung die Provinz Almeria, die 1970 noch die ärmste Provinz Spaniens war, heute einen Mittelplatz im Vergleich aller spanischen Provinzen belegt. Dennoch dürfen die negativen Auswirkungen, die diese Entwicklung auf die Umwelt ausübt, nicht bagatellisiert werden. Vielen von uns ist sicherlich noch der Skandal um Babynahrung aus spanischer Herkunft in Erinnerung. Durch unsachgemäßen Einsatz von Düngemitteln und Pflanzenschutzmitteln stieg die Konzentration schädlicher Stoffe in der Nahrung selbst weit über das zulässige Höchstmaß. Heute schneiden in den unterschiedlichen Warentests, die Lebensmittel auf Rückstände untersuchen, die spanischen Produkte aus der Provinz Almeria im Vergleich mit am schlechtesten ab. Vor Ort selbst führt

der immense Verbrauch an Grundwasser zu einem Grundwassertiefstand, der dazu führt, dass Meerwasser in den Grundwasserkörper eindringt und das Wasser unbrauchbar wird. Dies ist nur ein Beispiel der negativen Auswirkungen vor Ort, die in ihrer Gesamtheit in **Abb. 3** im Überblick zusammengestellt sind.

Trotz dieser negativen Auswirkungen, die heute auch sichtbar und spürbar sind, werden immer noch von behördlicher Seite Genehmigungen erteilt, neue Anlagen, selbst in unwirtlichen Hanglagen zu installieren. Der kurzfristige finanzielle Ertrag scheint die langfristigen negativen Folgen für die Umwelt, für die der Verursacher offenbar nicht aufkommen muss, noch immer in den Hintergrund zu drängen. Der Begriff „Nachhaltigkeit“ wird in dieser auf schnellen Gewinn angelegten Form der Landnutzung als störend empfunden.

Bauboom

Nach dem Beitritt Spaniens in die EU war die Entscheidung, den Ausbau der Infrastruktur, insbesondere den Ausbau des Straßen- und Schienennetzes, voran zu treiben sicherlich eine richtige Entscheidung. Auch auf dem Wohnungsbausektor gab es zur damaligen Zeit unbedingt Nachholbedarf. Es wurde im Zuge der Bauaktivitäten und der damit verbundenen „guten Geschäfte“, die in Zeiten der vorhandenen Nachfrage noch getätigt wurden, jedoch vergessen, Bedarfsanalysen für die Zukunft durchzuführen. So sieht man heute, dass das Straßennetz außerhalb der großen Ballungsräume über Bedarf ausgebaut wird und dass neu hochgezogene Wohnviertel vor Madrid Geisterstätten ähneln, weil Wohnungen nicht verkauft werden und der Dienstleistungssektor folglich sich dort nicht ansiedelt. All diese Entwicklungen, gepaart mit Ignoranz seitens der politischen Entscheidungsträger, haben dazu geführt, dass Spanien sich in einer selbst gemachten Krise befindet, auf die von Experten vor Jahren bereits hingewiesen wurde. So schreibt das Magazin FOCUS bereits im Jahr 2007: „Der Markt ist gesättigt, seit ein von billigen Krediten angeheizter Bauboom die Kosten für Grund und Boden in sieben Jahren mehr als verdoppelt hat und in Spanien in manchem Jahr mehr Häuser hochgezogen wurden als in Frankreich, Deutschland und Italien zusammen. Nach 13 fetten Jahren stehen Bauherren bei den Banken mit 250 Milliarden Euro in der Kreide, das ist etwa ein Viertel der Wirtschaftsleistung des süd-europäischen Ferienlandes.“

Der Bauboom hat vor allem zu einem hohen Flächenverbrauch geführt. Mehrspurige kaum befahrene Autobahnen und leere Vorortviertel in den Ballungsräumen sowie in den touristischen Destinationen angelegte Urbanisationen, deren Ferienhäuser heute keine Abnehmer mehr finden, sind Belege für diese Entwicklung.

Wasserverbrauch

Grundlegend besteht kein Zweifel daran, dass Spaniens Wasserhaushalt defizitär ist, d.h. Spanien verbraucht mehr Wasser als neu gebildet wird. Obgleich Spanien durch die vielen, teilweise vorbildlich angelegten Wasserrückhaltebecken, durch Wasserüberleitungen aus feuchten in trockene Gebiete und durch weitere wasserbautechnisch modernste Installationen große Anstrengungen unternommen hat, ist der Umgang mit der Ressource Wasser zu einem Problem geworden, dass die Mensch-Umwelt-Relation zusehends belastet. Auf den Verbrauch der Ressource Wasser durch die Landwirtschaft

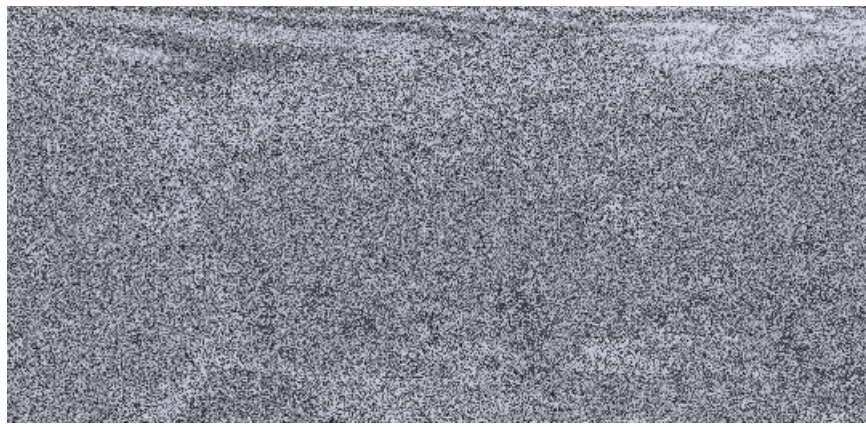


Abb. 1: Die Olivenhaine ziehen sich bis in die höheren Lagen der Gebirge. Die Böden sind erodiert, und die Bewässerung erfordert höhere Wassergaben, da das Substrat nicht in der Lage ist, Wasser zu speichern.

erfordert höhere Wassergaben, da das Substrat nicht in der Lage ist, Wasser zu speichern.

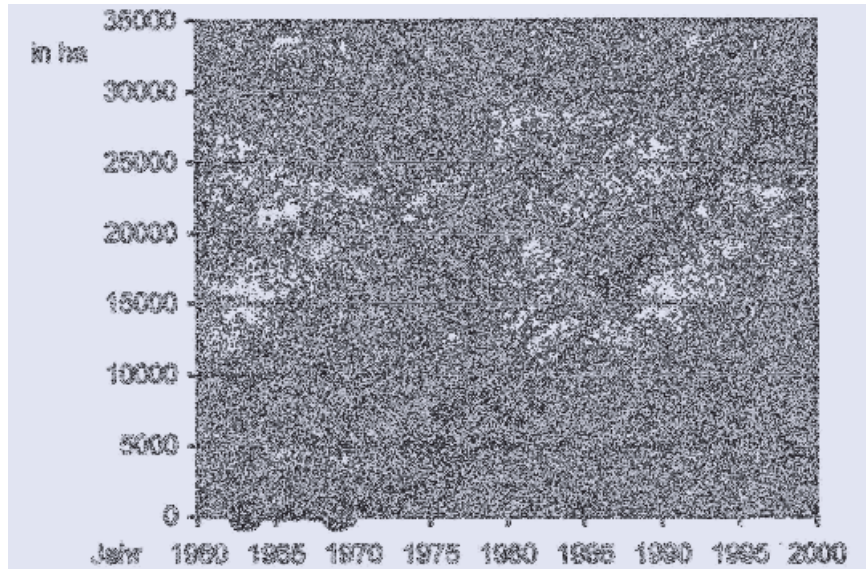


Abb. 2: Zunahme der Plastikgewächshäuser in den Jahren 1970 - 2000 in El Ejido.

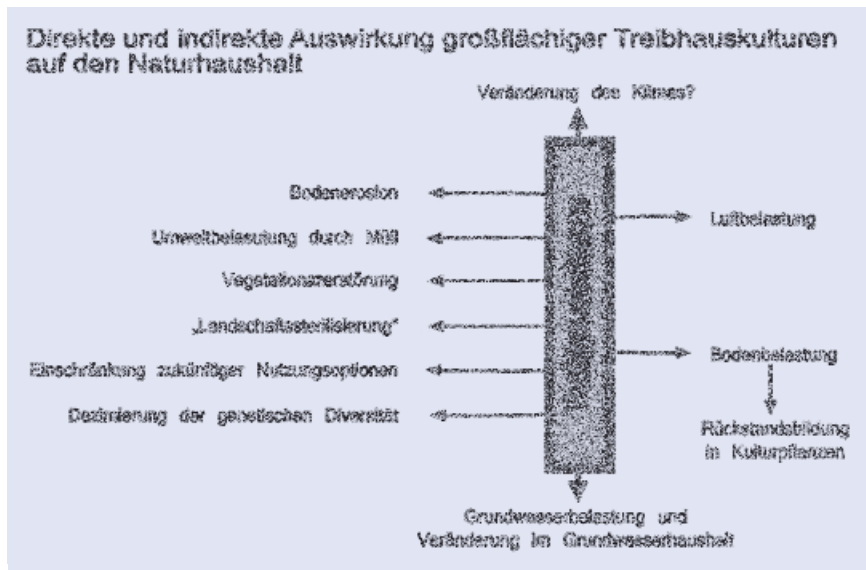


Abb. 3 zeigt die negativen Folgen exzessiver Anlagen von Treibhauskulturen (eigener Entwurf).



Abb. 4: Zur gewünschten Stauhöhe fehlen ca. 17 Meter. Aufnahme: Oktober 2009

und hier insbesondere den ausgedehnten Bewässerungsfeldbau wurde bereits hingewiesen. Als weiterer großer Wasserverbraucher ist der Tourismussektor zu nennen. Gerade in der sommerlichen Trockenperiode ist der Bedarf an Wasser durch den Tourismussektor besonders hoch. Die neue Strategie des Tourismusministeriums, den Exklusivtourismus mit weiteren 5 Sterne-Anlagen auszubauen, muss umstritten bleiben, denn dieser Tourismusstil fordert uneingeschränkten Umgang mit Wasser „ohne schlechtes Gewissen“. Ein Teil der Costa del Sol ist bereits in „Costa del Golf“ umbenannt. Ein Paradoxon sind hierbei die bewässerten Golfanlagen in einer der trockensten Regionen Europas.

Bei einem Blick auf die Wasserreservoirs im Landesinnern, die 90% des oberflächlich abfließenden Wassers von Gesamtspanien in der Lage sind aufzufangen und zu speichern, wird das Dilemma deutlich. Obwohl die ersten September- und Oktoberniederschläge bereits gefallen sind, ist die angestrebte Stauhöhe bei weitem noch nicht erreicht (**Abb. 4**).

Zweifelsfrei ist Spanien eines der Länder Europas, das durch eine z. T. ungünstige Konstellation der physisch geographischen Grundkomponenten wie Gestein, Relief, Wasser und Klima und darüber hinaus durch eine lange Nutzungsgeschichte in besonderer Weise unter Umweltstress leidet. Landschaftssysteme sind allerdings in der Lage, eine Störung bis zu einem gewissen Grad auszugleichen, um sich nach Überwindung der Störung wieder neu zu organisieren. Oftmals stellen sich nach einer Störung dann wieder vergleichbare Zustände ein. Mittels Pollenanalysen, die als Archive der Landschaftsentwicklung wichtige Umweltinformationen vergangener Zeiten bereit halten, konnten für Spanien Störungen in der Vegetationsentwicklung herausgearbeitet werden. Auch die Reorganisation des Systems ist darin zu erkennen. Es ist ersichtlich, dass nach einer mehrfachen Störung des Landschaftssystems eine Reorganisation nicht mehr gelingt. So entwickelte sich in Südostspanien nach einer Umweltkrise vor etwa 1700 Jahren aus einem weiträumigen Eichenwaldbestand ein Pinienwald, der mit deutlich geringwertigen Standortbedingungen auskommt. Untersuchungen zeigen deutlich, dass das Potenzial einer Landschaft, Störungen abzufedern, nicht unendlich ist.

In Spanien ist je nach Landschaftseinheit und nach Störungsgrad die Reorganisation der Landschaften unterschiedlich zu bewerten. Ein entscheidender Faktor für die Reorganisation eines Landschaftssystems ist die Zeit bzw. die Zeitdauer, die vorhanden ist, um eine Störung zu überwinden. Durch häufige Störungen werden die Regenerationszeiten immer länger werden. Die grundsätzliche Frage der Zukunft wird sein, ob bei den absehbaren Störungen, die in immer kürzeren Rhythmen Landschaften heimsuchen, noch ausreichend Zeit zur Reorganisation vorhanden sein wird. Da hier die Antwort eher negativ ausfällt, sollte zukünftig darauf geachtet werden, im Vorfeld präventive Maßnahmen zu ergreifen, die eine Störung in ihrem Ausmaß minimieren. Prävention wird aber meist nur dann als sinnvoll erachtet, wenn die Landschaft mit ihren wertvollen Ressourcen als schützenswert anerkannt wird. Eine grundlegende Wertediskussion, die auch den Begriff der Verantwortlichkeit integriert, kann hierbei hilfreich sein. □

Europa – Lateinamerika – Mittelmeerregion. Kraftfelder spanischer Außenpolitik

Walter Haubrich

I.

Wie in vielen Ländern streiten sich auch in Spanien die Parteien um die Bedeutung oder fehlende Bedeutung ihres Landes in der internationalen Szene. Dabei wirft die Opposition – und die war in der jungen spanischen Demokratie die meiste Zeit die konservative Volkspartei – der Regierung vor, eine gemessen an der Bedeutung Spaniens zu geringe Rolle in den großen außenpolitischen Fragen zu spielen. Spanien sei schließlich die 7. oder wie man inzwischen sagt, die 9. Wirtschaftsmacht in der Welt – 9., nachdem Brasilien an Spanien vorbeigezogen ist. In Wirklichkeit ist Spanien aber eine mittlere Macht mit einer positiven wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten zehn Jahren.

Die spanischen Außenminister erfreuten sich eines guten Rufs unter den europäischen Kollegen. Einer von ihnen, Javier Solana, brachte es sogar noch nach seiner Zeit als Nato-Generalsekretär zum Außenminister der gesamten Europäischen Union – ein Posten, der wegen Einsprüchen Großbritanniens nicht so heißen darf, sondern „Hoher Repräsentant der Union für Außen- und Verteidigungs- (Sicherheits) politik“ genannt wird. Der derzeitige spanische Außenminister Moratinos hält eine besondere Freundschaft mit seinem früheren deutschen Kollegen Steinmeier. Spanien hat ab dem 1. Januar 2010, als es turnusgemäß die Präsidentschaft der Europäischen Union übernahm, Gelegenheit zu zeigen, dass auch die Regierung Zapatero ähnlich wie die von Felipe González Initiativen zur verstärkten europäischen Einigung entwickeln kann und dass die spanische Bevölkerung besonders europäisch ist. Nach einer schwachen, weil unergiebigem Präsidentschaft der Tschechischen Republik mit ihrem europafeindlichen Präsidenten Klaus und einer korrekten Präsidentschaft Schwedens in diesem Jahr, hat Spanien die Gelegenheit, eine Reihe von Projekten in der europäischen Einigung zu forcieren oder zumindest neue Ideen und Vorschläge in den europäischen Einigungsprozess einzubringen. Dass der Lissabonner Vertrag während der spanischen Präsidentschaft unterzeichnet wird und in Kraft treten kann, gibt den Spaniern Gelegenheit, zu denken, ihre Eile in der politischen Einigung könne dabei wichtige Hilfeleistung geben.

II.

Spanien hat nach dem Ende der Diktatur mehr als drei Jahrzehnte verfassungsmäßig garantierte Freiheiten und Marktwirtschaft erlebt. Das ist die längste Periode einer demokratischen Normalität in der gesamten Geschichte des Landes. Die Wirtschaftsreformen hatten allerdings schon im letzten Drittel des Franco-Regimes, zu Beginn der sechziger Jahre, begonnen, als Franco die Wirtschaft und die spanische Währung liberalisierte und das Ziel einer wirtschaftlichen Autarkie Spaniens aufgab. Bis dahin wurden die staatlichen Firmen von Generälen im Ruhestand geleitet. Auch an der Spitze der Wirtschaftsministerien standen vorwiegend Militärs ohne Fachkenntnisse. Franco



Walter Haubrich, langjähriger FAZ-Korrespondent in Madrid

hatte die Figur des „militärischen Unternehmers“ erfunden, die dann später im Chile Pinochets eine Wiedergeburt erleben sollte. Unternehmerische Initiative entwickelten diese Männer nicht; im besten Fall waren sie fleißige Verwalter der Staatsfirmen, im schlimmsten nutzten sie ihre Posten zu Gefälligkeiten gegenüber Freunden und alten Kameraden aus und verstärkten damit die Korruption im Land. Dass diese im Franco-Spanien keine schlimmen Ausmaße erreichte, lag wohl daran, dass Spanien damals ein armes Land war und auch Bestechungsgelder bescheiden bleiben mussten.

Franco wechselte jedoch schließlich die Militärs an der Spitze der Ministerien und der Staatsfirmen gegen Technokraten aus, die zu einem beachtlichen Teil der katholischen Laienorganisation Opus Dei angehörten. Eine freie Marktwirtschaft verlangte eigentlich auch politische Reformen, doch die höchsten Spitzen des Regimes – Zivilisten wie Militärs – waren dazu nicht bereit. Einige Staatssekretäre, auch der eine oder andere Minister, gaben sich damals gerne als Reformer mit dem Endziel eines demokratischen Staates aus. Mit ihnen konnte man als ausländischer Zeitungskorrespondent bei einer Flasche guten Rioja-Weins offen diskutieren. Nicht wenige dieser Politiker – wie Adolfo Suárez, die Innenminister Rodolfo Martín Villa und Juan José Rosón oder der Außenminister Marcelino Oreja – leisteten später dank ihrer guten Kenntnisse des Regimes tatsächlich einen wichtigen Beitrag zur Zerschlagung der Diktatur. Sie hielten während der Transition noch eine Zeitlang wichtige Posten in der Suprastruktur, passeten sich schnell den Normen der Demokratie an, vermieden verständlicherweise alles, was an ihre früheren Zeiten im Dienste des Diktators hätte erinnern können – und förderten so auch die Aufnahme Spaniens in die Europäische Union.

Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset hatte schon 1910 geschrieben: „Spanien ist das Problem, Europa die

Lösung.“ Fast hundert Jahre später hat sich dieser Satz bestätigt: Spanien erlebt als Mitglied der Europäischen Union seine politisch wie wirtschaftlich zufriedenstellendste Epoche. In den schwierigen Jahren seiner jüngsten Geschichte bildete Spanien mit dem ebenfalls diktatorisch regierten Portugal eine Ausnahme innerhalb Westeuropas. Die spanischen Demokraten wussten, dass ihr Land, solange die Diktatur Bestand hatte, nicht in die Europäische Gemeinschaft aufgenommen werden konnte. Franco hatte den Antrag auf Beitritt 1962 gestellt. Doch die erste Reaktion aus Brüssel kam erst 1967. Erst dann war die Europäische Gemeinschaft bereit, über ein Präferenzabkommen mit Franco-Spanien zu verhandeln. Die EG befand sich in einem Dilemma: Würde sie das diktatorisch regierte Spanien aufnehmen, so würde das Regime einen Prestigegewinn verbuchen und die EG gegen ihre Römischen Verträge, eine Art demokratisches Grundgesetz der Gemeinschaft, verstoßen. Genehmigte man Spanien wegen seines Regimes aber nicht einmal ein wirtschaftliches Präferenzabkommen – Belgien, Italien, die Niederlande und Luxemburg waren zunächst dagegen –, so müsste das spanische Volk die ökonomischen Folgen des Ausschlusses tragen, der nicht ihm, sondern dem Franco-Regime gelten sollte. Schließlich wurde im Interesse der spanischen Bevölkerung ein Abkommen mit allerdings nicht gerade großzügigen Präferenzen verabschiedet.

Über die Gründe des Ausschlusses aus Europa durfte in Spanien öffentlich nichts gesagt oder geschrieben werden. Sie waren jedoch in informierten Kreisen kein Geheimnis. Im Juni 1962 hatte die Europa-Bewegung – ein Zusammenschluss mehrerer um die europäische Einigung bemühter Organisationen – spanische Dissidenten von den Monarchisten bis zu den Sozialisten aus Spanien und dem Exil zu ihrem Kongress in München eingeladen. Der liberale Emigrant und frühere Minister und Botschafter der Zweiten Republik, Salvador de Madariaga, spielte eine wichtige Rolle bei der Formulierung der schließlich vom Kongress angenommenen Resolution. Die Europa-Bewegung forderte darin, dass in die Europäische Gemeinschaft nur Staaten als Vollmitglieder oder assoziierte Mitglieder aufgenommen werden dürften, in denen demokratische Institutionen bestehen und die Menschenrechte beachtet werden. Die spanischen Teilnehmer aller politischen Lager stimmten der Resolution zu. Bei ihrer Rückkehr wurden sie – unter ihnen der Führer der rechtskatholischen Partei CEDA während der Republik, José María Gil Robles – noch auf dem Flughafen in Madrid verhaftet. Es wurde ihnen freigestellt, ins ausländische Exil zu gehen oder in die Verbannung auf die kanarische Sandinsel Fuerteventura. Die Veranstaltung in München wurde in einer Kampagne des Regimes noch einige Jahre hindurch als „contubernio“ (wörtlich: wilde Ehe), als eine von den „dekadenten europäischen Demokraten organisierte Orgie“ bezeichnet, und das Wort wurde im offiziellen Spanien eine Art Schimpfwort.

Während der letzten Jahre der Franco-Diktatur gab es zahlreiche oppositionelle Organisationen, die in ihrem Namen das Wort „europäisch“ führten. Europäisch war gleichbedeutend mit demokratisch. Da nur ein demokratisches Spanien Mitglied der Europäischen Gemeinschaft werden konnte, war etwa eine „Vereinigung für den Beitritt Spaniens zur EG“ eine Organisation, die sich vorwiegend für eine zukünftige Demokratie und das Ende der Diktatur einsetzte. „Europäische“ Studienzentren wurden im ganzen

Land gegründet. Viele von ihnen – wie auch andere europäische, also demokratische Organisationen – wurden von der Regierung verboten, und viele ihrer Vorstände mussten ins Gefängnis.

Mit der Zeit bot die europäische Verkleidung einer politisch illegalen Organisation aber etwas mehr Schutz vor der politischen Polizei, die in Spanien den überraschenden Namen „Brigade zur Sozialforschung“ trug. Die Sozialbrigadisten bekamen schon in den frühen siebziger Jahren Anweisungen von der Regierung, mit Leuten, die sich „europäisch“ nannten, etwas sanfter umzugehen, denn diese hatten gewöhnlich gute Beziehungen zu Politikern anderer europäischer Länder. Die Tatsache, dass „europäisch“ und „demokratisch“ für die Gegner der Diktatur als Synonyme galten, macht die pro-europäische Gesinnung vor allem bei den spanischen Politikern der Linken und der Mitte von Beginn der *Transición* bis heute verständlich. Auf der Rechten, bei der Volksallianz, der heutigen Volkspartei, hielten sich die Sympathien für die europäische Einigung lange Zeit in Grenzen: einmal, weil der Nationalismus in der Ideologie der Rechten eine wichtige Rolle spielte, dann aber auch, weil viele rechtsgerichtete Spanier früher Frankisten gewesen waren und, den Worten Francos folgend, „Misstrauen gegen das dekadente, demoliberaler Europa“ hegten. Bezeichnenderweise war auch der ehemalige Falangist und spanische Nationalist José María Aznar in seiner Zeit an der Spitze der Regierung (1996 bis 2004) vorwiegend an einem Europa des freien Handels interessiert.

Europa und Demokratie wurden für die spanischen Demokraten zu Synonymen. Für die während der Transition in Angst vor einem Militärputsch lebenden Spanier war Europa zu einer Garantie für den Fortbestand der Demokratie in ihrem Land geworden, vor allem, seit im Juni 1985 der Beitritt Spaniens zur Europäischen Union (damals noch Europäische Gemeinschaft) unterzeichnet wurde.

Durch die Struktur- und Kohäsionsfonds hat Spanien finanziell viel von der Union profitiert. Aus den Kohäsionsfonds, welche Felipe González im Europäischen Rat im Kreis der Staats- und Regierungschefs für die weniger entwickelten Länder durchkämpfte, erhielt Spanien absolut gesehen den größten Anteil. Allerdings bekamen die kleineren Länder Portugal, Griechenland und vor allem Irland pro Kopf der Bevölkerung beträchtlich mehr. In den neunziger Jahren befand sich Spanien dann in einer wirtschaftlichen Situation, die es ihm ermöglichte, teure Investitionsgüter und technologisch moderne Maschinen zu kaufen, vor allem in Deutschland. So flossen einige Gelder aus den Kohäsionsfonds wieder in die Bundesrepublik, den größten Nettozahler der Union, zurück.

Das wirtschaftlich erstarkte Spanien hat die aus Brüssel kommenden Gelder sinnvoll verwendet und bei allen Projekten im Bereich von Infrastruktur und Umweltschutz die Hälfte der Kosten aufgebracht. So ist Spanien heute eines der europäischen Länder mit den besten Straßen und hervorragenden Zugverbindungen. Die Spanier freuen sich, dass der früher oft gehörte Satz „Afrika beginnt an den Pyrenäen“ inzwischen vergessen ist. Auch sagen sie nicht mehr, wenn sie nach Frankreich oder Italien reisen: „Ich fahre nach Europa“, als gehöre ihr Land nicht dazu. Spanien erfüllte dank großer Sparsamkeit bei den Staatsausgaben – das war vor allem ein Verdienst der Regierung Aznar – überraschend schnell die Bedingungen für die Einführung des Euro. So erhielt das Land, nachdem es zahlreiche Abwertungen der Pesete erleiden musste,

eine stabile Währung. Es trat auch von Anfang an dem Schengen-Abkommen über die Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union bei. Als ein besonderes Zeichen für die Zustimmung zur europäischen Einigung ließ Ministerpräsident Zapatero als erster den schließlich an den Referenden in Frankreich und den Niederlanden gescheiterten ersten Verfassungstext durch eine Volksabstimmung bestätigen. Außer Spanien hatte bis dahin nur Luxemburg der Verfassung in einem Referendum zugestimmt.

III.

Spanien könnte in die Außenpolitik der Europäischen Union seine besonderen Kenntnisse der Länder Iberoamerikas und Nordafrikas und die guten Beziehungen zu diesen Ländern einbringen. Als ehemalige Kolonialmacht hat Spanien in den nordafrikanischen Ländern, also vorwiegend in den Maghreb-Staaten, nicht gerade einen schlechten Ruf, weil Madrid seine Kolonien gewöhnlich kampflos unabhängig werden ließ. So Äquatorialguinea, das spanische Protektorat in Nordmarokko und Siti Ifni. Auch die Westsahara – zwischen Algerien, Marokko und Mauretanien gelegen – gab Spanien ohne Kampf auf, doch wurde diese Kolonie dann postwendend von Marokko besetzt, nachdem die letzte Regierung der spanischen Diktatur, als der Diktator Franco im Sterben lag, den Marokkanern die vorläufige Verwaltung über die Westsahara zugestanden hatte. Die endgültige politische Zukunft dieser Kolonie sollte in einem Referendum der Sahara-Bevölkerung – von den Saharais – entschieden werden. Die Mehrheit der Saharais floh vor der marokkanischen Repression nach Algerien, wo in der Wüste bei Tindouf mehrere Zeltstädte entstanden. Die im „Dreierabkommen von Madrid“ (1975) vereinbarte Volksabstimmung, für die sich auch die Vereinten Nationen einsetzten, ließ Marokko nicht zu. Es kam zu einem lang andauernden Krieg zwischen Marokko und der demokratisch-arabischen Sahararepublik (RASD), die von den meisten afrikanischen Staaten diplomatisch anerkannt wird.

Wenn Spanien bei den Vereinten Nationen häufig den Standpunkten der RASD zustimmt, protestiert Marokko immer. Doch meistens erschöpfen sich die Proteste der marokkanischen Regierung in der Drohung, etwas gegen die spanischen Enklaven in Nordafrika, die von marokkanischem Boden umgebenen Städte Ceuta und Melilla, zu unternehmen. Ceuta und Melilla stellen derzeit den einzigen Konflikt zwischen Rabat und Madrid dar. Das scharifische Königreich beansprucht die beiden Städte für sich, obwohl beide schon vor dem Entstehen eines marokkanischen Staates Spanien gehörten. Ceuta, vorher portugiesisch, definitiv seit 1688; das frühere Piratennest Melilla eroberten die Katholischen Könige 1498 schon für Spanien. Dann wurde die Stadt im Laufe der Jahrhunderte (zuletzt 1909) mehrmals erfolglos von arabischen Stammesfürsten angegriffen. Marokko will die beiden Städte annektieren, weiß allerdings auch, dass viele Marokkaner im Norden des Landes, so etwa die Einwohner des an Melilla angrenzenden Nador, von der Versorgung der spanischen Städte leben. Die Zahl der in Ceuta und Melilla lebenden Marokkaner mit spanischer und marokkanischer Nationalität nimmt jedes Jahr zu. Spanien weiß, dass es irgendwann einmal, etwa wenn die früher in Ceuta und Melilla tätigen Militärs nicht mehr leben, die beiden Städte an Marokko übergeben muss. Vielleicht zu dem gleichen Zeitpunkt, an dem es sich die britische,

von spanischem Boden umgebene Kolonie Gibraltar eingliedern kann.

In November 1995 organisierte Spanien, dessen Regierungschef Felipe González damals die Präsidentschaft der Europäischen Union innehatte, die erste Mittelmeerkonferenz zwischen den Staaten der Union und den südlichen wie östlichen Mittelmeeranrainern, unter ihnen Israel und die palästinensische Autonomie. Der Konferenz, deren Ziel es war, eine euro-mediterrane Partnerschaft zu begründen, gelangen zwischen Israel und den arabischen Staaten im Vorderen Orient Verhandlungsfortschritte, wenn auch keine dauerhaften. Die Vorschläge des französischen Staatspräsidenten Sarkozy, eine Mittelmeerunion zu gründen, erschienen den Spaniern zunächst ein Schlag gegen den mit geringem Enthusiasmus mancher Teilnehmer fortgeführten „Barcelona-Prozess“ zu sein. Doch fanden sich die spanische und die französische Regierung schließlich zu gemeinsamer Arbeit zusammen.

IV.

Die wichtigsten Partner der spanischen Außenpolitik außerhalb Europas sind weiterhin die Staaten Iberoamerikas. Die historisch und geographisch genaueste Bezeichnungen „Iberoamerika“ und „iberoamerikanisch“ stehen für die Völker, die von Spanien und Portugal, den beiden iberischen Ländern, kolonisiert und zeitweise beherrscht wurden und die deren Sprache sprechen. Spanisch und Portugiesisch sind mit Ausnahme einiger abgelegener Gegenden tatsächlich zu den Sprachen der dort lebenden Völker geworden und sind nicht wie Französisch und Englisch in den früheren Kolonien Afrikas und Asiens Sprachen einer kleinen Elite geblieben.

In diesem Jahr beginnen die iberoamerikanischen Länder die zweihundert Jahre Unabhängigkeit zu feiern. Die spanische Regierung hat Felipe González zum Sonderbotschafter für diese Gedenkakte ernannt. Die Unabhängigkeitskriege im 19. Jahrhundert haben sich kaum negativ auf das Verhältnis Spaniens zu den neuen iberoamerikanischen Staaten ausgewirkt. Die Spanier waren im 18. Jahrhundert militärisch nicht stark genug, um einen langen, harten Unterdrückungskrieg zu führen. Mehrere Anführer der um eine Unabhängigkeit kämpfenden Truppen waren selbst Spanier, so etwa der General José de San Martín. Heute noch haben die meisten politischen Führer in den iberoamerikanischen Ländern spanische Eltern und Großeltern und sind stolz darauf. Ein koloniales Verhältnis mit unterdrückten Kolonien und einem grausamen Mutterland hat es zwischen Iberoamerika und Spanien nie gegeben.

Im 19. Jahrhundert begann Frankreich, Spanien als kulturelles Vorbild zu verdrängen. Während des Franco-Regimes haben die meisten Intellektuellen und Schriftsteller die Verbindungen zum demokratischen Frankreich, in dem es keine Zensur und andere Einschränkungen der kulturellen Freiheit wie im Spanien der Diktatur gab, als europäisches Land bevorzugt. Inzwischen ist Madrid wieder die wichtigste Außenstelle der iberoamerikanischen Literatur geworden. Studenten und Künstler aus Iberoamerika bevorzugen wieder Spanien als Aufenthalts- oder Exilland in Europa.

Die Regierung von Felipe González gab schon in der ersten Hälfte der achtziger Jahre zinsgünstige Kredite an iberoamerikanische Staaten. Diese waren zunächst, wie im Fall Argentinien, an eine Demokratieklausele gebunden: Argentinien hatte gerade eine besonders grausame Militärdiktatur überwunden,



Walter Haubrich (re.) suchte den Kontakt zu den Mitreferenten. In Professor Sobejano fand er einen kundigen Gesprächspartner.

und die wieder gewonnene Demokratie wurde von häufigen Putschversuchen bedroht. Die Demokratieklausele besagte, dass bei einem Rückfall in ein nicht-demokratisches Regierungssystem die Kreditzusagen von Spanien zurückgenommen würden. In einer 1983 von mehreren hundert Politikern und Intellektuellen – unter ihnen der Nobelpreisträger García Márquez – unterzeichneten und von der spanischen Regierung geförderten Erklärung, die nicht ohne Grund „La declaración de Madrid“ genannt wurde, hieß es, Konflikte zwischen iberoamerikanischen Staaten dürften nicht mehr internationalisiert werden, wie das die Regierung in Washington vor allem in Mittelamerika versucht habe. Interventionen und Drohungen anderer Länder gegen die Staaten Iberoamerikas – gemeint konnten nur die Vereinigten Staaten sein – wurden scharf zurückgewiesen, ebenso wie die US-amerikanische „Doktrin der Sicherheit“, mit der von Washington aus die Aktivitäten der CIA in Lateinamerika gerechtfertigt wurden. Die spanische Transición, der Übergang von der Diktatur zur Demokratie, wurde von den Demokraten in den noch diktatorisch regierten Staaten Iberoamerikas – Argentinien, Brasilien, Bolivien, Chile – als vorbildlich betrachtet. „Was den uns so ähnlichen Spaniern gelungen ist, müssten wir ja eigentlich auch schaffen“, war eine damals häufig zu hörende Meinung von Gegnern der lateinamerikanischen Diktatur.

V.

Um das Ende einer Diktatur bemühte sich Spanien besonders energisch: um Änderungen im kommunistischen Kuba. Die spanische Kubapolitik stieß oft auf das Misstrauen Washingtons. Die Völker Spaniens und Kubas fühlen sich besonders verwandt, schließlich sind die allermeisten Kubaner spanischer Herkunft, und viele haben noch die spanische Nationalität. Der unter einem erfundenen Vorwand begonnene Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien nahm Spanien die letzten Kolonien in Amerika und die Philippinen in Asien. Bei der langen Auseinandersetzung zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten nach der Revolution Castros galten die Sympathien der Spanier aus mehreren

unterschiedlichen Gründen den Kubanern. Spanien beteiligte sich selbst unter Franco nicht an der Blockade Kubas durch die Vereinigten Staaten und versorgte Kuba weiterhin mit Lebensmitteln, was einen spanischen Seemann beim Angriff der amerikanischen Marine auf ein spanisches Schiff das Leben kostete.

Der erste Regierungschef der spanischen Demokratie, Adolfo Suárez, besuchte 1978 als erster europäischer Ministerpräsident Fidel Castro in Havanna und lud diesen nach Spanien ein. Castro erwiderte diesen Besuch 1992, und besuchte dann auch das Häuschen seines Vaters in der nordwestspanischen Region Galicien. Felipe González diskutierte regelmäßig mit Castro bei gemeinsamen Ausflügen und Fischfang in der Karibik. Es gelang ihm allerdings nicht, den kubanischen Partei-, Regierungs- und Staatschef von der Notwendigkeit politischer Reformen in Kuba zu überzeugen. In den neunziger Jahren schickte González seinen ehemaligen Wirtschaftsminister Carlos Solchaga nach Kuba, um Castro bei der Einrichtung eines gemischten Wirtschaftssystems – aus Staats- und Marktwirtschaft – zu beraten. Castro baute einige damals angelegte marktwirtschaftliche Nischen dann bald wieder ab. González hat sich damals im Freundeskreis oft enttäuscht über Castros „unbeugsamen Starrsinn“ geäußert. Auch bei den jährlichen Gipfeltreffen der 1991 auf spanischen und mexikanischen Vorschlag gegründeten Iberoamerikanischen Gemeinschaft wurden von mehreren Präsidenten, wie dem Argentinier Carlos Menem, dem Portugiesen Mario Soares und auch wieder von Felipe González, Versuche unternommen, Castro zu politischen Reformen zu bewegen. Alle blieben ergebnislos. Fidel Castro hörte sich die Interventionen der anderen Präsidenten schweigend an, unterschrieb alle Resolutionen für einen demokratischen Kontinent, machte aber keine konkreten Zusagen.

Die Iberoamerikanischen Gipfelkonferenzen haben die regionale Integration nur wenig gefördert und selten wichtige konkrete Ergebnisse erzielt. Die meisten Vereinbarungen wurden im Bereich der kulturellen Zusammenarbeit erzielt, besonders im Bildungsweisen. Auf diesem Gebiet hat Spanien, das

die hispanoamerikanischen Länder schon seit langem mit Lehrmaterial, vor allem mit Schulbüchern, versorgt, viel getan. Auch die 2006 auf dem Gipfel in Montevideo beschlossene Trinkwasserversorgung für die ärmsten Zonen Iberoamerikas lässt sich Madrid einiges kosten, ebenso wie die von Bolivien vorgeschlagenen Unterstützungsmaßnahmen der Eingeborenen-Bevölkerung. Das ist ein Projekt, an dem sich auch internationale Institutionen, wie die amerikanische Entwicklungsbank (BID) beteiligen. Die gemeinsame Sprache, eine verwandte Denkart und ähnliche kulturelle Verhaltensweisen sind eine gute Basis für eine enge Zusammenarbeit. Die Zugehörigkeit zu einer kulturellen Tradition ist für das Selbstbewusstsein der Bevölkerung in den spanischsprachigen Ländern Amerikas von großer Bedeutung. „Was uns eint, ist die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Kultur“, schrieb der mexikanische Schriftsteller Carlos Fuentes in einem Beitrag zur 4. Gipfelkonferenz der Iberoamerikanischen Völkergemeinschaft in Cartagena de Indias 1994.

In den letzten Monaten ist es wieder zu Streit um die Kuba-Politik Spaniens gekommen. Die konservative spanische Volkspartei (PP) wirft dem derzeitigen Außenminister Moratinos vor, bei seinen Bemühungen, mit der kubanischen Regierung im Gespräch zu bleiben, die demokratische Opposition auf der Zuckerinsel zu vergessen. Moratinos meint allerdings, Kontakte mit den Brüdern Castro und ihrer Regierung könnten für Spanien und die Europäische Union von Nutzen sein, und schließlich auch für die Bevölkerung Kubas. Er versucht, für seine Kuba-Politik die Unterstützung der Union zu erhalten, stößt aber auf Widerstand mancher ihrer Mitglieder, vor allem der ehemals kommunistischen Staaten Osteuropas. Der frühere Außenminister der Bundesrepublik, Joschka Fischer, wandte sich auch öfter gegen Kontakte mit der kubanischen Regierung.

Der ehemalige konservative spanische Ministerpräsident Aznar (1996 – 2004) steuerte einen diametral entgegengesetzten Kurs in der Kuba-Politik an als seine Vorgänger und Nachfolger, die sozialistischen Regierungen González und Zapatero, was ihn auch heute noch zu einem der meist gehassten Europäer bei den Brüdern Castro macht. Was Spanien sagt und tut, ist für die Kubaner immer von großer Bedeutung. Der Botschafter Spaniens ist auch derzeit noch der wichtigste Diplomat auf Kuba. Bei seinen Gesprächen mit der kubanischen Regierung hat Spaniens Außenminister Moratinos zwar keine Zusagen über politische Reformen erreicht, aber immerhin die Freilassung politischer Häftlinge, von denen manche dann in Spanien Asyl beantragten.

VI.

Nach dem Beitritt Spaniens zur Europäischen Gemeinschaft am 1. Januar 1986 machte sich Madrid in der EG und dann in der EU oft zum Sprecher und Interpreten iberamerikanischer Interessen und Probleme. In Madrid wusste man, dass Europa ganz Iberoamerika, dem europäischsten Teil der sogenannten Dritten Welt, viel zu geben hatte. Diese Vermittlungsleistung haben die Präsidenten und Außenminister aus Iberoamerika stets anerkannt und den Spaniern gedankt, wenn auch niemand Spaniern ausdrücklich dazu beauftragt hat.

Natürlich stießen auch manchmal die spanischen Interessen mit denen Iberoamerikas zusammen. So etwa bei dem, was die Lateinamerikaner „europäischen Landwirtschaftsprotektionismus“ nennen und der EU vorwerfen. Schließlich ist Spanien nach Frankreich und

der Bundesrepublik Deutschland das Land, das am meisten für seine Landwirtschaft und Viehzucht aus dem Topf der Union erhält. Die spanische Wirtschaft investiert viel in Lateinamerika. In manchen Jahren steht Spanien als Investor an erster Stelle, noch vor den Vereinigten Staaten. Die spanischen Banken, besonders die beiden großen Santander und Bilbao, haben viele Banken in Mexiko und in Südamerika, da besonders in Brasilien, gekauft; die spanische Telefónica hat iberamerikanische Kommunikationsgesellschaften erworben; die spanischen Verlage haben Filialen in Ländern wie Chile, Argentinien, Mexiko, Kolumbien und Peru aufgebaut; die großen Zeitungsverlage aus Spanien beteiligen sich am Kapital zahlreicher Rundfunk- und Fernsehsender sowie Zeitungen in Hispanoamerika. Die spanische Entwicklungshilfe fließt vorwiegend nach Lateinamerika, dazu noch in die ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien in Afrika.

Die spanische und auch die venezolanische Regierung wiesen Washington darauf hin, Venezuela habe seine Kriegswaffen, darunter Flugzeuge zum Bombardieren, in den Vereinigten Staaten gekauft.

Die derzeitige spanische Regierung hat versucht, mit den verschiedenen Regierungen der iberamerikanischen Staaten freundliche Beziehungen zu erhalten: sowohl mit den – nach einer nordamerikanischen Einteilung – von „irrationalen Populisten“ regierten Ländern wie auch mit denen, die von „vernünftigen Linken“ regiert werden, und natürlich auch zu der Minderheit von Regierungschefs aus der rechten Mitte, wie der von Kolumbien und Mexiko. Washington verbarg nicht seinen Ärger, als Venezuela Schiffe und Transportflugzeuge, die auch für militärische Zwecke verwendet werden konnten, in Spanien bestellte, was für Spaniens große, aber derzeit nur wenig Aufträge bringende Werften eine Erholung bedeutete. Die spanische und auch die venezolanische Regierung wiesen Washington darauf hin, Venezuela habe seine Kriegswaffen, darunter Flugzeuge zum Bombardieren, in den Vereinigten Staaten gekauft. Die Angriffe der Opposition, nach denen Zapateros beste Freunde in Lateinamerika Chávez, Castro, der Bolivianer Morales und der Nicaraguense Ortega seien, konnte die Regierung leicht widerlegen. Zapatero und seine sozialistische Regierung fühlten sich am engsten mit den sozialdemokratischen Regierungen auf dem amerikanischen Kontinent verbunden; das sind Brasilien mit Präsident Lula an der Spitze, Chile mit Michelle Bachelet, Uruguay mit Tabaré Vázquez und vielleicht auch Peru mit dem Präsidenten Alan García. Besonders starke Wirtschaftsbande hat Spanien mit dem großen Mexiko, sowohl unter der früheren PRI-Regierung wie auch mit den Mitte-Rechts-Präsidenten Fox und Calderón. Mit den Mexikanern und Argentinern hat Spanien besonders enge wirtschaftliche wie persönliche Beziehungen. Es macht sich jetzt für diese beiden großen Länder bezahlt, dass sie während und nach dem Bürgerkrieg aus Spanien vertriebene Intellektuelle und Künstler aufnahmen, die – oder deren Nachkommen – dann wichtige Funktionen im kulturellen und universitären Bereich in ihren Exilländern übernahmen. Der

bolivianische Präsident Evo Morales, der sich als Schüler von Chávez fühlt und die Geldgeschenke des Venezolaners nicht verheimlicht, hat dem spanischen Öl- und Gaskonzern Repsol schon mehrmals gedroht, dessen Bohrungen in Bolivien zu nationalisieren. Bisher sind den Drohungen, wie so oft bei Morales, aber keine Taten gefolgt.

Den früheren Revolutionär und derzeitigen Präsidenten von Nicaragua, Daniel Ortega, dem Korruptionsanfälligkeit und nicht gerade eine besondere Intelligenz nachgesagt werden, schätzt man in Madrider Regierungskreisen ebenso wenig, wie in denen iberamerikanischer Länder. Zwischen Chávez und dem spanischen König Juan Carlos I. kam es zu einem viel kommentierten Zusammenstoß auf dem Iberoamerikanischen Gipfel 2007 in Santiago de Chile. Chávez beschimpfte mit einem Zwischenruf den früheren spanischen Ministerpräsidenten Aznar, dem er vorwarf, den Putsch gegen ihn, Chávez, unterstützt zu haben, als „Faschisten.“ König Juan Carlos und der amtierende spanische Regierungschef Rodríguez Zapatero glaubten, diese Worte gegen einen spanischen Politiker nicht hinnehmen zu können, und der König forderte Chávez mit „Halt den Mund!“ zum Schweigen auf. Ich war damals im Saal der Konferenz und hatte kurz zuvor den König in einem freundlichen Gespräch mit Chávez gesehen, wobei Juan Carlos die Witze des Venezolaners belachte. Kurze Zeit später kam Chávez zu Besuch beim König nach Madrid, und beide beschlossen, den Streit von Santiago de Chile zu vergessen.

Die engen Beziehungen zu den iberamerikanischen Ländern vermehrten Spaniens Bedeutung in der Europäischen Union. Mit 45 Millionen Einwohnern und einer ausgedehnten Fläche ist Spanien politisch wie ökonomisch eine mittlere Macht in der Welt. So sehen es auch die Verantwortlichen der spanischen Außenpolitik: Ministerpräsidenten und Außenminister.

VII.

Spanien war in den beiden Weltkriegen des vorigen Jahrhunderts neutral. Historische Ressentiments gegenüber Spanien gibt es in so gut wie keinem Land der Welt. So sind die diplomatischen Beziehungen mit den meisten Staaten völlig normal. Spanische Politiker und Diplomaten sind als Vermittler bei Konflikten zwischen Staaten oder als Entsandte der Europäischen Union beliebt, so im Vorderen Orient, in Lateinamerika und in Jugoslawien. Zahlreiche spanische Soldaten und Mitglieder der militarisierten Polizeieinheit Guardia Civil nehmen an Friedensmissionen teil. Die spanische Außenpolitik bemüht sich um Konsens in der Europäischen Union; der hohe Repräsentant Javier Solana hat dabei ein besonderes Geschick bewiesen. Einmal schlossen sich allerdings die Spanier aus einem EU-Konsens aus, bei der Anerkennung des Kosovo als selbstständiges Land. Madrid fürchtete, auch Regionen im eigenen Land, separatistische Basken und Katalanen, könnten dadurch ermuntert werden, eine eigene Unabhängigkeit zu fordern. Mit den Nachbarländern Portugal und Marokko sowie Italien und den von Spanien als wichtigste Partner in Europa erachteten Frankreich und Bundesrepublik Deutschland trifft sich die spanische Regierung einmal im Jahr zu einem bilateralen Treffen. Auch das ist ein Zeichen politischer Normalität, wie sie sie Spanier jetzt in der neuen Demokratie so gerne herausstellen. Der touristische Werbeslogan „Spain is different“ – „Spanien ist anders“, soll zumindest in der Außenpolitik nicht mehr gelten. □

Presse

Bayern und Italien

Katholische Nachrichtenagentur

16. März 2010 – Als schlichter, wenn auch schon berühmter Musiker war Christoph Willibald Gluck im Frühjahr 1756 nach Rom gekommen. Als der Komponist die ewige Stadt verließ, tat er das mit stolzeschweller Ritterbrust. Papst Benedikt XIV. war von seiner Musik so angetan, dass er den Meister nach der Uraufführung seiner Oper „Antigone“ im Teatro Argentina am 9. Februar mit dem Orden vom Goldenen Sporn auszeichnete – und der Komponist trug von da an den „Ritter“ vor sich her. Gluck stammte aus Erasbach in der Oberpfalz und gehört in die lange Reihe bayerischer Landsleute, die für kurze oder auch längere Zeit Rom aufsuchten und dort manchmal zu richtigen „bayerischen Römern“ wurden: Künstler, Politiker, Wissenschaftler und Kirchenmänner. Die Katholische Akademie in Bayern widmete ihnen im Rahmen ihrer Historischen Woche „Bayern und Italien“ einen eigenen Abend.

Hans-Georg Becker

Der Gregorianische Choral

Die Tagespost

1. April 2010 – Rhythmus, das am stärksten körperliche Element des Singens, entscheidet wesentlich über persönliche Anteilnahme: Die äqualistische Lesart des 19. Jahrhunderts, sprich das gleichförmige Rezitieren der einzelnen Töne mit standardisierten Atempausen, hängt auch daran, dass man die älteren Neumen, graphische Symbole zur Notation der melodischen Gestalt, nicht mehr lesen konnte und daher vor allem auf die schon optisch neutralisierende und monumentalisierende Quadratnotation angewiesen war, wie sie auch heute noch gültig ist. Die Gregorianische Semilogie seit den 50er Jahren geht dagegen bewusst auf die Neumen zurück.

Michael Stallknecht

Reihe ZuMutung Glaube

Katholische Nachrichtenagentur

9. April 2010 – Da streikten schon die alten Athener, als Paulus zu Ihnen von der Auferstehung der Toten sprechen wollte. Die einen spotteten, andere zeigten Desinteresse: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören.“ Dabei tat man in Athen nichts lieber, als die letzten Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen. (...) Das Thema Auferstehung bildete Anfang März auch den Höhepunkt einer anspruchsvollen Veranstaltungsreihe der Katholischen Akademie. Acht Abende lang waren über ein Jahr hinweg die Kernaussagen des christlichen Credo beleuchtet worden. Zum Abschluss ging es um den letzten Satz, in dem die Erwartung auf die „Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt“ festgeschrieben ist.

Hans-Georg Becker

München leuchtet! Noch immer?

Beim Forum „München leuchtet! Noch immer?“ am 18. März 2010 führten fünf Kunstkenner und Kunstschaffende ein angeregtes, zweistündiges Gespräch zu Münchens neuer Rolle in der Kultur- und Kulturlandschaft Deutschlands. Die Diskussionsbeiträge angemessen zu dokumentieren war schwer möglich, weshalb eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Aussagen und eine Reihe von Bildern versuchen, die Leser unserer Zeitschrift zu informieren.

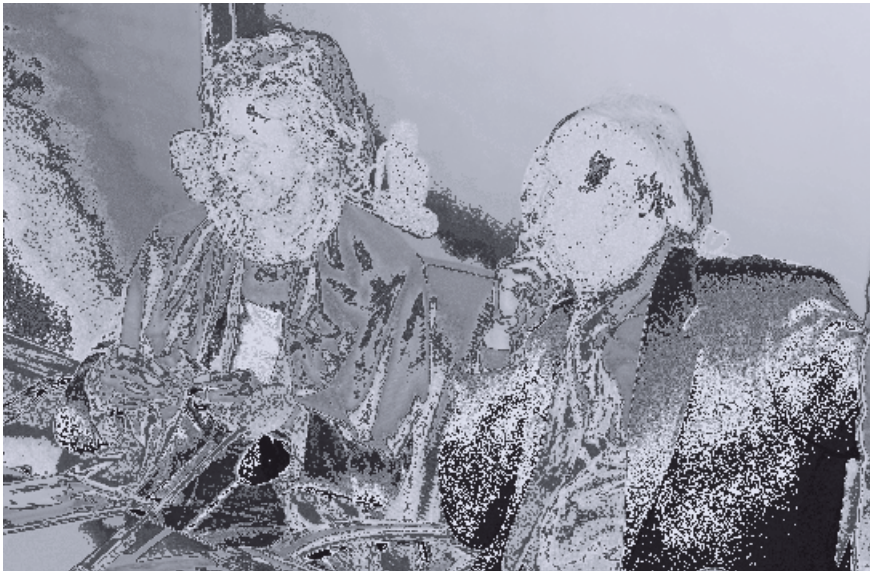
Thomas Mann verwendete vor rund 100 Jahren das Imperfekt in einer Novelle: „München leuchtete!“. Die heute wirkenden Kulturmanager und Werbestrategen Münchens hingegen kaprizieren sich auf das Präsens und behaupten demzufolge: Die bayerische Landeshauptstadt „leuchtet!“ Was stimmt denn nun? Zwanzig Jahre nach der deutschen Einheit und dem starken künstlerischen Wachstum der alten und neuen Hauptstadt Berlin ist die leuchtende Sonderstellung Münchens, die sich ja – zumindest in der alten Bundesrepublik – auch manchmal und gerne zusätzlich als „heimliche Hauptstadt“ titulieren ließ, zumindest nicht mehr selbstverständlich.

Um dieser Frage nachzugehen und zu schauen, wo denn möglicherweise Münchens neue Rolle liegt, lud die Katholische Akademie für den 18. März 2010 fünf Menschen ein, die die Münchner und die deutsche Kultur-

landschaft gut kennen. Zum nachmittäglichen Forum wollten kommen und unter der Leitung des SZ-Kulturredakteurs Wolfgang Schreiber diskutieren: Prof. Dr. Hubertus Gaßner, Direktor der Hamburger Kunsthalle, Dr. Ulrike Hessler, noch im Direktorium der Staatsoper in München und designierte Intendantin der Sächsischen Staatsoper Dresden, Ulrich Khuon, Intendant des Deutschen Theaters Berlin und Münchens Oberbürgermeister Christian Ude.

Doch schon im Vorfeld zeigte sich etwas, von dem bei der Diskussion dann sehr oft die Rede war: die Bedeutung des Geldes. Denn Christian Ude musste seine Teilnahme absagen, weil eine dringende Sitzung des Städtetags anberaumt wurde, in der es sicher auch um die finanziellen Nöte der Kommunen ging. Vertreten wurde der Oberbürgermeister dann durch Münchens Kulturreferenten Dr. Hans-Georg Küppers.

Küppers sowie die anderen Teilnehmer, die für Kultur verantwortlich zeichnen, meinten dann auch einhellig und besorgt: „Die finanziellen Nöte, verschärft durch die Finanzkrise, dürften nicht der Auslöser sein, um die Kultur kaputt zu sparen.“ Kultur brauche finanzielle Zuwendung. Dieser Appell der vier Diskutanten galt für München und ganz Deutschland. Für die Kommunen gelte Kultur nur als freiwillige Aufgabe, so Küppers weiter. Geld gebe es also nur, wenn die Kassen der Kommunen nicht leer seien. „Doch diese Politik ist grundfalsch. Kultur ist keine freiwillige Leistung, sondern ein Grundbestandteil der gesellschaftlichen Natur des Menschen“, sagte Küppers unter dem Applaus der rund 120 Besucher. Und der Applaus wurde noch lauter, als Küppers hinzufügte: „Lieber fahre ich auf schlechten Straßen in gute Theater, als umgekehrt.“



Dr. Ulrike Hessler meinte, dass viele junge Künstler nicht mehr nach München wollen. Liegt es vielleicht daran,

dass München im Gegensatz zu Berlin (arm und sexy) „reich und keusch“ sei?, fragte Moderator Wolfgang Schreiber.



Wolfgang Schreiber kennt die Kulturszenen in München und Berlin sehr gut. Das zeigte sich bei seiner gekonnten Moderation.



Machten sich ihre Gedanken um Münchens neue Rolle: Alt-Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel, Architekturprofessor Dr. Otto Meitinger, früherer

Präsident der Technischen Universität, und Weihbischof Engelbert Siebler (v.l.n.r.).

Museumsdirektor Professor Gaßner berichtete von seinen Erfahrungen in Hamburg, die ebenfalls mit den knappen Finanzen zu tun haben. Die öffentliche Hand halte zunehmend nur noch die Infrastruktur der Museen aufrecht. „Wir stellen das Haus hin, sorgen für Heizung und Hausmeister, doch die Ausstellungen selbst werden immer mehr von privaten Sammlern oder Firmen bestückt. Und diese Geldgeber bestimmen dann, was ausgestellt wird.“ Innovative Konzepte und Künstler, die dann vielleicht kein Massenpublikum locken, kämen immer schwerer zum Zug, klagte er.

Doch auch um Münchens spezifische Stellung in Deutschland ging es beim Gespräch. Ulrich Khuon diagnostizierte, warum es seiner Meinung nach schwierig sei, in München künstlerisch etwas in Bewegung zu setzen. „Die Stadt ist selbstzufrieden. Man ist zufrieden damit, was man hat. Die Spannung fehlt oft.“ Doch auch etwas Lob hatte er aus Berlin mitgebracht: „Die Kammerspiele haben immer Tolles gemacht.“



Das Podium (v.l.): Ulrich Khuon, Dr. Ulrike Hessler, Manfred Schreiber, Dr. Hans-Georg Küppers und Prof. Dr. Hubertus Gäßner.

Ähnlich skeptisch äußerte sich auch Ulrike Hessler. Berlin ziehe heute mehr Künstler an als München. Gerade im Off-Bereich gebe es in der bayerischen Landeshauptstadt nur wenige Angebote. Viele junge Künstler wollten deshalb nicht mehr nach München kommen, sagte Hessler, die zurzeit noch Mitglied im Direktorium der Bayerischen Staatsoper ist. Durch die Wiedervereinigung habe München eben gewaltig Konkurrenz bekommen; das werde noch mehr Konsequenzen haben, so die bald in Dresden wirkende Intendantin.

Und dann war man am Ende doch wieder beim Geld. In München ausgebildete und sehr kreative Nachwuchskünstler würden in der Tat massiv in andere Städte abwandern, klagte Kulturreferent Küppers. Ein wichtiger Grund sei aber weniger die mangelnde Kreativität vor Ort, sondern die Tatsache, dass München für junge Künstler schlichtweg zu teuer sei. „Ein Künstler braucht ein bezahlbares Dach über dem Kopf und auch ein Atelier, das er sich leisten kann.“ Und daran hapere es trotz städtischer Maßnahmen noch gewaltig.

Richtig Sorgen um das Kulturleben in München machte sich aber keiner der Diskussteilnehmer. Hubertus Gäßner, früherer Ausstellungsleiter im Haus der Kunst, schwärmte: „Es lebt sich in München eben wunderbar.“

Robert Walser



Diskussionen schon vor Beginn der Podiumsdiskussion. Beim Stehkafee trafen sich Ulrich Khuon, Dr. Küppers, Moderator Schreiber und Professor Gäßner (v.l.).



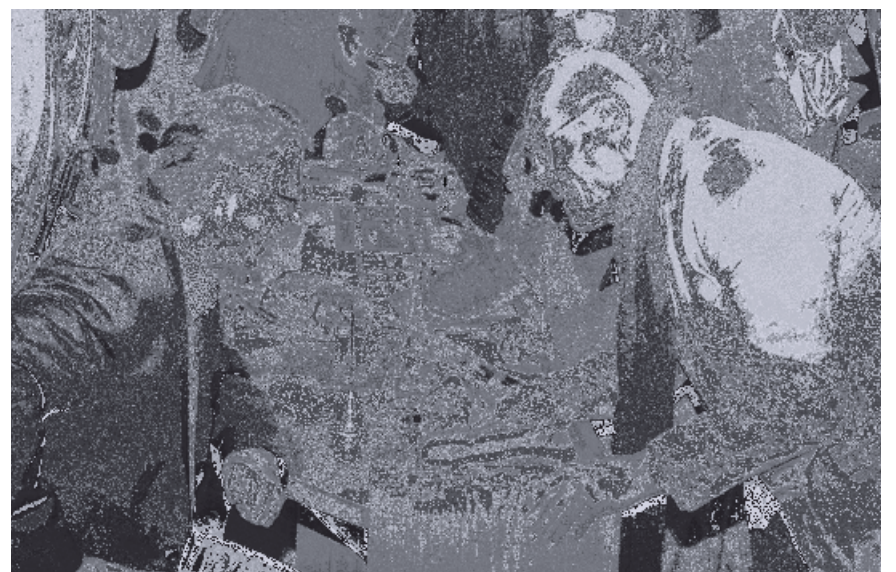
Dr. Ulrike Hessler meinte, dass viele junge Künstler nicht mehr nach München wollen. Liegt es vielleicht daran,

dass München im Gegensatz zu Berlin (arm und sexy) „reich und keusch“ sei?, fragte Moderator Wolfgang Schreiber.



Fotograf Andréas Lang, dessen Ausstellung „Backstage“ vor kurzem in der Katholischen Akademie zu sehen war, zeigte, dass junge kreative Künstler

auch in München beheimatet sein können. Beim Forum war er mit seiner Begleiterin als interessierter Zuhörer.



Nach der Podiumsdiskussion war noch nicht Schluss. Teilnehmer am Forum konnten sich in Einzeldiskussionen – hier mit Ulrich Khuon – einschalten.

Der Gregorianische Choral der Heiligen Woche

Eine liturgisch-spirituelle Hinführung

Die spirituelle Faszination des Gregorianischen Chorals erfasst eine immer größere Zahl von Menschen. Die Musik wirkt stark auf Gläubige, wird von kirchenfernen Zeitgenossen als Meditationshilfe angenommen und sogar in der Discomusik aufgegriffen. Ein Studientag der Katholischen Akademie am Samstag vor Palmsonntag,

27. März 2010, mit dem Titel „Der Gregorianische Choral der Heiligen Woche. Eine liturgisch-spirituelle Hinführung“ versuchte, das Wesen des Gesangs zu erschließen und den Ausdruck des Glaubens hinter seiner musikalischen Gestalt zu ergründen. „zur debatte“ dokumentiert den Einführungsvortrag.

Gregorianischer Choral als Ausdruck von Glaubenserfahrung und Theologie

Franz Karl Praßl

1. Die geistlichen Dimensionen der Gregorianik – hörbar gemacht

Musik in der Religion steht im Dienste des Göttlichen, sie hat Epiphaniecharakter oder dient als Medium der Kommunikation. Musik in der Bibel, im AT wie im NT, wird als Sprache des Glaubens verstanden: Dies gilt in besonderer Weise für die Musik im Gottesdienst: Sie soll und muss Ausdruck dessen sein, was in der Liturgie gefeiert wird, sie ist in besonderer Weise an Wort und Ritus gebunden, ja selbst struktureller Bestandteil der gottesdienstlichen Ordnungen. Diese Anforderungen an eine musikalische Sprache des Glaubens sind durchaus biblisch, sie sind gekleidet in das Psalmenwort in der Version der Vulgata „Psallite sapienter“ (Ps 47/46, 8), oder wie es schon in der Septuaginta heißt: psalate synedos – psalliert mit Verstand. Die Sänger sollen selbst verstehen, was sie singen und in ihrem Gesang verstehbar sein. Es geht um Verstehbarkeit in zweierlei Aspekten: formal und inhaltlich. Die Gesänge sind so geschaffen, dass im Hören der liturgische Bibeltext verstanden werden kann, die Gesänge sind aber auch so gestaltet, dass Musik den Text interpretierend darstellt. Der Hörer soll nicht nur akustisch vernennen, was gesungen wird, sondern auch im Zuhören die Botschaft, die Aussage der Gesänge begreifen. Gregorianische Gesänge sind Musik auf der Basis von Rhetorik, diese ist gleichermaßen als Vortragsanweisung und als Sinnvermittlung zu verstehen. Ersteres wurde von Max Haas bei der Ausarbeitung der Unterschiede zwischen altrömischen und gregorianischen Gesängen bei gleichen Texten dahingehend erklärt, dass die schlechten Lateinkenntnisse in einer fränkisch-germanischen Kultur einfachere sprachnahe Strukturen des Gesangs erfordern und somit die gregorianischen Versionen primär auf bessere Textverständlichkeit hinzielen und daher musikalisch nicht so weitschweifig sind. Der zweite Aspekt steht unter dem Primat der Verkündigung und der geleb-



Dr. Ulrike Praßl, die Frau von Prof. Dr. Franz Karl Praßl, trug das Referat des Theologen und Musikwissenschaftlers vor, der leider kurzfristig erkrankte und nicht teilnehmen konnte.

ten Aneignung des Wortes Gottes, er ist Ausdruck einer monastischen Kultur der permanenten Internalisierung des göttlichen Wortes, eine Frucht des meditari. Meditieren im christlichen Sinn heißt, das Wort Gottes immer wieder vor sich hersagen, quasi ein Wiederkauen, ein vor sich Her murmeln, ein lautes Memorieren. Meditieren heißt, die Bibel im Mund führen. Meditieren ist eine ständige Vergegenwärtigung (Anamnese) des mysterium salutis und die persönliche Identifikation mit dieser Heilsgeschichte, die auch im Jetzt und Heute wirkt und in der der Beter sich selbst wieder erkennt.

Gottes Wort ist im Menschen dann „innwendig“, wenn es „auswendig“ („by heart“) gewusst wird. Gregorianischer Choral als liturgische Musik ist Frucht dieser Lebenspraxis und Lebenshaltung. Er wird tradiert, indem man ihn auswendig lernt. Er ist in Klang gegossene

spirituelle Erfahrung, indem seine Melodien das ausdrücken, was Menschen in ihrem Umgang mit Gott bewegt.

Derselbe Augustinus, der aus seiner Skepsis gegen veräußerlichtes Singen eitrer Kantoren kein Hehl macht, postuliert in einer Predigt über den dritten Vers des 32. Psalms *Cantate ei canticum novum, bene cantate ei*, dass das Singen vor Gott sehr wohl mit ästhetischen Ansprüchen höchster Ordnung verbunden ist. Zu diesem Vers also merkt Augustinus an: „Es fragt ein jeder, wie er denn vor Gott singen soll. Singe ihm, du sollst ihm aber nicht schlecht singen. Er will nicht, dass seine Ohren beleidigt werden. Singt gut, Brüder.“ Der Kirchenvater von Hippo führt dann weiter aus: Wenn jemand schon Angst hat, vor einem Berufsmusiker zu dessen Wohlgefallen zu singen, so soll er erst recht Angst davor haben, Gott einen unvollkommenen Gesang anzubieten. Das gute Singen wird in weiterer Folge als ein Singen *in iubilatione* erklärt. Im Jubel des Herzens wird ein Klang geboren, der das ausdrückt, was man mit Worten nicht sagen kann, ein die Worte transzendierendes Singen gewissermaßen. Was wirklich damit gemeint ist, darüber spekuliert die Augustinusforschung. Die Liturgieerklärer des Mittelalters seit Amalar haben jedenfalls dies als den melismatischen Gesang verstanden und dem zufolge Melismen auch als *Iubilus* bezeichnet.

Das rechte Singen vor Gott, also auch und gerade im Gottesdienst, ist nicht ohne ästhetische Ansprüche, es hat mit Kunst zu tun. Dies ist kein ästhetisches Postulat, sondern entspringt einer theologischen Ethik. Wer Gott ernst nimmt, wird sich bei seiner Verehrung nicht musikalisch lauwarm gebärden, sondern sich in einer würdigen geistlichen Gesinnung herausfordern lassen, darin das Beste zu geben. Oder provokant formuliert: Kunstfertigkeit ist die technische Voraussetzung für geistliche Tiefe, ohne Kunst keine echte Spiritualität aus dem Gesang.

Die ältesten Aufzeichnungen des gregorianischen Chorals, sie sind als vollständig notierte Codices seit Beginn des 10. Jhs. überliefert, dokumentieren diesen Anspruch auf vielfältige Weise. Sie sind Zeugnisse der Kunst des Vortrags. Sie sind primär Interpretationsanleitungen, Hinweise auf das richtige Sprechen der Texte, Hinweise auf die richtige Betonung, die dem Ganzen erst seine Richtung und seinen Sinn gibt. Es macht einen Unterschied, ob ich sage, Pater Onufrius ist ein *rechtmäßiger* Oberer, oder ob ich sage: Pater Onufrius ist ein *rechtmäßiger* Oberer. Mönche des 10. Jhs. wie der Rekluse Hartker in St. Gallen zeigen uns auf ganz ernsthafte Weise, wie subtil und mit welcher Tiefe sie im singenden Sprechen mit Antiphonen und Responsorien als Zeugnisse ihres Glaubens und ihrer Glaubenserfahrung, als Zeugnisse ihres Gott suchenden, brennenden Herzens und als Zeugnisse ihrer Sehnsüchte und Hoffnungen umgehen. So betrachtet ist der Choralgesang eine Schule des geistlichen Lebens.

Dies auszuführen, setzt nochmals eine Klärung anderer Art voraus: In Musik etwas hineininterpretieren ist etwas anderes, als Musik aus sich selbst heraus zu erklären. Ersterer Gefahr ist Musik im Gottesdienst in besonderer Weise ausgesetzt, es ist dies die Gefahr des frommen Geschwätzes in Ansprachen, Predigten und Kleinschriften. Mein Zugang ist ein anderer: Ich versuche, durch die mühevollen Beschäftigung mit musikalischer Paläographie und Semiologie jene Spuren des Geistlichen aufzudecken, welche tief gläubige und bibelfeste Beter – die gleichzeitig geniale Komponisten waren – in der karolingischen Epoche mit ihren Gesängen gelegt haben.

Es mag schon sein, dass Semiologie für den einen oder anderen ein Reizwort darstellt. Wer jedoch den frommen Pater Eugène Cardine richtig verstanden hat, weiß, dass sein Bemühen, das Neumenstudium in den Dienst einer lebendigeren und profilierten Aufführungspraxis zu stellen, nur den einen Zweck hatte, die geistliche Tiefe der Gesänge auszuloten und aufzudecken. Erst in der gekonnten Ausführung der Gesänge anhand jener Aufzeichnungen, die möglichst nahe der Ursprungszeit liegen, kann durchscheinen, was sie in ihrer spirituellen Dimension wirklich zu sagen haben. Eine Schule des geistlichen Lebens muss in die Tiefe gehen, in die Tiefe der menschlichen Existenz, in die Tiefe der Selbsterkenntnis des menschlichen Seins, in die Tiefe der Zuneigung Gottes zum erlösungsbedürftigen Menschen, in die Tiefe der Kenosis, der Selbsthingabe des Gottmenschen Jesus Christus.

Was dauerhaft bleibt, ist das Aufdecken des geistlichen Gewinns, der entsteht, wenn ein aufmerksamer Hörer die Stimme jenes Logos entdeckt, welcher sich hinter oder in den Zeichen manifestiert. Von hier aus ist es nur mehr ein kleiner Schritt, sich mit diesem Logos zu identifizieren und ihn zu seinem persönlichen und gleichzeitig gemeinschaftlichen Gebet werden zu lassen nach der Bitte der Jünger: Herr, lehre uns beten.

Es geht beim Singen nach Neumen also nicht um eine Stilkopie von Sängern des 10. Jh. Das ist bestenfalls ein Marketinggag. Es ist geradezu frivol zu behaupten, man muss semiologische Studien beiseite schieben, um den Geist des Gebetes beim Singen zu ermöglichen. Erst die Kenntnis der Ursprünge ermöglicht ein vertieftes Verständnis der Geistigkeit dieser Gesänge. Dies gilt auch für ein spätes Repertoire, wie es z. B. der Zisterzienserchoral darstellt, dessen Ausführung aus dieser Kenntnis heraus fruchtbare Impulse empfangen kann. Semiologie steht zutiefst im Dienste der liturgischen Theologie. Von einem rein musikologischen Standpunkt aus betrachtet ist es völlig egal, ob man Gregorianik nach hoch- oder spätmittelalterlichen Singpraktiken interpretiert, nach barocken Vorbildern, nach den krausen Ideen mancher Musikwissenschaftler und musikalischen Selbstdarsteller (die Freiheit der Kunst macht dies möglich), oder gar nach den a-historischen Phantasien der so genannten Schule von Solesmes aus dem 20. Jh.. Jede Spielart der Ausführung hat aus dieser Perspektive ihren Wert und ihren Reiz. Geht man aber aus einer liturgisch-spirituellen Perspektive an die Gesänge heran, wird man die Erkenntnisse aus den ältesten Aufzeichnungen nicht wegschieben können, wenn man dem geistlichen Sinn des Chorals vertieft nachgehen und ihn auch heute hörbar machen will.

2. Choral als theologische Textdeutung im Lichte der mittelalterlichen Musiktheorie

Dass liturgische Texte und vor allem deren konkrete Stellung in einem Ferial- oder Festoffizium an markanten Punkten des liturgischen Jahres oder in einer besonderen Feier Ausdruck der ihnen zugrunde liegenden liturgischen Theologie und damit auch des in der Liturgie Gestalt gewordenen Bibelverständnisses sind, muss ipso facto noch keine unmittelbare Auswirkung auf den liturgischen Gesang haben, vor allem, wenn sich dieser hauptsächlich im Bereich der Kantillation, im weiten Feld der liturgischen Rezitative abspielt. Kantillationsformeln sind zwar akustische Verdeutlichungen von Textstrukturen, in erster Linie des Satzbaues, aber nicht notwendigerweise Verdeutlichungen der

Die Schola

Die Grazer Choralschola sang auf dem Studientag und interpretierte den Choral der Heiligen Woche, die Gesänge, die zu Gründonnerstag, Karfreitag, Karsamstag und an Ostern angestimmt werden. Kurzreferate von Frau Dr. Ulrike Praßl erklärten Entstehung und Bedeutung der jeweiligen Gesänge. Die Sängerinnen interpretierten den Choral gemäß den Angaben der ältesten überlieferten Handschriften, die dessen musikalische, liturgische und theologische Intentionen am besten wiederzugeben in der Lage sind. Die Schola gestaltete auch Laudes und Vesper, die den Studientag eröffneten bzw. beschlossen.



Die Frauen der Choralschola aus der steiermärkischen Hauptstadt sangen mit sehr viel Einfühlungsvermögen.

MESSE VOM LETZTEN ABENDMAHL

Antiphon zum Introitus IV

N OS au- tem glo-ri-á-ri o-pór- tet,
Wir aber: Rühmen müssen wir uns

in cru-ce Dó- mi-ni nóstri Ie- su Chri- sti : in quo est
im Kreuz unsres HERRN Jesus Christus. In ihm ist

sa-lus, vi- ta, et re- surré-cti- o no- stra: per quem
Heil, Leben und unsere Auferstehung. Durch dieses

salvá-ti, et li-be-rá- ti su- mus. Ps. De- us mi-se-
geheilt und befreit sind wir. (Gal 6,14) Gott sei

re- á- tur nostri, et be- ne- dí- cat no- bis : il- lúmi- net vul-
uns gnädig und segne uns! Er lasse sein

tum su- um super nos, et mi- se- re- á- tur nostri. Ant.
Angesicht über uns leuchten, und sei uns gnädig. (Ps 67,2)

ADR. Benedicat nos Deus, Deus noster,
Es segne uns Gott, unser Gott!

benedicat nos Deus et metuant eum omnes fines terræ.
Es segne uns Gott! Alle Enden der Erde sollen ihn fürchten! (Ps 67,7b-8)

Die Neumen, die in der obersten Zeile dieses Notenblattes zu sehen sind, reichen Kennern aus, um den Choral zu singen. Andere Noten sind nicht nötig.

Sinn gebenden Wörter oder Satzteile. Solche Hervorhebungen konnte – vor allem in vorgregorianischer Zeit – ein Kantor oder Lektor zwar im Rahmen seiner konkreten Realisierung von musikalischen Formeln vornehmen, dies ist jedoch vom individuellen Geschick, Verständnis und Können einer Einzelperson abhängig. Erst mit der zunächst mündlichen und dann später auch schriftlichen Fixierung der Gesänge, welche durch den Gruppengesang einer schola cantorum oder eines chorus notwendig geworden ist, tritt das entscheidende Element einer durchgestalteten individuellen Textdeutung in Form des Phänomens „Komposition“ hinzu. Wir sind damit in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, der Zeit der Umformung des altrömischen bzw. gallikanischen Repertoires zum später so genannten Gregorianischen Choral. Es erhebt sich dabei die Frage, ob bei diesen Vorgängen bewusst kompositorische Prozesse im Sinne einer musikalischen Deutung des liturgischen Textes von den Zeitgenossen reflektiert und angesprochen worden sind, oder ob Aussagen zum Erklängen liturgischer Texte in Gestalt gregorianischer Gesänge Ergebnis von Analysen des 20. bzw. 21. Jahrhunderts sind. Haben die „Musikwissenschaftler“ um die Entstehungszeit der Gregorianik auch in die gleiche Richtung gedacht? Wurde Gregorianik vor und nach dem Jahr 800 bewusst als Gesang, der aus dem Wort gezeugt ist, wahrgenommen?

Ein Blick in den Traktat *Musica enchiriadis*, der im 9. Jahrhundert wahrscheinlich im Kloster Werden bei Essen entstanden ist, weist in diese Richtung:

Auf welche Weise aber die Musik mit unseren Seelen einen so starken Austausch und eine so starke Verbindung hat – auch wenn wir wissen, dass wir durch eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr verbunden sind – können wir mit Gewissheit nicht aussagen, und wir können einen Gesang nicht nur aus der ihm eigenen Wirklichkeit der Töne beurteilen, sondern auch aus der Wirk-

lichkeit der Dinge. Denn den Charakter der Dinge, der im Gesang dargestellt wird, muss auch der Charakter des Gesangs nachahmen; so sollen bei ruhigen Dingen die Melodien (= Neumen) ruhig sein, fröhlich klingend bei erfreulichen, wehmütig bei traurigen; was mit Härte gesagt oder getan ist, soll mit harten Melodien ausgedrückt werden, mit überraschenden, laut schreienden, beschleunigten und mit solchen, die den übrigen Eigenschaften der Ereignisse und Zustände angepasst sind. Ebenso muss es sein, dass die kleinen Abschnitte der Melodien und Worte an einem einzigen Punkt enden. ... Es gibt mitunter Dinge, die mit diesem oder mit jenem Ton gleich passend aufgenommen werden, sodass man sie singen kann. Es gibt mitunter Dinge, die ihren Sinn in keinem Fall diesem oder jenem Ton zuteilen, sodass, wenn sie versetzt werden, sie entweder ihre frühere Lieblichkeit nicht bewahren oder zum Sinn unpassend werden.

Der anonyme Autor jenes Musiktraktates, der uns im 9. Jahrhundert – zeitlich nah zur Entstehung der Gregorianik und viele Jahre vor der Niederschrift der ältesten vollständig notierten Gradualien wie etwa des *Codex Laon 239* – Auskunft über die Musiktheorie und -praxis jener Zeit gibt, befasst sich mit weit gestreuten Fragestellungen. Dazu gehören die ältesten Aussagen zur liturgischen Mehrstimmigkeit in Gestalt des Organums, profunde Darlegungen zur Modalität, dazu gehören auch jene eben mitgeteilten Überlegungen zum Verhältnis des liturgischen Gesangs zu seinen Inhalten. Die Grundaussage ist: der *affectus rerum* muss im *affectus cantionis* nachgeahmt werden. Was der Autor sagen wollte: In der Musik muss das „nachgeahmt“, also dargestellt werden, was besungen wird. Die Melodien müssen das ausdrücken, was ihnen zugrunde liegt. Was sind nun die *res*, von denen in der Liturgie gesungen wird? Es sind deren zentrale Inhalte: Verkündigung und Gebet, Lob, Klage, Freude, Trauer, Buße, Hinwendung zu Gott und

zum Nächsten in der Gemeinschaft der Kirche. Der „Charakter“ dieser Dinge muss sich im „Charakter“ der Gesänge ausdrücken. So fordert der Autor des Traktats unterschiedliche „Neumen“, also melodische Bauteile, wie man modern sagen könnte, für die unterschiedlichen Inhalte des im Gesang Ausdrückenden: stille, fröhliche, traurige, harte, überraschende, laut schreiende, schnelle und noch etliche andere. Was hier sehr allgemein aber treffend beschrieben ist, ist nichts anderes als die Ausdruckspalette einer heutigen Neumentabelle mit den vielen unterschiedlichen graphischen Zeichen samt all ihren Episemen, Zusatzbuchstaben und sonstigen Zutaten. Das große Lehrbuch von Luigi Agustoni und Johannes Berchmans Göschl verwendet zum Teil ein vergleichbares oder ein sehr ähnliches Vokabular, um in die Interpretation gregorianischer Gesänge einzuführen.

Ein anderer Modus ist für einen solchen Sinn unpassend, durch eine modale Transformation würde der richtige Charakter des Gesangs verloren gehen.

Der Autor der Musica enchiriadis kommt noch auf ein zweites wichtiges Ausdrucksmittel in der Textdeutung zu sprechen: die richtige Wahl des Modus. Er legt dar, dass es zwar bei Texten Aussagen gibt, die in zwei unterschiedlichen Modi gleichermaßen kongruent dargestellt werden können, aber mitunter Texte vorhanden sind, die keinesfalls einen Wechsel des Modus verlangen. Für diese *res* gibt es einen maßgeschneiderten Modus, in denen ihr Sinn zum Ausdruck kommt. Ein anderer Modus ist für einen solchen Sinn unpassend, durch eine modale Transformation würde der richtige Charakter des Gesangs verloren gehen. Der anonyme Traktat des 9. Jahrhunderts teilt uns somit auch mit, dass die Wahl eines Modus einen bewussten Akt im Sinne der Deutung des Textes darstellt. Dies ist ein weiteres gewichtiges Argument für die Feststellung, dass den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfahren der Schöpfer der fränkisch-römischen Liturgiegesänge sehr wohl bewusst war, dass die Wahl musikalischer Mittel in Hinblick auf den richtigen Vortrag der liturgischen Texte erfolgt ist und gregorianische Gesänge „grundsätzlich sprachlogischen Gesten und Erfordernissen folgen, und die musikalische Ästhetik eine streng sinnbedingte, vom Text, nicht allein vom Wort gezeugte ist, – theologischen Sinn immer implizierend.“

Etliche Jahrzehnte bevor das Cantatorium oder der Codex Laon 239 geschrieben worden sind, hat Hucbald über den Wert jener Notation nachgedacht, die wir heute die adiaستمatische nennen. Er lamentierte nicht nur über den scheinbaren Nachteil von nicht exakt fixierten Intervallen, sondern würdigte die Sinnhaftigkeit dieser Schreibweise. Sie besteht darin, dass Informationen über das „Wie“ des Singens gegeben werden, also über die konkrete „Auslegung“ oder „Interpretation“ eines Gesangs.

Jene traditionellen Zeichen [= Neumen] darf man aber nicht für völlig nutzlos halten, sondern muss sie für sehr hilfreich erachten, da sie ja die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Melodie anzeigen, und wo der Ton eine „zitternde Stimme“ enthalten soll, oder wie die Töne miteinander verbunden oder voneinander abgesetzt werden, und auch, wo sie höher oder tiefer gemäß

der Bedeutung einiger Buchstaben abschließen.

Neumen als Interpretationsanleitung: Das wusste man schon im 9. Jahrhundert. Dieses Wissen ist aber so gründlich verlorengegangen, dass heute immer noch auch in seriösen Publikationen zu vernehmen ist, adiaستمatische Neumen könne man nicht wirklich „lesen“, oder sie seien „unvollkommen“. Es ist zugegebenermaßen nicht einfach, sich in die Funktion von Notation unter den Bedingungen einer intakten mündlichen Überlieferung hineinzudenken, deren spezielle Logik zu durchschauen und an die alten Codices jene Fragen zu stellen, die sie auch beantworten können und wollen. Dazu müsste man wenigstens Teile des gregorianischen Repertoires auswendig können und etwas an Liturgieerfahrung besitzen.

Johannes Affligemensis hat in seiner um 1100 verfassten Schrift *De musica cum tonario* einen Abschnitt der Lehre von der Komposition einstimmiger Musik gewidmet. Darin heißt es unmissverständlich:

Daher fügen wir als erstes Gebot des Komponierens hinzu, dass der Gesang gemäß dem Sinn der Worte unterschiedlich gestaltet werde. ... Wir haben jedoch von dem, was wir gesagt haben, einige Beispiele, weil ja die Antiphonen zu Ostern den Jubel in ihren Tönen selbst vorzugeben scheinen. Aber die Antiphon Rex autem David scheint nicht nur in den Worten, sondern auch im Gesang die Trauer ertönen zu lassen.

Ein bedeutender Theoretiker des 12. Jahrhunderts postuliert, dass Text und Melodie hinsichtlich ihres Ausdrucks und Sinngehalts eine Einheit bilden müssen. „Nachdruck legt er auf die Frage einer textadäquaten, auf den jeweiligen Adressaten, situativen Kontext und Affektgehalt abgestimmten musikalischen Gestaltung.“

Diese Denkweise ist auch dem Heiligen Bernhard von Clairvaux nicht fremd. In einem Brief an den Abt Guido und die Mönche von Montieramey äußert er sich zu Prinzipien des liturgischen Gesangs.

Falls Gesang sein soll, sei er voll Gravität, erklinge weder ausgelassen noch plump. Er sei lieblich, ohne seicht zu sein, er soll den Ohren so schmeicheln, wie er die Herzen bewegt. Er lindere die Trauer, besänftige den Zorn. Den Sinn des Buchstabens soll er nicht aushöhlen, sondern befruchten. Die geistliche Gnade erleidet keine geringe Einbuße, wenn durch die Seichtheit des Gesanges vom nutzbringenden Inhalt abgelenkt wird, und wenn man den ausdrucksstarken Stimmen mehr Aufmerksamkeit zuwendet als den Wahrheiten, die [ins Herz] eindringen wollen.

Der Gesang muss völlig auf den liturgischen Text bezogen sein und dessen Eigenschaften zum Ausdruck bringen: ernst, kunstvoll, angenehm zum Zuhören. Er muss die Emotionen in die richtigen Bahnen lenken und vor allem im Detail mit den Aussageabsichten des Textes übereinstimmen. Der Wortsinn soll für die Zuhörer durch den Gesang fruchtbar werden, die Art und Weise des Singens interpretiert das liturgische Wort und verschafft auf Seiten des Hörers jene Zuwendung, die dem Wort Gottes ein Eindringen ins Menschenherz ermöglicht. Bernhard verwendet in Zusammenhang mit dem Gesang zweimal das Wort *levis*, hier im Kontext mit *seicht* wiedergegeben. Seichte, leichtfüßige Musik ist in der Tat eine Bedrohung für Kirchenmusik, die sich dem liturgischen Wort verpflichtet fühlt.

Diese grundsätzliche Verbindung vom liturgischem Text und seiner musikalischen

Gestalt ist auch noch im 16. Jahrhundert, in der späten Zeit des „cantus planus“, ein Thema von Traktaten. In einem anonym überlieferten *opusculum de musica* schreibt der Autor:

Beobachte auch, dass dort in den Stimmen ein Atemholen stattfindet, wo ein entsprechender Einschnitt im Inhalt des Textes vorhanden ist, so dass es sowohl für die Wörter als auch für den Gesang nur einen Einschnitt geben kann. Auch Ganz- und Halbtöne dicht hintereinander einzuführen ist nicht unnützlich. Auch ist es nötig, dass bei traurigen Dingen die Melodien tief sind, langsam und ausgedehnt, das heißt verlängert; bei beglückenden Dingen sollen sie aber schnell sein, heiter und ergötzend. Ebenso ist dafür zu sorgen, dass ausgiebiges Atemholen, wenn es möglich ist, nur dort stattfindet, wo Sätze zu Ende kommen.

Es ist sehr bemerkenswert, dass in einer Epoche, die man mit „cantus planus“ übelsten Zuschnitts assoziiert, bei der Ausführung des Chorals Emotion im Sinne der Textdeutung verlangt wird: Wahl des Tempos je nach Charakter des Stückes, ja sogar Heiterkeit des Ausdrucks „bei beglückenden Dingen“. Das alles steht wohl diametral der Ideologie des 19. Jahrhunderts gegenüber, welche uns weismachen wollte, dass aus der so genannten „wahren Kirchenmusik“ jeglicher subjektive Ausdruck herauszunehmen sei, dass sie „objektiv“ sein solle – was immer man darunter verstanden haben mag –, dass sie rein und keusch sein solle, womit man offenbar Emotionslosigkeit gemeint hat. Das Gegenteil ist angezeigt. In der Ausführung des gregorianischen Chorals ist Emotion nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten: Der ganze Mensch feiert Liturgie, in der er auf das Wort Gottes hört und Gott anbetet. Der Mensch hört, betet und singt mit all seinen Sinnen und Kräften des Herzens und des Geistes. Er singt in der Fülle seiner Existenz, die in der Fülle der Musik ausgedrückt wird. Das ganze menschliche Leben wird ins Gebet gebracht, mit all seinen Höhen und Tiefen.

Es ergibt sich aus dem Gesagten wohl von selbst, dass den Musiktheoretikern, die ja im Regelfall selbst Kleriker waren und daher Musik auch als Bestandteil des – nein: ihres – geistlichen Lebens reflektiert haben, über alle technischen Fragen hinaus die Bedeutung des Singens und Musizierens als Glaubensakt sehr wohl bewusst war. Das hat nicht erst Martin Luther artikuliert, obwohl er diese Fragen genial thematisiert hat. Das Wissen um das Singen als Vollzug des Glaubens, das Wissen um das Singen als Ausdruck eines gelebten Glaubens, war selbst im 16. Jahrhundert omnipräsent, nicht nur im Cantus

ecclesiasticus, sondern auch in der Gestaltung polyphoner Musik. Dufay, Josquin und Palestrina haben musikalische Textdeutung liturgischer Gesänge nicht erfunden, sie haben dies in der Schule der Gregorianik ganz selbstverständlich gelernt und auf ihre moderne Kunst hin adaptiert und angewendet.

Der genannte Musiktraktat postuliert jedenfalls wiederum in etwas abgeschwächter und vergrößerter Weise, dass die „Neumen“, also Melodien, sich nach dem Charakter des Textes zu richten haben. Hier handelt es sich jedoch um aufführungspraktische Überlegungen allgemeiner Art, die immer noch eines bezeugen: Es gibt eine starke Rückbindung der gregorianischen Melodien an deren Text.

Fazit:

Oft wurden bis ins kleinste Detail theologische Überlegungen in gregorianischen Gesängen zur gestaltenden Kraft der rhetorisch richtigen, den Sinn der Texte betonenden Weise des Vortrags. Ebenso haben liturgische Theologie und Spiritualität auf die melodische Detailgestaltung und die Wahl des Modus Einfluss genommen. Dass die musikalische Gestalt der gregorianischen Gesänge Ausdruck ihrer Inhalte ist, war den Musiktheoretikern des Mittelalters durchaus bewusst. Es ist den Erkenntnissen der gregorianischen Semiologie zu verdanken, dass ausgehend vom Studium der Neumen und ihrer Interpretationsanleitungen falsche Urteile über die Natur des gregorianischen Gesangs aus einer Musikästhetik des 19. Jahrhunderts heraus korrigiert werden konnten und die originäre mittelalterliche Sichtweise der Gesänge heute wiederum vertieft reflektiert werden kann. Dies dient nicht nur der Wissenschaft, vielmehr bedeutet die Umsetzung solcher Erkenntnisse in die Praxis des Gottesdienstes einen enormen spirituellen Gewinn und eine vertiefte Einsicht in die zentralen Mysterien des christlichen Glaubens.

Es bleibt noch ein Wort zum Titel dieser Ausführungen: Der Wiener Philosoph Ludwig Wittgenstein vermerkte in seinem Tractatus, dass das Schweigen die angemessene Reaktion auf das Unausprechliche sei. Philipp Harnoncourt hat dieses Wort verändert aus der Erfahrung heraus, dass das Unsagbare des Glaubens noch immer in der Musik zum Erklingen kommen kann und eine Ahnung von dem verleitet, was sich unseren Zugriffsmöglichkeiten entzieht. So zeigt uns auch die Gregorianik in Bezug auf die Ausdrucksmöglichkeiten und auf die Erfahrungsmöglichkeiten gläubiger Existenz: Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man schweigen. □



Die Grazer Choralschola singt normalerweise unter der Leitung ihres Gründers Franz Karl Praßl. Doch wegen sei-

ner Erkrankung leiteten verschiedene Mitglieder der Schola die einzelnen Gesänge.

Leere Stätten – verborgene Räume

Stahl und Erde: Diese beiden unterschiedlichen Materialien bearbeitet die Bildhauerin Madeleine Dietz und verbindet sie in ihren Objekten zu einer Einheit. „Leere Stätten – verborgene Räume“, heißt die Ausstellung neuerer Arbeiten der in Landau in der Pfalz lebenden Künstlerin, die bis zum 2. Juli 2010 in der Katholischen Aka-

demie zu sehen ist. Bei der Vernissage am 27. April 2010 führte Dr. Walter Zahner, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, in Leben und Werk der Künstlerin ein. Die Ausstellung ist bis zum 2. Juli 2010 montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr in der Akademie zu sehen. Der Eintritt ist frei.

Eine Einführung in die Ausstellung von Madeleine Dietz

Walter Zahner

I.

Um der Gefahr zu entgehen, dass sich Ausstellungseröffnungsreden immer wieder gleichen, will ich dieses Mal den Titel „leere Stätten – verborgene Räume“ aufgreifen und mich mehr oder weniger an ihm abarbeiten. Hierbei befinde ich mich insofern auf wenigstens halbwegs gesichertem Boden, weil diese Formulierung von der Künstlerin, Madeleine Dietz, selbst stammt und somit Teil ihrer hier präsentierten Idee einer Ausstellung ist.

Dabei will ich sogleich darauf verweisen, dass es wenig Sinn macht, die Künstlerin zu fragen, was dieses oder jenes Werk in der Ausstellung nun genauerhin aussagen oder gar bedeuten soll. Nicht dass wir uns falsch verstehen, selbstverständlich hat Madeleine Dietz klare Vorstellungen, was sie macht und tut; sie bezweifelt aber – und so drückt sie sich selbst in einem Gespräch mit P. Friedhelm Mennekes, das in einer ihrer Ausstellungen im Jahr 2003 hier in München geführt worden ist, aus –, dass sich dies mit dem deckt, was Sie als Betrachtende/r sehen. Letztlich erstellt sie in ihrem Atelier eine wohl kalkulierte Arbeit; diese ist gespeist von ihrem Wissen um ihre künstlerischen Möglichkeiten und dem Erfahrungsschatz jahrzehntelanger kreativer Tätigkeit. Diese Arbeit übergibt sie dann der Öffentlichkeit, überlässt sie nicht nur dem dafür vorgesehenen Raum, sondern auch dem Besucher einer Ausstellung. Sie legt eine Art Plan vor, den Sie als Betrachtende/r zu lesen versuchen. Und Sie werden sicherlich verstehen, dass eine Aufstellung einer Arbeit auf einer Kunst-Messe wie in der vergangenen Woche der Art Cologne andere Reaktionen hervorrufen wird, als wenn die gleiche Arbeit, sagen wir einmal, hier in der Katholischen Akademie präsentiert wird. Somit ist es zum einen der Kontext, der die Wahrnehmung eines Kunstwerkes beeinflusst, und eben auch die Tatsache, dass die Überlegungen der Künstlerin von vorneherein nicht mit dem übereinstimmen müssen, was Sie



Dr. Walter Zahner, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst

im Moment des Betrachtens zu sehen im Stande sind.

Das hört sich alles viel komplizierter und vielleicht auch abweisender an, als es tatsächlich ist. Überlegen Sie doch einfach einmal, wie es Ihnen ergeht, wenn Sie heute am Abend diese Arbeiten anschauen und halten Sie sich im Gegenzug vor Augen, wie anders das alles auf Sie wirken würde, wenn Sie – sagen wir – kurz zuvor einen Todesfall in der engsten Familie erleiden mussten oder die Geburt des ersten Enkelkinds erleben durften. Es ist doch ganz selbstverständlich, dass wir beim Betrachten von Kunstwerken von einer aktuell bedingten Situation an die Arbeiten einer Künstlerin, eines Künstlers herangehen und uns selbst, unsere jeweilige Stimmung in die Rezeption mit einbringen. Und das geschieht noch einmal sehr viel mehr bei Arbeiten, wie denen von Madeleine Dietz, die oberflächlich ver-

meintlich einfach zu erkennen und doch nicht auf den ersten Blick zu durchschauen sind. Was sehen wir?

II.

Ich komme zum einen Teil des Titels: „verborgene Räume“!

Eine ganze Reihe der hier ausgestellten Skulpturen sind aufgeständerte, stählerne Kisten. Sie gewähren teils kleine Einblicke, manchmal lugt aus dem Inneren ein Stück getrocknete Erde hervor. Diese Objekte bestehen aus miteinander verschweißten Stahlplatten; als Kuben ausgebildet, haben sie beispielsweise 40 Zentimeter Kantenlänge; als rechteckige Kisten sind die Arbeiten bis zu 70 Zentimeter groß.

Ausgangsmaterial ist gewalzter Stahl, der mit Grafitöl oder Grafitfirnis behandelt, letztlich veredelt wird. Diese dunklen Platten wirken kostbar, sie reflektieren das umgebende Licht. Überhaupt das Licht: Je nach Einfallswinkel gewährt es uns Einblicke ins Innere der Kammern. Wir sehen Erde, eine rissige Oberfläche. Eine der letzten Publikationen über die Arbeiten Madeleine Dietz' aus den Jahren 2004 bis 2009 trägt den hierzu passenden Titel: „verbergen und entbergen“ (Münsterschwarzach 2009). Genau dies passiert mit uns und den Arbeiten, wenn wir diese Werke betrachten. Je nach Lichtmenge, nach deren Einfallswinkel und auch entsprechend der Helligkeit bzw. Dämmerung in der Umgebung sehen wir etwas anderes; erzeugt das, was wir wahrnehmen, einen veränderten Eindruck bei uns. Die Platzierung des Objektes im Raum, das Verhältnis des Einschnitts zum Fenster bzw. zur Lichtquelle, all das sind entscheidende Faktoren für unsere Aisthesis, die menschliche Wahrnehmung. Ist der Schein des Lichts eher warm, dann leuchtet die Erde aus dem Inneren richtiggehend heraus, das wird auch noch unterstützt vom reflektierenden Leuchten der Stahlplatten; ist der Lichtschein eher kühl, dann wirkt die Erde sandiger oder deutlich fahler im Ton. Und dann kommt noch der Titel zu diesen Arbeiten hinzu. Madeleine Dietz nennt sie „Hier ist Niemand“ – hier Nr. 7 und Nr. 8. Allesamt hier ausgestellten Objekte dieser Serie entstanden im Jahr 2008.

Wenn ich schon von Serie spreche, dann heißt das, dass sie sich mehrfach mit dieser Art zu arbeiten, befasst hat. Es ist nicht die Wiederholung des Gleichen, das uns entgegentritt; nein es ist eine Art Durchdeklinieren des Möglichen. So wirken die kleineren Teile der Serie fast wie „Tabernakel“, so nannten sie einige Kollegen von mir ganz spontan, als wir in der vergangenen Woche einen ersten Rundgang hier machten. Der Tabernakel, der Aufbewahrungsort für die heiligen Gaben wie er genauerhin und präziser in den Leitlinien für den Bau und die Ausgestaltung von Kirchen, hrsg. von der DBK, 1988, benannt wird, ist eine Art Wohnstatt für das konsekrierte Brot, das in einer Kirche für die Wegzehrung der Kranken aufbewahrt wird. Madeleine Dietz bewahrt kein Brot in ihm auf, aber doch etwas ähnliches, nämlich Erde. Die Erde, ich komme nachher noch kurz darauf zurück, ist das Grundmaterial für menschliches Leben. Aus der Erde kommen wir und zu ihr kehren wir wieder zurück. Die Halme des Korns wachsen in der Erde – dieses Material ist somit etwas ganz Grundlegendes für unser Dasein.

III.

Beim Thema „verborgene Räume“ möchte ich an zwei weitere wichtige, hier in der Ausstellung nicht präsente Arbeitsfelder der Künstlerin erinnern.

Parallel zur letzten Documenta im Jahr 2007 hatte sie eine umfangreiche Ausstellung im Museum für Sepulkralkultur eben dort in Kassel. „Side by side“ hieß diese Präsentation. Sie sammelte dafür Erde aus allen Teilen der Welt. Diese Erdhaufen waren allesamt in gleich großen, mit dem Namen des Landes beschriebenen Holzkisten eingeschlossen und wurden auf einer Art, an den Wänden des Museums entlang laufendem Tisch präsentiert; dahinter gab es jeweils ein oder zwei erläuternde Text- oder Bildtafeln, die zeigten, woher die Erde kam, unter welchen Umständen sie eingesammelt worden war. Das Projekt, das über drei Jahre Laufzeit benötigte, hatte zum Ziel, aus allen Ländern der Welt Erde von Friedhöfen zusammenzusammeln. Relativ schnell bemerkte die Künstlerin, dass sie dieses Ziel nicht erreichen konnte. Das scheiterte schon daran, dass es gar keine wirklich allgemein gültige Festlegung gibt, wie viele Länder die Erde überhaupt umfasst.

Nun, das war dann letztlich auch gar nicht so wichtig. Die Idee, aus möglichst vielen Ländern Friedhofserde zusammen zu bekommen, entscheidet sich im Letzten nicht an der schieren Zahl. Was vielmehr in der Zeit der Sammlung passierte, war und ist eine bleibende Erfahrung. Bei der Künstlerin kamen Woche für Woche, teils Tag für Tag, am Morgen Päckchen aus aller Herren Länder an. Und diese waren oftmals mit bewegenden Geschichten verbunden, die die Sammlerinnen und Sammler ihr mitteilten. All dies ist zusammengestellt in einem sehr schönen kleinen Katalog, der auch erläutert, was denn jenseits dieser Sammlungsidee noch passierte. Am Ende der Ausstellung wurden alle Kisten in ein eigens dafür vorbereitetes Feld geleert. Im Garten des Museums für Sepulkralkultur in Kassel findet sich jetzt eine metallumkränzte Kreisform, die Friedhofserde aus weit mehr als hundert Ländern versammelt; und auf ihr wachsen heute wieder Gräser und Blumen.

Letztlich sagt uns dies, dass wir als menschliche Wesen im Tod alle gleich sind. „Vom Staub bist du genommen, zum Staub kehrst du zurück“, dies sagt der Geistliche im Rahmen der Beerdigung am Grab; bildlich umgesetzt, regt Madeleine Dietz uns an, uns über unser Leben und Sterben schon heute aktiv Gedanken zu machen.

Kirchliche Arbeiten sind überhaupt neben den zahlreichen Ausstellungen, die die Künstlerin im In- und Ausland präsentiert, ein weiteres wichtiges Feld in ihrem Schaffen. Der Kritik, die sie dafür von manchen Seiten erfährt, sie würde sich damit in den Dienst einer letztlich verlorenen Sache begeben, würde die am wenigsten für künstlerische Fragen Sensiblen, nämlich die Geistlichen und ihre Gemeinden, ohne Aussicht auf Erfolg zu bekehren versuchen, dieser Kritik hält sie entgegen, dass sie an diesen Orten Fragen des Seins stellt, und zwar gerade dort, wo sie hingehören.

Dass sie dabei das Kircheninnere oftmals ausräumen, dass sie mit ihren Arbeiten Anstoß erregen will und muss, ist die eine Seite des Gesamtkonzepts. So hat sie 1997 wiederum parallel zur damaligen Documenta in St. Martin in Kassel das dortige Altar-Kreuz-Ensemble einfach mit Stahlplatten und einer erdenen Mauer über- oder umbaut. Das irritierte, das machte manche Gemeindeglieder sogar wütend. Und doch hat diese temporäre Arbeit die Gemeinde gelehrt, was sie an ihrem Raum haben. Noch heute erinnern sich viele daran und sprechen davon.

Auf der anderen Seite gestaltet sie liturgische Räume; erwähnt seien hier ihre vierteilige Altararbeit für die evan-

gelische Sophienkirche in München-Riem (2005) – dazu zählen auch noch das Taufbecken, das Leseputz und die Buchablage – oder Altar, Ambo und die Marienkapelle in der katholischen St. Antonius-Kirche in Stuttgart-Kalntal (2006). Darüber hinaus hat sie aber auch Orte entwickelt, die Räume für den Abschied anbieten oder den Trauernden als Ort für den Rückzug dienen. Erwähnen will ich den Abschiedsraum im Waldfriedhof Bad Homburg (2005) oder den Raum der Stille im Städtischen Klinikum Frankfurt-Höchst (2007).

IV.

Ich komme zum zweiten Element des Ausstellungstitels: „Leere Stätten“

Viele der Arbeiten der Künstlerin Madeleine Dietz wirken wie Überreste von Ausgrabungen historischer Gebäude oder Städte. Ausgehend von geometrischen Grundformen oder auch realen Elementen wie etwa einem Brunnen beziehungsweise idealen Grundrissen von Häusern, Tempeln oder Kirchen erbaut die Künstlerin archaische Orte. Diese sind oftmals begehbare Bodenskulpturen, die aus Erde aufgeschichtete Elemente mit stählernen Objekten verbinden. Ortsbezogen errichtet, bilden sie in die jeweilige Räumlichkeit eingeschriebene Skulpturen, deren Ausformung und/oder auch Titel Assoziationsketten eröffnen. Ihre Arbeiten heben hervor, was sich bei archäologischen Grabungen ansonsten unter der Oberfläche befindet. Dabei ist denkbar und wohl auch erwünscht, dass sich die angedeuteten Mauern im Kopf des Betrachters quasi erheben und somit in den Gedanken fertige Bauwerke entstehen. Die vielfach in den Skulpturen verwendete Erde lässt etwa an nordafrikanische Lehmbauten denken.

Hier haben wir einen biografischen Anknüpfungspunkt:

Als (aus-)gelernte Malerin, sie hatte an der Kunstgewerbeschule in Mannheim studiert, führte sie eine frühe Reise – noch vor ihrem 30. Lebensjahr – nach Afrika. Dort beeindruckten sie das ausgetrocknete Land, die leeren Flusstäler und die Dürre derart, dass sich ihre künstlerische Arbeit von da an vollkommen veränderte. Sie sagt, dass sie alles, was sie vorher künstlerisch getan hatte, als unnützlich empfand. „Das realistische Bild der vertrockneten Erde konnte ich weder zeichnerisch noch malerisch umsetzen.“ (Madeleine Dietz, 2003) Deshalb greift sie im wahrsten Wortsinn zum Material und arbeitet mit ihm. Auch in den Performances der 1980er Jahre arbeitet sie mit dem Material Erde und groben Stoffen. Der Stahl kam alsbald hinzu; in seiner Glätte und Kühle war er eine Art Pendant zum Erdigen. Die Erde, aus der alles erschaffen wird, die Nährboden für alle Gewächse, für unsere Nahrung ist, wird zum künstlerischen Material bei Madeleine Dietz.

Speziell aus Anlass dieser Ausstellung ist eine neue Arbeit entstanden, ein demontierbares „Zelt der Stille“, 2010. Wie bei vielen ihrer Arbeiten näherte sich Madeleine Dietz, dem, was Sie im Park der Akademie aufgebaut sehen, in mehreren zeichnerischen Vorstudien. Ein Raum der Stille lädt die Besucherin und den Besucher ein, zu sich zu kommen. Er ist ein Ort des Rückzugs inmitten der allgemeinen Hektik. Im Innern gibt es ein Objekt, oftmals eine Skulptur, ein Kreuz oder etwas allgemein verständliches, das zum Nachdenken anregen soll und dabei nicht einschränkend wirken darf. Mit diesem zentralen Objekt, von ihm aus, auf es hin und über dieses als solches hinweg sollen die Gedanken angeregt werden, soll der Eintretende Ruhe, vielleicht auch zu sich selber finden.

Im Park finden wir ein schwarzes Zelt und in ihm eine Art Mauer. Sie ist seitlich, an einem Rand des Zeltes aufgestellt, kann somit nicht umschritten werden. Auf ebener Basis bilden mehrere Schichten metallener Kisten eine Art Fundament; darüber erhebt sich eine von Hand Stück für Stück aufgebaute, erdene Schichtung. Dem Element Stahl, hier als stählerne Kisten ausgebildet, die versetzt aufeinander gestapelt werden, wohnt Stabilität und Festigkeit inne. Darauf ist aus Erdklumpen eine Mauer errichtet, beides zusammen ergibt eine frei stehende Skulptur. Es entsteht eine Art „Klagemauer“, wie Madeleine Dietz sie selber nennt. Dabei denkt sie durchaus an die vom Wortsinn her mögliche Idee, dass hier alles Bedrückende, das menschliche Leben einschränkende, abgeladen werden kann und muss – das kann passieren.

Diese Bezeichnung und auch das Objekt selbst erinnern uns an die bekannte Jerusalemer Klagemauer, die als Reststück des Tempels gesehen wird und damit Historie, gelebte und erlittene Glaubensgeschichte repräsentieren soll. Eines der berührendsten Ereignisse im Umfeld der Klagemauer ist für mich noch immer die Erinnerung an den Besuch Papst Johannes Paul II., der im Rahmen seiner Israelreise im Jahr 2000 viele wichtige Stationen zu bewältigen hatte. Als er aber, von seiner schweren Krankheit schon stark gezeichnet, einen Zettel in eine der Furchen der Mauer steckte, der eine Bitte um Vergebung enthielt, war das ein ganz besonderes Zeichen seiner Demut dem jüdischen Volk, unseren „älteren Brüdern und Schwestern“ gegenüber, wie er sie nannte; und dies strahlte für mich eine enorme Würde aus.

Ob solche Gesten hier auch geschehen werden, sei dahingestellt. Es ist gar nicht notwendig. Vielmehr lädt diese aufgeschichtete Wand jeden Besucher ein, sich in ihrem Angesicht zurückzuziehen, sich den eigenen Gedanken zu öffnen und damit selbst ein Zeichen zu setzen. Räume der Stille laden ein, sind andere Orte, aus dem normalen Umfeld herausgeschnitten. Hier in der Katholischen Akademie ist dieser Ort im Park aufgestellt, mit Zeltplanen umgeben, also denkbar einfach organisiert; alle Besucher sind eingeladen, ihn zu betreten.

V.

Zum Abschluss will ich noch einen weiteren Gedanken ansprechen, der im Werk von Madeleine Dietz vielfach anwesend ist. Er klang vorhin bei der kurzen Beschreibung der Arbeit „side by side“ schon einmal nebenbei an. Madeleine Dietz hat vor zwei Jahren im ehemaligen Seitenschiff der romanischen Klosterkirche in Bad Dürkheim Seebach auch eine Ruhestätte für Verstorbene gestaltet. „Theologie und Kunst, Geschichte und Gegenwart vereinigen sich in diesem Raum.“ (Dekanin Ulla Hoffmann) Dabei arbeitet sie mit den gleichen Materialien, fügt sogar noch ein weiteres hinzu. Kleine Tafeln aus Stein, die durch die Namensnennung auf die Toten hinweisen, deren Asche in Erdurnen im Feld davor versenkt wurde, werden in eine größere, einem Triptychon ähnliche, dreigeteilte Stahlkonstruktion eingesetzt. So füllen sich mit der Zeit die beiden Seitenfelder des Triptychons, dessen zentrales Feld „die Botschaft von Alpha und Omega, vom Anfang und Ende, der christlichen Botschaft schlechthin“ trägt.

Ähnlich wie dort in dem nach oben, zum Himmel hin offenen Raum mit einem Stein, in den „Bewahrt in Ewigkeit“ eingraviert ist, deutlich wird, dass wir als Glaubende letztlich aufgehoben sind in Gottes Hand, interpretiere ich die kleine Videosequenz, die hier erstmals

vorgestellt wird: „Deine Umarmung“. Hier buddelt jemand in der Erde, gräbt ein Loch und findet eine Metallplatte mit der genannten Inschrift ...

Ist es nur eine Form der Erinnerung, die hier mühsam wieder gefunden werden will? Ist es eine verzweifelte Suche nach etwas Kostbarem, das dann als kleiner verbaler Hinweis aufscheint?

Bevor ich gleich zum Ende komme, will ich Sie fragen, wie es Ihnen erging, als Sie den Saal heute Abend betreten haben. Haben Sie – mir jedenfalls wäre es beim ersten Mal fast passiert – die an sich recht große Arbeit „Baldachin“ (2006) fast übersehen? Dort im Eingangsbereich steht auf vier mal zwei Meter hohen Stützen ein Objekt, dessen Unterseite aus Erde ist. Der Baldachin oder Himmel wie er auch genannt wird, ist in der Kunstgeschichte klar definiert. Er ist immer ein Hoheitsmotiv, normalerweise, d.h. in kirchlichen Zusammenhängen, bedeckt er eine geweihte Stätte, taucht dann später aber auch über dem Thron oder dem Bett eines Fürsten auf. Einer der bekanntesten, entworfen von Lorenzo Bernini, befindet sich in St. Peter in Rom über dem zentralen Altar. Die ersten Überlegungen der Künstlerin haben ihn – natürlich bin ich geneigt zu sagen – hier inmitten dieses Raumes verortet. Das ging dann aus praktischen Gründen nicht. Die neu ausgewählte Stelle am Eingang des großen Saales

hat aber ebenso etwas – letztlich werden wir alle, die wir ihn durchschreiten, nobilitiert. Wir alle sind, wenn auch nur kurzzeitig, unter dem Himmel, im Zentrum des Baldachins. Das ist doch ein schönes, leicht ironisches Zeichen, das die Künstlerin Madeleine Dietz hier für uns alle setzt.

Ich schließe mit einem Zitat aus der Laudatio anlässlich der Verleihung des Barlach-Preises im Jahr 2003: „Das zentrale Thema im Werk von Madeleine Dietz (...) ist der Mensch, den sie in erster Linie als einen Teil der natürlichen Kreisläufe versteht. (...) Wachsen und altern, leben und sterben, Mann oder Frau sein, Glück oder Trauer empfinden – unser Leben gestaltet sich häufig aus Gegensätzen, was wiederum im Einklang mit der prozesshaften Entwicklung der menschlichen Existenz steht. Wir geraten in wechselnde Zustände und ändern uns.“ (Prof. Manfred Fath)

Anders ausgedrückt: Madeleine Dietz ist eine Archäologin der menschlichen Seele. Sie macht sich auf die Suche nach den grundlegenden Fragen des Seins. Ihre Materialien sind archaisch, führen zu den fundamentalen Dingen des Lebens und des Sterbens zurück. Ihre Arbeiten eröffnen Einsichten, die den Betrachtenden anregen. Die Schichten, die sie hervorholt, gleichen Urfahrungen der Menschheit; sie entbergen das, was verborgen scheint. □



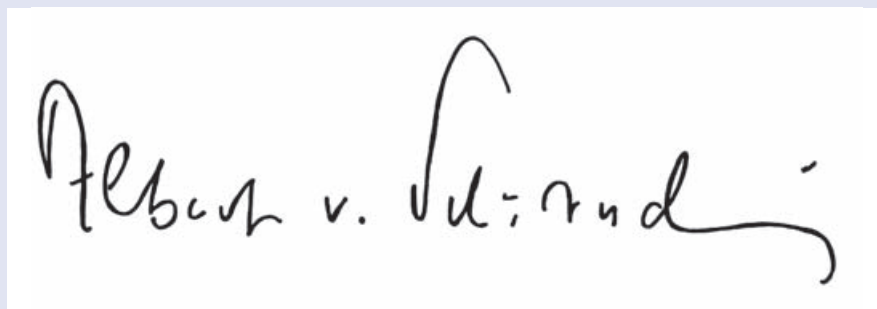
Saßen bei der Vernissage in der ersten Reihe: Dr. Winfried Zehetmeier, ehemaliger Zweiter Bürgermeister der Landeshauptstadt München, die Künstlerin

Madeleine Dietz, Dr. Isabella Fehle, die neue Direktorin des Münchner Stadtmuseums, und Dr. Walter Zahner, der in die Ausstellung einführt (v.l.n.r.).



Dr. Walter Zahner (li.), Madeleine Dietz und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller betrachten eine der Skulpturen der Künstlerin näher.

Autoren zu Gast bei



Thomas Hürlimann

Am 21. April 2010 war der Autor Thomas Hürlimann zu Gast bei Albert von Schirnding. Hürlimann zählt zu den bekanntesten und erfolgreichsten Schriftstellern der Schweiz. Aber auch in Deutschland wurden seine Novellen, Gedichte, Romane und Theaterstücke schon mit vielen Preisen ge-

ehrt. Albert von Schirnding vermittelte dem Publikum einen Einblick in Hürlimanns Leben und Schaffen. Lesung, Gespräch und die inspirierende Musik des Pianisten Frederick Blum rundeten den Abend ab. „zur debatte“ veröffentlicht die Einführung von Albert von Schirnding.

Thomas Hürlimann

Albert von Schirnding

Die Erde bebt. Nicht nur in Haiti, Chile, vielleicht demnächst in San Francisco. Auch die katholische Erde bebt an allen Ecken und Enden: Es kommen auch wieder andere Zeiten. „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles.“

Lissabon ist heute wieder eine blühende Stadt. Aber das Erdbeben, das sie am 1. November 1755 zerstörte, hatte ein geistiges Beben zur Folge. Der vom Glauben an einen allmächtigen, gerechten, gütigen Gott fundierte Optimismus im Hinblick auf die beste aller denkbaren Welten, in der wir leben, war ins Wanken geraten. Die Theodizee-Frage, die Leibniz 1710 definitiv gelöst zu haben schien, stellte sich aufs Neue. Im Vorwort zu seinem Gedicht „Das Erdbeben von Lissabon“ schreibt Voltaire: „Das Axiom ‚Alles ist gut‘ (tout est bon) kommt jenen, die Zeugen dieser Katastrophe waren, ziemlich seltsam vor.“

Das „Axiom“ stammt aus Alexander Popes „Essay on Man“, gut zwanzig Jahre jünger als die Leibnizsche „Theodicee“. Der sechsjährige Goethe war, laut „Dichtung und Wahrheit“, durch das außerordentliche Weltereignis nicht wenig betroffen. „Gott, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen.“ Hundert Jahre nach Leibnizens Tod war dann – bei Schopenhauer – aus dem philosophischen Optimismus gar eine „ruchlose Denkungsart“ geworden.

Mich hat immer gewundert, dass ein einzelnes Ereignis die Kraft hatte, solche Denk-Erschütterungen hervorzurufen – nur weil es zufällig in den Erfahrungshorizont der Kommentatoren fiel. Als ob zum Beispiel der verheerende



Albert von Schirnding, Publizist und Autor

Ausbruch des Vesuvus im Jahre 79 nicht schon längst genau dieselben Fragen hätte aufwerfen können wie die von Lissabon. Aber schon der griechische Schriftsteller Lukian (2. Jahrhundert n. Chr.) weiß zu sagen, dass der Vater eines neugeborenen Kindes sich in seiner Freude nicht beeinträchtigen lässt, wenn er den Nachbarn seinen Sohn zu Grabe tragen sieht; erst wenn das eigene Kind stirbt, erscheint ihm der Tod in seiner ganzen bedrohlichen Präsenz. Auch Hiob hadert mit Gott erst, als das Unglück ihn persönlich trifft.

Das ist menschlich, und die Literatur handelt vom Menschen. Von der Bibel, von Lukian, Voltaire und Goethe zu

Thomas Hürlimann. In seinem 1998 erschienenen Roman „Der große Kater“ findet sich in der Rückblende auf die Kindheit des Schweizer Bundespräsidenten, der Hauptfigur des Buches, eine den angesprochenen Sachverhalt wunderbar gestaltende Episode. Das spätere Staatsoberhaupt kommt aus den sogenannten einfachsten Verhältnissen: Er wächst in einem Seedorf unter Fischern auf, und als sich vom Schmiedehandwerk des Vaters nicht mehr leben lässt, fährt auch er hinaus, um zu fischen. Die schlimmsten Feinde dieser Erwerbsart sind die hungrigen Katzen, die am Ufersteg über die Beute herfallen, und einmal muss der Bub erleben, wie der Vater ein Kätzchen mit voller Wucht zu Boden schmettert. Der Kleine hebt das sterbende Tier auf und trägt es ins Haus. Wimmernd schiebt es Vorderpfoten und Köpfchen auf den Rand des Tellers mit Wasser, den das Kind ihm vorgesetzt hat, ein Bild des unschuldigen Leidens der Kreatur. Das ist der Moment für die Theodizee-Frage: „Herrgott im Himmel, betete der Bub, du bist doch allgütig. Warum lässt du so ein Leiden zu, so ein qualvolles, sinnloses Sterben?“

Er nimmt dann das Kätzchen in sein Bett, legt es auf seinen Bauch, und nun ereignet sich eine mythische Einswerdung von Mensch und Tier: „Der Bub war in die Katze gekrochen und die Katze in den Buben.“ Das Kätzchen wird gesund, und noch der Bundespräsident heißt „der große Kater“. Für dieses Mal war das vom Vater gefürchtete Nichts, „der große Niemand“ zum Abzug gezwungen worden.

Aber es ist nur ein Aufschub. Freilich einer, der zulässt, dass in der gewonnenen Zeit ein Mensch erwachsen wird und Karriere macht. Er wird ein führender Politiker – oder auch ein großer Schriftsteller. Am Anfang steht die

Begegnung mit dem Tod. Thomas Hürlimanns neun Jahre jüngerer Bruder starb am 7. Februar 1980 zwanzigjährig an Knochenkrebs. Ein Datum wie der 1. November 1755. Eine grundlegende Erfahrung, die ihn zum Schreiben bringt; das Schreiben als Notwehr gegen den großen Niemand. Hürlimanns erstes Buch „Die Tessinerin“ erschien 1981, im Jahr nach dem Tod des Bruders. Der Autor, in der schweizerischen Stadt Zug geboren, deren Name nach einer bestimmten Kirscharte schmeckt, war damals immerhin schon dreißig Jahre alt. Das kleine, sechs Geschichten enthaltende Buch machte Furore.

Die Geschichte „Die Tessinerin“ erzählt das Sterben einer Lehrersfrau in einem ziemlich gottverlassenen Nest oberhalb von Einsiedeln. Dieses Sterben hat für mich die narrative Eindringlichkeit der berühmtesten aller Sterbengeschichten der Weltliteratur: von Tolstois „Tod des Iwan Iljitsch“. „Wer in einem Sterbehause an einem Sterbebett sitzt“, liest man, „wer in seinem Hirn nach Wörtern sucht, um nicht verrückt zu werden und zu grinsen wie ein Blöder, der erfährt ob er nun der Euteler Lehrer sei am Bett seiner Frau oder ich am Bett meines Bruders (worüber ich schreiben wollte und nicht schreiben kann), dass ein sterbender Mensch einem fremd wird, weil er Stille erzeugt – eine feierliche Stille.“ Diese Stille beim Erzählen noch einmal zu erzeugen, ist die in der Geschichte entfaltete Kunst ihres Autors. Aber ich zitierte die Passage wegen der Klammer: „worüber ich schreiben wollte und nicht schreiben kann“. In seiner Laudatio auf Hürlimann, als dieser 1995 den Weilheimer Literaturpreis erhielt, den schönsten aller Literaturpreise, weil er von Jugendlichen, einer Schülerjury des Weilheimer Gymnasiums, verliehen wird, hat



Abiturientinnen des Münchner Maria-Ward-Gymnasiums waren am Abend zu Lesung und Literaturgespräch in die Akademie gekommen.



Die Werke des Schweizer Schriftstellers Thomas Hürlimann sind in mehr als 20 Sprachen übersetzt.

Martin Walser dieses Ausweichen des Schriftstellers auf einen Parallel-Schauplatz so charakterisiert: „Je wichtiger das Thema, desto indirekter die Mitteilung, je indirekter die Mitteilung, desto vollkommener der Ausdruck.“

Die indirekte Behandlung eines zentralen biographischen Ereignisses hat dann auch die Konsequenz, dass es mit ihr nicht ein für allemal getan ist, sondern immer neue Variationen des Ur-Themas hervorgerufen werden. So spielt der Tod des Bruders in zahlreichen, ja, ich glaube, in den meisten Texten Hürlimanns eine wesentliche Rolle. Auch da, wo er als der kleine Bub auftritt, steht er schon andeutungsweise im Schatten des späteren Todes.

Nicht nur als der Überlebende einer so hautnah erfahrenen Katastrophe ist Hürlimann zum Schriftsteller geworden, sondern auf eine noch weniger mittelbare Weise. Am Bett des Bruders sitzend, schrieb er ein Theaterstück, „Großvater und Halbbruder“, das im Oktober 1981 im Schauspielhaus Zürich uraufgeführt wurde. Endlich schien sich sein Lebenswunsch, ein Dramatiker zu werden, erfüllt zu haben. Aber war das Stück wirklich von ihm? War es nicht vielmehr das Stück des sterbenden Bruders, dem er es abgelascht hatte? Es gab zwei Möglichkeiten der Reaktion: entweder mit dem Schreiben aufzuhören oder das wirklich eigene Werk noch zu schreiben. Hürlimann hat sich gottlob für letzteres entschieden, und so entstand neben den ersten drei Prosawerken „Die Tessinerin“, der Novelle „Das Gartenhaus“ (1989) und dem Geschichten-Band „Die Satellitenstadt“ (1992) eine ganze Reihe von Theaterstücken (u. a. „Stichtag“, „Der letzte Gast“, „Der Gesandte“, „Das Lied der Heimat“, „Der Franzos im Ybrig“, „Das Einsiedler Welttheater“, „Synchro“). Die meisten waren erfolgreich, einer der treuesten publizistischen Gefolgsleute Hürlimanns, der Münsteraner Professor für Kulturpädagogik Hans-Rüdiger Schwab (den Hürlimann in seiner berühmten Novelle „Fräulein Stark“ in der Sankt Gallener Stiftsbibliothek unter die „edelsten Geister des Abendlandes“ versetzt hat) findet sogar den Theaterdichter von allen schreibenden Hürlimännern den wichtigsten. Der Lippizaner, der auch nach seiner Trennung von dem kleinen Zirkus, zu dessen Ensemble er gehörte, vor Arbeitern Feierabend für Feierabend tanzt, weil er, wie der Vorarbeiter erklärt, „Applaus braucht“, hatte den übel verrissenen Komödiendichter ermutigt, auch ohne Applaus weiter zu machen. Die Geschichte „Applaus für ein Pferd“ ist aber fast zwanzig Jahre alt. Inzwischen scheint Hürlimann die Lust am Stückeschreiben verloren zu haben – wir hoffen, vorübergehend.

Zum Glück nicht der Prosaschriftsteller. Nach dem „Großen Kater“ erschien die schon erwähnte Novelle „Fräulein Stark“ (2001) und 2006 das für mich schönste Buch Hürlimanns: der Roman „Vierzig Rosen“. Die Familiengeschichte, aus der dieser Autor von Anfang an schöpfte, wird auch in diesem Buch um- und neugeschrieben. Während „Der große Kater“ den Vater in den Mittelpunkt stellt (denn tatsächlich ist Hürlimann der Sohn des schweizerischen Bundesrats und zeitweiligen Bundespräsidenten), sind die „Vierzig Rosen“ der Mutter gewidmet – wobei es sich natürlich nicht um biographische Service-Leistungen handelt. Es ist umgekehrt: Zeitumstände, Szenerie, Personal der Familiengeschichte: die Eltern, der Bruder, der geistliche Onkel, der Großvater, das Haus der Mutter in Zug, die Stadt Bern, die Stiftsbibliothek zu Sankt Gallen, das Kloster Einsiedeln, wo die Kaiserin Zita, von den Zöglingen begutachtet, zur jährlichen Beichte erscheint, die Nazizeit, die an der Schweiz keineswegs so spurlos vorübergegangen ist, wie wir dachten, als wir zum ersten Mal nach dem Krieg in das unversehrte Zürich, das unversehrte Bern kamen: Sie alle dienen Thomas Hürlimann als Anlass und Stoff seiner begnadeten Erzählkunst.

Ich sprach anfangs vom Erdbeben und seiner Ausschläge auf der Denker- und Dichterskala. Zu diesen Erschütterungen gehören auch Zeiterscheinungen wie der allgegenwärtige Missbrauch der Macht und die digitale Diktatur, die ihrerseits die Spitze bildet der Vernichtung der Schöpfung durch den Fortschritt. Hürlimann ist auch ein bedeutender Essayist. Ich denke da vor allem an eine großartige Rede, die er 1994 vor der Freien Akademie der Künste zu Leipzig gehalten hat: „Der Kosmopolit wohnt im Kosmos“. Das ist griechisch. Wir Heutigen sind dazu verurteilt, in der Fläche zu leben, der Aufblick in die schwindelerregende Kuppel (nicht nur die der Klosterkirche zu Einsiedeln) ist als Illusion durchschaut, unsere metaphysischen Antennen „zappeln ins Leere“. Zurück hinter Descartes (dessen Cogito-sum die Welt zu unserem Objekt zusammenschumpfen ließ), hinter die imperialistischen Römer zu den Griechen mit ihrer Ehrfurcht vor den Dingen als Phänomenen? Das ist unmöglich. Der einzige Weg, der aus dieser Misere führt, kann für den Schriftsteller nur die Erinnerung sein: die Erinnerung an das Verlorene, die erinnernde Trauer über dieses Verlorene. Die Erinnerung ist der Weg über eine Treppe. Er geht hinunter in die Vergangenheit, aber der Abstieg wird doch angetreten in der Hoffnung, dass diese Treppe auch nach oben führen könnte in eine weniger trostlose Zukunft. □



Die beiden Autoren führten nach dem Einführungsvortrag und der Lesung noch einen intensiven Gedankenaustausch.



Junge Akademie

Freiheit gibt's nicht umsonst!

Joachim Gauck erzählt von Deutschland



Joachim Gauck, evangelischer Pfarrer, war einer der führenden Köpfe der Wende in der DDR und lange Jahre Leiter der Stasi-Unterlagen-Behörde.

In der Umgangssprache etablierte sich sogar der Name „Gauck-Behörde“ für die Institution.

Bevor Joachim Gauck am 9. März 2010 im Rahmen eines Akademiegespräches vor Offizieren der Bundeswehr einen Vortrag hielt, nahm er sich Zeit, in der Jungen Akademie mit einer Gruppe junger Erwachsener – Schüler und Studierenden ebenso wie Berufstätige – in ein intensives Gespräch zu kommen. Seine anschauliche Erzählung führte von persönlichen Erlebnissen seiner eigenen Familie über politische Ereignisse bis hin zu psychologischen Erkenntnissen. „zur debatte“ dokumentiert einige der Fragen und Diskussionsbeiträge der jungen Menschen und die redigierten Antworten Joachim Gaucks.

Frage:

Nach dem Mauerfall, aber vor der Wiedervereinigung, kam da für Sie nur Demokratie in Frage? Oder dachten Sie vielleicht an etwas ganz Neues? Hatten Sie irgendetwas von „Wir machen alles besser“ im Sinn?

Joachim Gauck:

Als wir das Neue Forum gegründet hatten, ging es erstmal um einen offenen Diskurs, und wir hatten ein paar

Grundforderungen, was bürgerliche Freiheiten betrifft. Der Gedanke an eine umfassende Demokratie war noch gar nicht formuliert. Es gab einige bei uns, die eine Initiative für den erneuerten Sozialismus gründeten und sagten: „Das war bisher der falsche; wir machen jetzt den richtigen!“ Das Neue Forum stand für den „dritten Weg“: Das Beste aus Sozialismus und Kapitalismus zusammenführen, wurde als These formuliert. Das fanden zum Beispiel Arbeiter gut, aber wir konnten ihnen nicht sagen, wie das nun genau aussehen sollte. Dann kommt Helmut Kohl und sagt in aller Ruhe: „Wir machen ein Zehn-Punkte-Programm“ – die Leute schmelzen natürlich dahin, und völlig zu Recht!

Ich spürte damals, dass Glaubenspotenzen im Raum des Politischen einen ganz neuen Platz einnehmen. Mancher erwartete von den Politikern nicht, dass sie Politik machen, sondern, dass sie die Erlösung bringen. Mehr noch: Er erwartete im Grunde das ewige Reich der Gerechtigkeit und des Friedens. Ich dachte, wir werden als Politiker scheitern, wenn wir uns vornehmen, dies zu versuchen. Ich hatte den Wunsch, dass

unser politisches Handeln einen Nexus hat zu diesen Werten und zu solchen Zielen. Aber ich wollte sicherlich nicht solchen Politikern folgen, die sagten, „hör mal zu, Junge, ich weiß es ja“. Die hatte ich ja erlebt; denen konnte ich nicht glauben.

Das war für viele ernüchternd. Und dann kam es dazu, dass die Auffassung, wir könnten etwas Neues bringen, auch deshalb keine Unterstützung fand, weil wir „das Neue“ nicht definieren konnten. Alles entschied sich an der Frage: Wie soll es ökonomisch ausgestaltet werden? In dieser Zeit wurde ich zum „Realo“, weil ich in der Politik stand. Die Herausforderung des Gestaltens veränderte mein Denken. Ich dachte, ich hätte alles gedacht. Aber als ich gestalten musste, merkte ich, dass ich es eben nicht gedacht hatte. Denn ich hatte mich bis dahin zum Beispiel nicht für Wirtschaft interessiert.

Ich hatte mich auch nicht für den Rechtsstaat interessiert. Die meisten Dissidenten überall auf der Welt interessieren sich wenig für die Struktur des Rechtes. Die starken Charaktere, die uns als Revolutionäre oder als Kämpfer bekannt sind, kommen selten vom Recht her. Du begehrt gegen das Unrecht auf – mit allem, was du bist. Das ist ein anderes Element als über die Wirtschaftsform nachzudenken, über die Struktur des Rechts. Das kommt später.

Frage:

Sie sprachen gerade vom Nachdenken über den Rechtsstaat. Zu welchen Erkenntnissen sind Sie gekommen?

Joachim Gauck:

Ich erkannte: Wir können Demokratie ohne Rechtsstaat nicht gestalten. Und dann musste ich lernen, dass der Rechtsstaat nicht die Gerechtigkeit ist. Der frühere sächsische Politiker Stefan Heitmann hat einmal gesagt: „Der Rechtsstaat, wenn er uns als Rechtsmittelstaat begegnet, ist manchmal auch abstoßend, denn die Falschen bedienen sich aller möglichen rechtlichen Tricks und Mittelchen.“ Oder du siehst, einer ist Verbrecher, das Verbrechen ist aber verjährt; du kannst ihn nicht mehr vor Gericht bringen. Um Bärbel Bohley zu zitieren: „Wir wollten Gerechtigkeit, und was haben wir bekommen? Den Rechtsstaat.“

Aber wir mussten begreifen, Gerechtigkeit ist letztlich etwas, was wir immer nur bruchstückhaft erreichen können. Eine Gesellschaft, die sagt, wir schaffen Gerechtigkeit, wird sich immer überheben. Deshalb gehört es zu allen entwickelten Demokratien, dass sie nicht in ihre Grundsatzpapiere und Verfassungen schreiben: Unser Staat ist der Staat der Gerechtigkeit. Sondern sie schreiben: Die Bundesrepublik Deutschland ist ein Rechtsstaat.

Frage:

Hätte man in den 70er und 80er Jahren gedacht, dass die Mauer so schnell fallen würde und die Wiedervereinigung sich so schnell anschließen würde?

Joachim Gauck:

Nein, unsere Vorstellungen waren nicht so gewaltig. Wir haben damals Menschen, die so weit gedacht haben, im Grunde verächtlich gemacht. Nehmen wir den amerikanischen Präsidenten Reagan, der vor die Mauer tritt und sagt: „Mister Gorbatschow, tear down this wall!“ Wir – also die Intellektuellen – haben gesagt: Peinlich! Damals galt es bis weit ins konservative Lager hinein als ausgemacht, dass wir nichts an diesen Verhältnissen ändern könnten. Die Erhaltung dieses fragilen Gleichgewichts der Abschreckung und der Mächte schien das einzige politische Element zu sein, das Europa und der

Welt Zukunft gab. Ein amerikanischer Diplomat hat mir vor kurzem erzählt, dass die Reagan-Rede vor dem Brandenburger Tor sich auch an „Mister Kohl“ richtete, denn die Amerikaner hatten den Eindruck, dass die westdeutsche Politik sich immer mehr anpasste an die Bedürfnisse des Ostens.

Dann kam es zu der Situation, dass in Polen und anderen osteuropäischen Ländern die Opposition immer stärker wurde. Doch das haben viele westdeutsche Linke nicht verstanden, denn die polnische Oppositionsbewegung ist nicht sozialistisch, sie ist katholisch und national. Deshalb schätzten sie diese Bewegung als nicht realistisch ein und blieben bei ihren Fehleinschätzungen, dass sie mit denen, die an der Macht sind, kungeln müssen. Diese Politik endete in reiner Appeasement-Politik, Anpassung an die Verhältnisse. Das revolutionäre Element dieser Bewegungen wurde nicht gesehen. Eigentlich ist diese Entwicklung mit ihrer Dynamik von keinem gesehen worden. Am dichtesten kam Helmut Kohl mit dem Zehn-Punkte-Programm heran – doch auch er hat eher in Zehn-Jahres-Schritten gedacht.

Dass das alles in einem Jahr kommt, das schaffte die Dynamik der Volksmassen. Manchmal kannst du dich auch freuen, dass so ein Volk da ist. Wenn wir die neue Staatsform an runden Tischen überall im ganzen Land hätten aushandeln müssen, dann hätten wir die deutsche Einheit vielleicht immer noch nicht. Aber die Dynamik des Wahlvolkes sorgte dafür, dass es zu dieser Beschleunigung kommt, natürlich mit rasanten Konflikten.

Frage:

Was sind das für Konflikte?

Joachim Gauck:

Psychische Konflikte: Es gab eine große Diskrepanz zwischen dem, was wir wünschten und dem, was wir wirklich verstanden und innerlich bejahen konnten. Dieser schnelle Weg in die freiheitliche Gesellschaft – ohne sie sich Schritt für Schritt zu erkämpfen – hat viele überfordert und bei vielen das Gefühl von Heimatlosigkeit und Fremdheit ausgelöst. Dann kam die Nostalgie. Denn du fühlst dich unsicher. Die Menschen in der DDR wurden geprägt

durch eine Mechanik des Einpassens in vorgegebene Verhältnisse. Und dann kamen diese Menschen über Nacht in ein System, in dem sie für sich selber verantwortlich sind. Sie sollten entscheiden, wen sie wählen. Sie sollten entscheiden, ob sie Klassensprecherin werden. Sie sollten selber nachdenken über Politikziele. Und dann kamen schnell der Rückzug und die Sehnsucht in eine Ideologie, die ihnen das alles abnahm.

Erich Fromm hat das einmal in die Begrifflichkeit „Flucht aus der Freiheit“ gefasst: Immer, wenn Menschen Freiheitsräume betreten, sind sie von machtvollen Ängsten begleitet und entwickeln Flucht Tendenzen, weil sie sich selber gar nicht zutrauen, den Raum der Freiheit auch wirklich auszufüllen. Es hat sich mir unheimlich eingepreßt, zu verstehen, dass das nicht bloß für die Deutschen zutrifft, die sich an die Diktatur gewöhnt hatten und deshalb Freiheit nicht konnten.

Man muss sich das Leben in der Diktatur so vorstellen wie das Leben eines Fußballspielers, der nie einen Fußball berührt hat, sondern das Fußballspielen nur vom Fernsehen kennt. Du kannst dieses Spiel lieben und mögen und alles darüber wissen, aber du kannst es nicht spielen, weil du es nie trainiert hast. So ähnlich ist es auch mit dem Bürgersein. Du kannst es lieben, und du kannst die Freiheit lieben, aber wenn du die Freiheit nicht ausprobieren kannst, ist es schwer, sie zu leben. In dieser Phase befinden sich viele Menschen aus der ehemaligen DDR, die diese Freiheit nicht üben konnten, indem sie Klassensprecherin waren oder eine Schülerzeitung gemacht haben.

Wortmeldung:

Das hat ja auch Vaclav Havel in den „Briefen an Olga“ beschrieben, nachdem er aus dem Gefängnis kam. Er schreibt, dass er sich in der Freiheit eigentlich unwohl fühlt.

Joachim Gauck:

Ja, er sprach 1990 in einer Rede über das Verlassen des Gefängnisses, und, dass er oft das Gefühl hatte: Alle sind froh, dass sie draußen sind. Aber jetzt, wo sie draußen sind, sagen sie: Früher hatten wir drei Mahlzeiten pro Tag. Und jeder sagte uns, was wir zu tun haben.



Joachim Gauck erzählte von seinen Erfahrungen, Hoffnungen und Ängsten in der Zeit der Wende und auch heute. Die großen Chancen und die Risiken

der Freiheit thematisierte er ebenfalls bei dem Gespräch, zu dem ihn die Junge Akademie eingeladen hatte.



Die jungen Leute, die in die Bibliothek der Akademie gekommen waren, hörten aufmerksam zu und gaben mit ihren Fragen und Kommentaren wichtige Impulse beim Gespräch.

Dann kommst du in die Freiheit und fühlst dich ein bisschen heimatlos. Jetzt musst du dich ja selber definieren. Da erinnerst du dich nostalgisch, oder sehnst dich nach der Ideologie, die dir Heimat gegeben hat. Für Erich Fromm, wie auch für Havel wäre dieses neue Eintauchen in eine Ideologie Flucht aus der Freiheit

Ein Psychologe, der in einem therapeutischen Prozess einer solchen Haltung begegnen würde, würde auch sagen, diese Flucht hat einen Gewinn. Das haben wir auch in der freien Gesellschaft. „Ich soll wählen gehen? Aber was ist das Richtige? Ich gehe nicht wählen, denn nachher bin ich noch schuld.“ Was ist dann der Gewinn dieser politischen Ohnmacht? Ich bin nicht schuld. Da sind mir die lieber, die sich zwanzigmal irren und das Falsche tun, als die, die es nicht ein einziges Mal versuchen.

Wortmeldung:

In der DDR waren die Menschen unfrei; in der Bundesrepublik sind sie jetzt frei – kann man diesen Antagonismus stehen lassen, oder muss man da differenzieren?

Joachim Gauck:

Politisch gesehen ist die Antwort völlig eindeutig: Sie waren unfrei, und jetzt sind sie frei. Wenn man die Frage psychologisch stellt, also etwa „Wie fühlen Sie sich?“, dann verschiebt sich die Antwort. Dann wird man feststellen, dass man in jedem System als Unfreier dahinvegetieren kann, was ich soeben schon andeutete. Es gibt entfremdende Faktoren in jedem System. Aber wir haben, wenn wir politisch urteilen, Kategorien, die uns erlauben, uns ein Urteil zu bilden.

Im Raum des Politischen ist Freiheit definiert: durch Rechtsstaat, Teilhabe an Bürgerrechten, Teilhabe an Menschenrechten usw. Indem man diese Teilhabe genießt, ist man in einer anderen politischen Situation. Es wäre töricht, die Dimension des Psychischen und Psychologischen zu verwechseln mit der des Politischen und Rechtlichen. Doch gerade das geht bei der Beurteilung der Menschen aber oft durcheinander. Wir müssen völlig eindeutig sagen: „Es ist Freiheit, in der wir leben.“ Wir können aber in einem anderen Satz sagen: „Unsere Freiheit ist durch dieses und jenes gefährdet.“ Aber wir leben in einem Raum der Freiheit. Ich bin gar nicht sicher, ob unser Land überlebensfähig bleibt, wenn immer mehr Leute nicht wählen und sich nicht engagieren wollen. Denn wir müssen uns auch selbst im Raum des bewussten Agierens halten.

Und wir müssen auch fragen, ob wir nicht unserer Ratio andere Elemente an die Seite stellen müssen, die diese kultivieren. Denn: Ratio ist dumm. Ratio geht auf die Seite der Unterdrücker, wenn es denn nützt.

Es wäre schön, wenn wir noch etwas anderes hätten. Bei mir ist es der christliche Glaube. Bei anderen ist es eine elementare Menschlichkeit, die ihnen erlaubt, neben das Nachdenken, „Was nützt mir?“, noch zu stellen: „Was macht mich zu einem guten Menschen?“. Deshalb empfinde ich meine Existenz als Pfarrer und überhaupt mein Denken als Christ alles andere als überflüssig. □

ZuMutungGlaube (VIII)

Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben

Die für uns Gläubige vielleicht wohl wichtigste Aussage des Credos war Thema des abschließenden Abends unserer achteiligen Reihe „ZuMutung Glaube“. Am Dienstag, 2. März 2010, ging es um „Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben“. Wie in den vorangegangenen Teilen auch,

stand zu Beginn die Herausforderung durch die Kunst, dann wurden wieder theologische Impulse gegeben und eine Podiumsdiskussion sowie meditative Orgelmusik schlossen den Abend. „zur debatte“ dokumentiert die beiden für den Druck überarbeiteten Vorträge.

Kunst fordert Glaube heraus. Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben

Cornelia Syre

I. Einleitung

Eines der zentralen Themen der christlichen Kunst ist die bildliche Fassung der Auferstehung des Menschen am Jüngsten Tag, verbunden mit der Hoffnung auf die Gewährung göttlicher Gnade und den Eingang in das Paradies. Für dieses komplexe Thema, das jenseits der Vorstellungskraft des Menschen liegt, liefert das Alte und Neue Testament keine zusammenhängende erzählerische Vorlage, die den Künstlern bzw. ihren Auftraggebern als allgemein verbindliche Grundlage für die Gestaltung dieses Themas dienen konnte. Vielmehr formte sich aus einzelnen Passagen vor allem bei Ezechiel, den Evangelisten Matthäus und Johannes ein Formenrepertoire, das seit der karolingischen Kunst eine gewisse Verbindlichkeit gewann. Der biblischen Überlieferung zufolge war die Auferstehung der Toten eine *unabdingbare* Voraussetzung für das Weltgericht. Ich zitiere Johannes 5, 28-29: „Wundert Euch nicht darüber! Die Stunde wird kommen, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und herauskommen werden: Die das Gute getan haben, werden zum Leben auferstehen, die das Böse getan haben, zum Gericht.“ Deshalb erscheint die „Auferstehung der Toten“ stets im Zusammenhang mit dem Jüngsten Gericht, als Einzelszene ist es in der traditionellen westlichen Ikonographie unbekannt.

Im Folgenden werde ich auf zwei Darstellungen des „Jüngsten Gerichtes“ eingehen: die Fresken im Camposanto in Pisa und Michelangelos Werk in der Sixtinischen Kapelle in Rom. Beide gehören nicht nur zu den bedeutendsten Monumenten italienischer Malerei, sondern zeigen in ihrer Auffassung Besonderheiten, die Künstler bis ins 20. Jahrhundert hinein inspiriert haben. Darüber hinaus reagieren sie als einzig-



Dr. Cornelia Syre, Hauptkonservatorin an den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen a. D., München

artige Beispiele in ihrer jeweiligen Ausformung auf die geistesgeschichtliche Situation ihrer Zeit.

Zum Abschluss soll auf ein Beispiel des 20. Jahrhunderts hingewiesen werden, Max Beckmanns „Auferstehung“ in der Staatsgalerie Stuttgart.

II. Fresken im Camposanto in Pisa

Wie ein monumentales Triptychon breitete sich das Jüngste Gericht, gerahmt vom „Triumph des Todes“ und der „Thebais“ ehemals auf dem Südflügel des Camposanto in Pisa aus. 1944 durch einen Bombenangriff stark beschädigt, wurde es von der Wand

abgenommen, restauriert und in einem Annexbau provisorisch untergebracht.

Die besondere Wirkung der Darstellung (Abb. 1) erhellt sich daraus, dass, um nur die namhaftesten zu nennen, Goethe wie auch Franz Liszt Inspiration von ihr empfingen. Dem Galeristen Günther Franke zufolge hatte Max Beckmann „als einzigen Schmuck an den sonst kahlen Wänden seines Ateliers ein Photo der Pisaner Todesallegorie geheftet“. Der Künstler dieses Meisterwerkes ist unbekannt (Buonamico Buffalmacco?), die Zeit um 1330 – 1340 wird in der neuesten Forschung als die Zeit seiner Entstehung angenommen.

Christus, in einer Mandorla thronend und auf seine Seitenwunde zeigend, richtet mit seinem Gestus die Auferstehenden. Gleichberechtigt neben ihm erscheint Maria als „Advocata“, Fürbitte-rin der Menschheit, als Barmherzige und Gnadenvolle. Neben ihnen reihen sich die Apostel, traditionell Beisitzer des Gerichtes, über ihnen schweben Engel mit den Leidenswerkzeugen. Zu Füßen Christi und Mariens erscheinen weitere Engel, die mit dem Schall ihrer Posaune das Weltende ankündigen. Der Erzengel Michael vollzieht das Urteil Christi und scheidet die sich aus Loculi erhebenden Auferstehenden in Selige und Verdammte. Die Seligen zur Rechten Christi sind in klarer Hierarchie organisiert: In unterster Reihe knien die Frauen, darüber männliche Laien, dann weltliche und geistliche Würdenträger. Darüber wiederum erscheinen alttestamentarische Personen, angeführt von Adam und Eva. Die Verdammten zur Linken Christi werden von bewaffneten Engeln in die Hölle getrieben. In ihrer Gestik und Mimik voller Ängste bilden sie den eindrucksvollen Kontrast zu der still ergriffenen Schau der zum Himmel blickenden Seligen.

Obwohl der Höllenschlund traditionell Bestandteil von Weltgerichtsdarstellungen ist, wird das Reich der Verdammten hier – und das ist ungewöhnlich – in gleichrangiger Prominenz neben das Gericht gestellt, als eigenes Reich mit eigener hierarchischer Ordnung. Im Erdinneren, der Hölle, hockt der Höllenfürst. Ihn umgeben, geschildert in packender, grausiger Dramatik, einzelne „Folterkammern“, in denen die Verdammten gepeinigt werden, die sich einer der sieben Todsünden schuldig gemacht haben: Der Superbia (Hochmut), für die hier der Höllenfürst steht, Avaritia (Habgier), wo den Verdammten flüssiges Gold eingeflößt wird, Luxuria (Wollust), Gula (Völlerei), Ira (Zorn), Accidia (Trägheit), Invidia (Neid).

Der Höhepunkt der Grausamkeiten spielt sich in der oberen Kammer ab, in der die Sünder wider die Kirche der ewigen Verdammnis ausgesetzt sind: Ketzer, Häretiker und der Antichrist. Optisch herausgehoben sind zwei Gestalten rechts: die liegende nackte Figur mit der Kaiserkrone, deren Haut von Teufeln abgezogen und in der Beischrift als „Antichrist“ bezeichnet wird, rechts zu seinen Füßen ein Mönch mit der Beischrift „Niccolo“, der von Schergen zerstückelt wird. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei diesen beiden Personen um Kaiser Ludwig IV. und den Gegenpapst Nikolaus V. Zwischen Kaiser Ludwig IV. und dem Papst Johannes XXII. entbrannte erneut und in voller Vehemenz der im Mittelalter latent vorhandene Konflikt, inwieweit dem Papst auch Teilhabe an der weltlichen Macht gebühre. Ludwig wehrte sich scharf gegen diesen Anspruch, wurde von Johannes XXII. in den Bann gelegt und in Abwesenheit als Häretiker zum Tode verurteilt, worauf Ludwig IV. einen Gegenpapst erhob, Nikolaus V.

1328/29 zog sich der Kaiser nach Pisa, einer ihm treu ergebenen Stadt zurück, die nun als Machtzentrale der



Abb. 1: Das Fresko „Das jüngste Gericht“ ist das Mittelstück des Triptychons, das ehemals im Südflügel des Camposanto in Pisa zu sehen war.

Fotos (3): Bayerische Staatsgemäldesammlungen



Abb. 2: „Triumph des Todes“ heißt eine weitere Darstellung aus Pisa, die das Thema Auferstehung darzustellen versucht. Sie veranschaulicht die stetige Bedrohung des Lebens durch den Tod.

Kirchenfeinde galt. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland fiel Pisa an die papsttreuen Guelfen. Die Aussöhnung mit dem traditionell papsttreuen Erzfeind Florenz bescherte der Stadt kurzzeitig Prosperität und Stabilität (1329 – 1340).

In eben diesem Klima entstand das „Jüngste Gericht“. Die Demonstration der neuen Überzeugungen nach außen und zugleich die Warnung nach innen wurden hier veranschaulicht. In Vorwegnahme des Richterspruches Gottes war die eigene jüngste Vergangenheit der Damatio anheim gegeben. Als Bestandteil des Heilsplanes Gottes wurde die Verdammung Ludwigs und Nikolaus' ihrer Zeitlichkeit enthoben, als Exempla in die Allgemeingültigkeit überführt.

Die Freskenfolge konfrontiert den Menschen jedoch nicht allein mit dem Grauen der Verdammnis, sondern führt ihm zugleich die Möglichkeit vor Augen, dieser zu entinnen. Den Inbegriff von gottgefälligem Leben, dessen Ziel christliche Vollkommenheit war, sah man von den Eremiten verwirklicht, die, abgeschieden von der menschlichen Gesellschaft und in Einheit mit der Natur, ihre christlichen Ideale lebten. Ihnen ist das zweite Fresko gewidmet. Sie sind weder Hochmut, Habgier, Wollust, Zorn noch Völlerei, Neid und Faulheit verfallen, sondern bearbeiten ihre Gärten, lesen in Heiligen Schriften und wehren Versuchungen des Teufels ab.

Die dritte, wohl berühmteste Darstellung trägt traditionell den Titel „Triumph des Todes“ (siehe Abb. 2). Sie veranschaulicht in einer völlig neuen breiten erzählerischen Form die stete Gefährdung jeglichen menschlichen Lebens durch den Tod. Links ist die Begegnung der drei Lebenden mit den drei Toten wiedergegeben, ein Thema, das zuerst in höfischem Ambiente, im Kontext von Minnelyrik und Ritterepos erscheint und als Memento mori die Allgegenwärtigkeit des Todes vor Augen führt.

Der personifizierte Tod erscheint in der Mitte der Komposition, seine uneingeschränkte Macht über die Menschheit demonstrierend. Erschütternd ist die Gruppe von Krüppeln, die versuchen, die Morte mit Gesten zu sich zu lenken, um aus ihrem leidvollen irdischen Sein erlöst zu werden. Der Tod wendet sich jedoch jungen Damen und Herren zu, die sich unter Orangenbäumen niedergelassen haben und in galante Gespräche vertieft sind. Es ist der in der höfischen Dichtung und Minnelyrik immer wieder beschworene Liebesgarten, der Garten der Lebensfreude, der Ort der höfischen Tugenden. Die intime, sinnliche Atmosphäre wird bedroht durch den Tod, dessen erstes Opfer das Paar sein wird, über denen die Putten mit den gesenkten Fackeln schweben.

Die Botschaft ist auch hier die stete, unberechenbare Gewalt des Todes über alle Menschen und zu jeder Zeit.

Der damaligen Auffassung zufolge ist jedes irdische Geschehen in den Heilsplan Gottes eingeschlossen und ein Teil davon. Deshalb kann durch die Einbeziehung aktueller politischer Situationen in einer solchen Darstellung dem Menschen die ewige Gültigkeit des Weltgerichtes vor Augen geführt werden, verbunden mit der Gewissheit der Auferstehung. Dem Weltbild der Zeit entsprechend ist jede Phase des menschlichen Lebens mit Elend behaftet, der Mensch – durch die Erbsünde – in Schuld verstrickt: Nur im Jenseits, nach Überwindung der irdischen Welt, kann es Vollendung geben. Nur durch die Erkenntnis der Nichtigkeit der irdischen Welt und einer entsprechenden Lebensführung kann er Anrecht auf göttliche Gnade erwerben. Dies setzt jedoch voraus, dass der Mensch, trotz

aller Gebundenheit, befähigt ist, in einer inneren Schau die „Wahrheit“ zu finden, d. h. die Entscheidung über gut und böse zu fällen.

Augustinus (De vera religione, 39, 202) schreibt: „Gehe nicht nach außen, kehre in dich selbst zurück, im Inneren des Menschen wohnt die Wahrheit.“ Die „Wahrheit“ bedeutet die innere geistige Substanz des Menschen, die ihn mit Gott verbindet. „Der Triumph des Todes“ schlägt jedoch, meines Erachtens, auch neue Töne an, und zwar durch die ungewöhnliche Einbeziehung des Liebesgartens. Zwar ist die Jenseitsorientierung des Menschen das bestimmende Thema, jedoch wird die Welt nicht nur als Jammertal beschrieben, ihre Schönheit – wie im Liebesgarten – ist dennoch unübersehbar: „Wir leben in schattigen Hainen, an den Rasenpolstern der Flüsse und wohnen am frischen Grün der Flüsse“ wie sie Petrarca mit Versen aus Vergil beschreibt (Vergil, Aeneis, VI 674). Hier bahnt sich eine Wende an, eine Bejahung der irdischen Existenz, die dann in der Renaissance das Weltbild bestimmte.

III. Michelangelos Werk in der Sixtinischen Kapelle

Völlig neue und bis in das 20. Jahrhundert hinein gültige Maßstäbe setzte Michelangelo mit seinem „Jüngsten Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle. Michelangelo schuf das Werk in den Jahren 1534 bis 1541, beauftragt von Papst Clemens VII. und vollendet unter Papst Paul III. Das riesige Fresko befindet sich an der Ostwand der Kapelle und hat die Funktion eines Altarbildes (siehe Abb. 3). Eingebunden in ein komplexes Programm, beginnend mit der Menschheitsgeschichte an der Decke, konfrontiert es den Betrachter in einer überwältigenden Schau mit dem Welteneinde.

Das Thema ist der Augenblick des Richtens und seine Wirkung auf die Auferstehenden. Jegliche Bezüge zum irdischen Leben, wie in Pisa, finden sich hier nicht, ebenso wenig Hinweise darauf, wie der Mensch in seinem weltlichen Sein Gnade vor Gott findet. Die Figuren sind nackt, einzelne in zeitlose Gewänder gehüllt, jeglicher irdischen Würde „entkleidet“.

In dem grenzenlosen freien Himmelsraum erscheint in einer Lichtmandorla der richtende Christus, zu einer Rechten Maria. Über ihm Engel – oder besser Wesen, denn sie sind nicht durch Flügel gekennzeichnet – mit den Leidenswerkzeugen. Der Tradition entsprechend gruppieren sich um Christus Apostel und Heilige, von denen nur einige durch ihre Attribute kenntlich sind: Links Johannes der Täufer, Laurentius, rechts Petrus und Bartholomäus, dessen abgezogene Haut möglicherweise das verzerrte Selbstbildnis Michelangelos zeigt.

In der irdischen Sphäre links erheben sich die Auferstehenden, wie noch im Todesschlaf befangen und steigen empor in den Kreis der Seligen. Rechts erscheint der Fährmann Charon, der in der griechischen Mythologie die Verstorbenen in der Unterwelt über den Fluss Acheron setzt, und hier die Verdammten mit Schlägen seines Ruders in die Hölle befördert. Einige der Verdammten streben empor, werden jedoch von Teufeln herab in die Verdammnis gezogen.

Die gesamte Szene ist von ungeheurer Dynamik erfüllt. Der Richtergestus Christi ist ihr Quell, der alle Wesen mit Energie zu durchdringen scheint. Denn nicht aus eigener Kraft schweben die schweren muskulösen Leiber empor, sondern wie gelenkt durch die Kraft und den Willen Christi. Der Richterspruch Christi wird zu einem kosmischen



Abb. 3: Michelangelos Fresko auf der Ostseite der Sixtinischen Kapelle zeigt das jüngste Gericht in einer gewaltigen Bildersprache. Es gilt als Demonstration des päpstlichen Machtanspruchs,

wurde kirchlicherseits aber auch kritisiert: Die nackten Körper waren vom 16. Jahrhundert bis 1990 teilweise verhüllt.



Abb. 4: Max Beckmann schuf seine „Auferstehung“ 1916 als Reaktion auf die Gräueltaten des Ersten Weltkriegs. Er selbst hatte als Soldat einen psychischen Zusammenbruch erlitten.

Foto: Staatsgalerie Stuttgart

Ereignis, dem jeder unterworfen ist. Selbst die Heiligen um Christus sind diesem dramatischen Moment nicht entzogen, sondern, kenntlich durch ihre Gesten und Bewegungen, Teil von ihm.

Es gibt wohl keine Darstellung des „Jüngsten Gerichtes“, die, losgelöst von allem Erzählerischen, das Allgegenwärtige, Überzeitliche und ewig Gültige des Weltgerichtes und die Allmacht Gottes eindrucksvoller veranschaulicht.

Nach der Vollendung des Werkes wurde von Kunsttheoretikern wie Pietro Aretino, darüber diskutiert, ob Michelangelo hier das „Decorum“, die Angemessenheit, gewahrt habe – vor allem durch die Wiedergabe der nackten Leiber – oder ob er nicht künstlerische Perfektion über den religiösen Gehalt gestellt habe. Dies führte dazu, dass in der letzten Sitzung des Konzils von Trient im Jahre 1564, vier Wochen vor Michelangelos Tod, der Beschluss gefasst wurde, den Figuren Draperien und Schamtücher hinzuzufügen. Sie wurden bei der letzten Restaurierung des Freskos 1990 – 1994 wieder entfernt.

Die Zeit während der Entstehung des „Jüngsten Gerichtes“ war geprägt von den Wirren der Reformation im Norden Europas.

Doch ist das Jüngste Gericht, wie die Diskussion vermuten lässt, kein Zeugnis ungebundener künstlerischer Autonomie, sondern es weist – wie jenes in Pisa – Bezüge zur politischen Situation der Zeit auf, wie der Auftraggeber, Papst Clemens VII., es zweifellos wünschte. Die Zeit während der Entstehung des „Jüngsten Gerichtes“ war geprägt von den Wirren der Reformation im Norden Europas. Die Reformation bedeutete das Ende der religiös-kirchlichen Einheit des lateinischen Europa und einen radikalen Bruch mit anderthalb Jahrtausenden europäischer Geschichte. Gerade die Sixtinische Kapelle war der geeignete Ort, mit dem Thema des Weltgerichtes in eindringlicher Weise die päpstliche Autorität und die Rechtmäßigkeit des katholischen Glaubens gegenüber der Reformation zu manifestieren.

Nur einige wenige Argumente, die dies bezeugen, können hier angeführt werden. Es sind zentrale Streitpunkte der Konfessionskontroverse seit 1517.

Marias wirksame Fürbitte für die Menschheit, die hier deutlich ins Bild gesetzt ist, wurde von den Reformatoren bestritten. Die Gebetspraxis des Ave Maria mit der „Rettungsschnur“, dem Rosenkranz, um in die Gnade der Fürbitte zu kommen, demzufolge ebenfalls. Das Fresko zeigt jedoch, wie zwei Auferstehende mithilfe des Rosenkranzes – er wirkt wie ein Rettungsgurt – zu den Seligen gezogen werden.

Die zwei aufgeschlagenen Bücher, eines mit den Verdiensten der Menschen, eines mit ihren Vergehen, wird den Seligen und den Verdammten präsentiert. Nach der Lehre der Lutheraner war eine Rechtfertigung allein durch den Glauben möglich, ohne die Berücksichtigung der Verdienste oder Vergehen.

Und schließlich ist die Figur Petri von entscheidender Bedeutung. Als Symbole päpstlicher Binde- und Lösungsgewalt hält er die beiden mächtigen Schlüssel dem Richter entgegen und vergegenwärtigt damit seine Berufung. Er steht für die Kirche und das Papsttum. Deutlicher konnte der päpstliche Machtanspruch auf Errettung und Verdammung jedes einzelnen Menschen nicht zum Ausdruck gebracht werden.

IV. Max Beckmanns „Auferstehung“

Zum Abschluss möchte ich Ihnen ein Beispiel des 20. Jahrhunderts präsentieren, Max Beckmanns unvollendete „Auferstehung“, entstanden in den Jahren 1916 – 1918.

Beckmann begann das Gemälde 1916, als er, bedingt durch einen psychischen Zusammenbruch, aus dem Militärdienst entlassen wurde. Das Erlebnis des Krieges mit seiner unvorstellbaren Grausamkeit drängte den Künstler nach bildlicher Umsetzung. In einem der „Briefe im Kriege“ vom 11. Mai 1915 schreibt er an seine Frau: „Alles versinkt, Zeit und Raum, und ich denke nur immer, wie malst Du den Kopf des Auferstandenen gegen die roten Gestirne am Himmel des Jüngsten Tages.“ Die Vorstellung des „Jüngsten Tages“, des Weltgerichtes, war für Beckmann ein angemessenes Bild, um seinen Erlebnissen künstlerischen Ausdruck zu verleihen.

In dem Gemälde (siehe Abb. 4) erkennt man eine angedeutete zerklüftete Landschaft, in deren Mitte ein zerborstenes Haus versinkt. Darüber erscheinen ein violett-schwarzer Mond und die riesige Scheibe der erloschenen Sonne. Rechts unten, vor einer angedeuteten Höhle, befindet sich Beckmann mit seiner Frau und seinem Sohn, umgeben von Freunden, dem Ehepaar Battenberg.

Der Maler und seine Frau blicken auf einen am unteren Bildrand liegenden Toten, der sich, noch unwunden von den Totenbinden, zu erheben beginnt, dann aufrecht steht, mit gesenktem Kopf und den Händen vor dem Gesicht, als würde er langsam aus dem Todesschlaf erwachen. Seine Bewegung führt nach rechts, wo weitere Auferstehende mit dem Blick gen Himmel gerichtet auf die Gnade Gottes rechnen dürfen. Links erscheinen die Verworfenen, durch ihre Gesten der Hoffnungslosigkeit gekennzeichnet.

Die irdische Sphäre wird repräsentiert durch Menschen in Gesellschaftskleidung. Ihre betroffenen Gesichter, ihre angstvollen Gesten lassen die Gewissheit erkennen, dass sie zu den Verdammten gehören werden. Bemerkenswert ist, dass Beckmann die traditionelle Position der Seligen links und Verdammten rechts hier umgekehrt hat. Der Grund hierfür mag sein, dass Christus in dem Bild nicht gegenwärtig ist. Damit ist hier auch die visuelle Gewissheit der Erlösung der Menschen am Jüngsten Tag nicht gegeben. Allein die Hoffnung auf ein neues, allem irdischen Elend entzogenes Leben nach dem Tod bleibt.

Und dieser Hoffnung hat Beckmann einmal in einem Brief an seine Frau vom 24. April 1915 Ausdruck verliehen: „Wir müssen eben annehmen, dass das Leben nicht alles ist. Wie, wieso, warum, das geht uns eben nichts an. Man muss auf alles gefasst sein und doch den Kopf oben behalten.“ □

Literatur:

Clemens Zintzen, *Vom Menschenbild der Renaissance. Tübingen 2009*

Friederike Wille, *Die Todesallegorie im Camposanto in Pisa. München 2002*

Rolf Quednau, *Rom bannt Luther. In: Kunst und Konfession. Katholische Auftragswerke im Zeitalter der Glaubensspaltung. Hrsg. von Andreas Tacke. Regensburg 2008, S. 348 – 424.*

Wolf-Dieter Dube, *Zur „Auferstehung“.* In: *Ausstellungskatalog Max Beckmann – Retrospektive. Hrsg. von Carla Schulz-Hoffmann und Judith Weiss. München 1984, S. 83 – 91.*

Theologische Impulse. „Ich erwarte die Auferstehung der Toten“

Thomas Marschler

I.

„In nichts anderem widerspricht man dem christlichen Glauben so sehr wie in Bezug auf die Auferstehung des Fleisches“. Dieser Satz stammt nicht etwa aus einer theologischen Gegenwartsanalyse, sondern aus dem vor mehr als 1500 Jahren geschriebenen Psalmenkommentar des hl. Augustinus (Ennar. in Ps. 88, n. 5). Die im letzten Artikel der wichtigsten Glaubensbekenntnisse ausgedrückte Hoffnung der Christen, dass Gott sie am Ende der Zeit mit ihrem ganzen Leib-seelischen Menschsein zu einem neuen, ewigen Leben aus dem Tod auferwecken wird, war zu allen Zeiten des Christentums eine besondere „Zumutung“ für das Denken. Einer der frühesten und wichtigsten Kritiker des Christentums in der Antike, der griechische Platoniker Kelsos im 2. Jahrhundert, nannte die Erwartung leiblicher Auferstehung eine „Hoffnung von Würmern“, da sie der menschlichen Vernunft widerspreche und für ein grobes Gottesbild zeuge. Schon die christlichen Theologen des Altertums und des Mittelalters waren bemüht, gegen solche Angriffe vor allem die reale Leiblichkeit der Auferstehung zu verteidigen. In der Neuzeit war es wiederum ein philosophischer „Unsterblichkeitsglaube“, der seit der Aufklärung als selbstbewusste Alternative dem biblischen „Auferstehungsglauben“ gegenübertrat. Mit der im 20. Jahrhundert deutlich verstärkten Tendenz zu naturalistischen Weltdeutungen, in denen die endgültige Vernichtung menschlicher Existenz durch den biologischen Tod als unumgängliche Tatsache erscheint, ist auch diese Überzeugung ins Wanken geraten.

In der Neuzeit war es wiederum ein philosophischer „Unsterblichkeitsglaube“, der seit der Aufklärung als selbstbewusste Alternative dem biblischen „Auferstehungsglauben“ gegenübertrat.

Der christlichen Hoffnungsperspektive mag man angesichts solchen Wissens vielleicht noch mit mild-ironischem Augenzwinkern begegnen, wie es der Philosoph Odo Marquard in einem Vortrag über die Lebensphase des Alters erkennen lässt: „Die Auferstehungsmythologie des Christentums – dem ich sonst anhängen – spricht allenthalben von Auferweckung und Erwachen. Ich aber schlafe gern. Meine Weltabwehr absolviere ich nicht durch philosophische Kritik, sondern durch Schlafen. Meine Leidenschaft – abgesehen vom Verfassen solcher Texte (denn streng genommen habe ich im Leben ja nichts anderes gelernt) – meine Leidenschaft ist das Schlafen in all seinen Formen: als Mitternachtsschlaf, als möglichst früher Abendschlaf, als lang dauernder Morgenschlaf, und vor allem und ausgedehnt als Mittagsschlaf. Ich hoffe und vertraue auf einen Gott, der mich nach meinem Tode nicht auferweckt,



Prof. Dr. Dr. Thomas Marschler, Professor für Dogmatik an der Universität Augsburg

sondern schlafen lässt“. Oder man hält es mit Martin Walser, der in einem Interview anlässlich seines jüngsten Romans „Mein Jenseits“ äußerte: „Die Auferstehungsgeschichte ist nichts als Literatur – das ist allergrößte, aller schönste Literatur. Ich genieße diese Evangelien wie ich Bach, Beethoven oder Mozart genieße. Ich möchte auch ein bisschen von dieser Literatur geschrieben haben, auf meine heutige Art, wie man heute dieser Fassungslosigkeit Tod gegenübersteht“.

Bei aller Wertschätzung, die diese Zeilen ausdrücken – sie hinterlassen zugleich den Eindruck, dass von der weltüberwindenden Hoffnung der Christen nur der kleine Trost geblieben ist, den die Begegnung mit der Schönheit der Kunst Menschen zu schenken vermag, die sonst keine Möglichkeit mehr sehen, das erschreckende Faktum des eigenen und fremden Sterbens zu deuten.

Mit dieser – sei es leicht oder schwer getragenen – Resignation der Gegenwart wird sich ein Christ nicht abfinden dürfen. Sie kann ihn wie die skeptische Kritik früherer Zeiten nur ermutigen, in der biblischen Offenbarungsgeschichte die Wurzeln des Auferstehungsglaubens freizulegen und von dort aus nach Möglichkeiten des Verstehens der Glaubensverheißung zu suchen, sofern dies überhaupt möglich ist.

II.

In der Entfaltung der biblischen Offenbarungsbotschaft war die Hoffnung auf ewiges Leben im Gefolge einer „Auferstehung der Toten“ keineswegs von Beginn an selbstverständlich präsent. Sie ist darin im Gegenteil erst verhältnismäßig spät und über einen langen Entwicklungsweg zur Ausbildung gekommen.

II.a

In den älteren Schichten des kanonischen Alten Testaments erfasst der Blick über den Tod hinaus zunächst nur die Erwartung einer freudlosen Schat-

tenexistenz in der Unterwelt (*Scheol*). Der Tod ist im Schicksal des Menschen, das in der Hand seines göttlichen Schöpfers liegt, ein irreversibler Einschnitt. Er betrifft gleichermaßen jeden Menschen, ob gut oder böse, und beendet alle Beziehungen, die menschliches Leben ermöglichen und bestimmen. Dazu gehört nicht bloß die Einbindung in Familie und Volk, sondern noch mehr die Relation zu Gott. Die Toten preisen JHWH nicht mehr (Ps 115,17), sie sind in einen Existenzbereich übergegangen, wo seine lebensspendende Macht nicht präsent ist. Die Zukunft in der Welt der Schatten und Schlafenden wird nicht verstanden als Seligkeit oder Strafe; sie ist eher ein Bild dahinschwindenden Lebens, das manche Interpreten sogar in Richtung einer Ganztodvorstellung gedeutet haben. Der Blick des alttestamentlichen Menschen im Glauben an Gott bleibt darum zunächst auf das Diesseits gerichtet; das größte Übel ist nicht der Tod, sondern ein unerfülltes Leben.

II.b

Es ist in der Forschung umstritten, wann genau in Israel die Hoffnung artikuliert wurde, dass Gottes Macht nicht am Totenreich ihre Grenze findet. Erste Spuren könnten vor allem in den Psalmen erkennbar sein (vgl. etwa Ps 49,6; 73; 88,1ff.) und bis in die späte Königszeit zurückreichen. In ihnen deutet sich ein Bild von JHWH an, der auch jenseits der Todesgrenze Rettergott des Menschen ist. Je konsequenter sich der Glaube an den einen Gott entfaltet, desto konsequenter musste sich dieser Gedanke zu Wort melden. Die Katastrophe des Exils nach 586 v. Chr. hatte in diesem Prozess entscheidende katalysatorische Funktion. JHWHs Treue und Macht eröffneten dem in seiner nationalen und religiösen Existenz niedergestreckten, „toten“ Volk die Möglichkeit neuen Lebens. „Auferweckung“ wurde darum bei den Propheten der frühen Zeit nach dem Exil zur Metapher für das Wunder der nationalen Genesung Israels (vgl. Hos 6; Ez 37).

Wenn diese Texte auch noch keine individuelle Hoffnungsperspektive eröffnen, können sie doch als Beleg dafür gelten, dass „Tod“ immer weniger als Grenze für JHWHs Wirken angesehen wurde. Die klare Ausbildung einer individuellen Auferstehungserwartung erfolgte allerdings erst in der apokalyptischen Literatur ab dem 2. Jh. v. Chr. Im politischen Niedergang Israels zur

Das zu erwartende Heil rückte aus der perspektivlos gewordenen Geschichtszeit in ein von Gott allein herbeizuführendes Jenseits der Geschichte.

Zeit der hellenistischen Seleukidenherrschaft wandte sich der Blick stärker vom Volksganzen hin zu den Individuen, von der gegenwärtigen politischen Realität zu einer zukünftigen universal-eschatologischen Herrschaft JHWHs. Das zu erwartende Heil rückte aus der perspektivlos gewordenen Geschichtszeit in ein von Gott allein herbeizuführendes Jenseits der Geschichte. In ihr eröffnete sich ein neuer Raum für die Durchsetzung der Gerechtigkeit JHWHs, die im bitteren Schicksal der jüdischen Märtyrer nach traditionellen Schemata von „Tun und Ergehen“ nicht mehr aufzuweisen war. Es ist darum konsequent, dass die deutliche individuelle Auferstehungshoffnung in apokalyptischen

Texten wie Dan 12 oder in 2 Makk 7.12, die beide in die Zeit der schweren Glaubensverfolgung unter König Antiochus IV. Epiphanes (165–153 v. Chr.) weisen, in Zusammenhang mit der Erwartung eines Gerichts nach dem Tod auftritt.

Rückblickend lässt sich festhalten: Auch wenn die Auferstehungsvorstellung eine deutliche Gestalt nur in wenigen und sehr späten Texten des alttestamentlichen Kanons gefunden hat, ist in ihr nicht etwa ein Motiv zur Durchsetzung gekommen, das im Gesamtzeugnis der biblischen Offenbarung als Fremdkörper erscheinen müsste. Der Auferstehungsglaube ist vielmehr die konsequente Artikulation der im AT stets präsenten Hoffnung auf Befreiung und Wiederherstellung Israels im Licht des vollständig entfaltenen monotheistischen Gottesglaubens: Der treue, allmächtige und gerechte Rettergott JHWH kann und wird für jeden einzelnen Frommen tun, was er für Israel als Gesamtvolk immer wieder tun wollte und getan hat.

II.c

In zahlreichen frühjüdischen Schriften der zwischentestamentarischen Zeit sind diese Gedanken aufgegriffen und variiert worden. Die griechischen Übersetzungen der Septuaginta haben dazu beigetragen, auch alttestamentliche Texte, die ursprünglich nicht als Zeugen des expliziten Auferstehungsglaubens gelten können, im Licht dieser neuen Hoffnungsperspektive zu interpretieren. Zur Zeit Jesu war die Erwartung einer leiblichen Auferstehung am Ende der Zeiten bereits in weiten Kreisen des jüdischen Volkes präsent (vgl. etwa Joh 11,24), wenn auch nicht im Sinn eines verbindlichen, präzise ausformulierten „Dogmas“. Die Auseinandersetzung, die Jesus gerade in der Auferstehungsfrage mit den Sadduzäern geführt hat (vgl. Mk 12,18–27), weist darauf hin, dass es auch damals noch einflussreiche jüdische Gruppierungen ohne Auferstehungsglauben gab. In der Predigt Jesu selbst, so wird im Zeugnis der synoptischen Evangelien ebenfalls erkennbar, war die Botschaft von der Auferstehung offenbar ein selbstverständliches Element, das auf die noch ausstehende Vollendung des Gottesreiches verwies, von dem Jesus sprach. Sofern aber die Nähe und anfanghafte Verwirklichung dieses Reiches das Eigentümliche der Verkündigung Jesu ausmachte, ist es nicht überraschend, dass darin das Auferstehungsmotiv nicht im Zentrum stand.

II.d

Wie vor allem das paulinische Schrifttum deutlich bezeugt, hat sich dies mit dem Ostergeschehen entscheidend verändert. Die Auferstehung Christi ist für Paulus in der gegenwärtigen Geschichtszeit der reale Beginn der eschatologischen Zukunft, die Israel verheißen war. Ihre Verwirklichung für alle Christen am Ende der Zeit wird mit der Entmachtung aller widergöttlichen Kräfte und der universalen Vollendung der Gottesherrschaft zusammenfallen. In den inhaltlichen Vorstellungen über die Auferstehung der Toten ebenso wie in den apokalyptischen Bildern und Ablaufschemata, mit deren Hilfe sie beschrieben wird, bleibt Paulus seiner pharisäischen Ursprungstradition eng verpflichtet. Und dennoch bekommen alle eschatologischen Aussagen des Apostels ihre neue Qualifizierung durch die christologische Mitte, auf die sie hin geordnet sind. Wie der auferstandene Christus zu einem Leben in wahrer, aber verklärter Leiblichkeit eingetreten ist, wird es auch mit allen Christen geschehen, wie Paulus vor allem in 1 Kor 15

gegen Vertreter einer spiritualistischen, den Aspekt der Leiblichkeit ausklammernden Auferstehungslehre betont. Die christologische Fokussierung wird zudem darin greifbar, dass Paulus die Verwirklichung der Auferstehung in Verbindung mit der Wiederkunft Christi erwartet, von deren Nähe er überzeugt ist. Schon zuvor aber ist das pneumatologische Leben der Getauften Partizipation an Christi Tod und Auferstehung. Die Verwandlung „in die Gestalt seines verherrlichten Leibes“ (Phil 3,21) wird diese Teilhabe vollenden, „wenn der Herr kommt“ (1 Thess 4,15).

Es ist in unserem Rahmen nicht möglich, den Auferstehungsgedanken in all

Im Tod, bei der Trennung der Seele vom Leib, fällt der Leib des Menschen der Verwesung anheim, während seine Seele Gott entgegengeht und darauf wartet, dass sie einst mit ihrem verherrlichten Leib wiedervereint wird.

seinen weiteren neutestamentlichen Varianten nachzuzeichnen. Zum Ende der apostolischen Zeit gehörte er zum unbestrittenen Glaubensgut der Kirche und ist über die bei frühen Theologen wie Tertullian oder Irenäus nachzuweisenden Inhaltsbestimmungen der „Glaubensregel“ als verbindlicher Bestandteil in die wichtigsten Symbole eingegangen.

III.

Für die Auslegung dieses Glaubensartikels in der Theologiegeschichte war es von größter Bedeutung, dass schon in der frühesten Vätertheologie (im Westen etwa bei Tertullian) die Vorstellung einer unsterblichen Seele in die christliche Eschatologie integriert wurde. Sie entstammt ursprünglich nicht der biblischen, sondern der griechisch-platonischen Tradition, auch wenn sich die Linien seit hellenistischer Zeit zuweilen kreuzten. Die Seele als den Tod überdauernder geistiger Wesenskern des Menschen galt im christlichen Altertum und Mittelalter als entscheidendes ontologisches Kontinuitätsmoment zwischen dem irdischen Leben der Gegenwart und der am Ende der Zeit zu erhoffenden Auferstehungsexistenz (auch wenn häufig ein sehr starkes materielles Kontinuitätskriterium hinzugefügt wurde). In ihr, so die Hoffnung des Glaubens, wird dem Menschen auch der im biologischen Tod zerstörte Leib in wahrer „fleischlicher“, obgleich verklärter Identität wiedererstattet. Dieses „Restitutionsmodell“ ist bis heute die offizielle Auferstehungslehre der römisch-katholischen Eschatologie. Im geltenden „Katechismus der Katholischen Kirche“ wird sie folgendermaßen zusammengefasst: „Im Tod, bei der Trennung der Seele vom Leib, fällt der Leib des Menschen der Verwesung anheim, während seine Seele Gott entgegengeht und darauf wartet, dass sie einst mit ihrem verherrlichten Leib wiedervereint wird. In seiner Allmacht wird Gott unserem Leib dann endgültig das unvergängliche Leben geben, indem er ihn kraft der Auferstehung Jesu wieder mit unserer Seele vereint“ (KKK 997).

Als Problem dieses Ansatzes wurde in neuerer Zeit nicht bloß die Vorstellung einer vom Leib getrennten Seele empfunden, deren metaphysischer Status der modernen Philosophie vielfach noch größere Probleme bereitete als dem Aristotelismus. Kritisiert wurde am

„Restitutionsmodell“ aus theologischer Perspektive auch die Konsequenz, dass in ihm die Vollendungshoffnung allzu stark auf die Seele fixiert wird und der Wiederherstellung des Leibes bestenfalls ein ergänzender Beitrag zugestanden wird. Erinnert werden kann in diesem Zusammenhang an die von Papst Benedikt XII. in der Apostolischen Konstitution „Benedictus Deus“ 1336 vorgelegte Definition, wonach die Seelen aller Verstorbenen, die nach ihrem Tod keiner Läuterung mehr für nötig befunden werden oder sie durchlaufen haben, die göttliche Wesenheit unmittelbar schauen dürfen und darin schon vor dem Allgemeinen Gericht (und der Totenauferstehung) „wahrhaft“ ihre Seligkeit finden (vgl. DH 1000).

Damit ist bereits für die „getrennte Seele“ die entscheidende Glückseligkeit erreicht, obwohl sie noch auf Restitution ihres Leibes und Wiederherstellung der vollen menschlichen Persönlichkeit in der Auferstehung am Ende der Zeiten wartet. Der Leib, den die Seele am Ende der Zeiten formen darf, wird nach Ansicht der Theologen reines Ausdrucksmedium derjenigen Herrlichkeit sein, welche die Seelen aus der Vereinigung mit Gott zuvor bereits besitzen. Die Glorie der Seele wird sich in der Auferstehung auch auf den Leib „extendieren“. Analog wird die Konsequenz der Wiedervereinigung von Seele und Leib für diejenigen gedacht, die im persönlichen Gericht einen negativen Urteilsspruch erfahren haben. Wer die Jenseitswelten aus Dantes „Göttlicher Komödie“ kennt, wird eindrückliche poetische Konkretionen dieser Entsprechungsverhältnisse zwischen seelischem Verdienst bzw. Missverdienst und einer ihnen entsprechenden eschatologischen Leiblichkeit vor Augen haben.

IV.

Die Vorstellung der endzeitlichen Auferweckung geriet seit Beginn der Neuzeit in heftige Kritik. In der rationalen Theologie der Aufklärung, die bei Kant ihren Höhepunkt erfuhr, wurden Zweifel an der rationalen Begründbarkeit einer leiblichen Totenerweckung über die Fortexistenz der Seele hinaus laut. Sie führten im Liberalprotestantismus des 19. Jahrhunderts (beispielhaft bei David Fr. Strauß) dazu, den Auferstehungsglauben generell unter die verzichtbaren historischen Einkleidungsformen des christlichen Bekenntnisses zu rechnen. Gegen diese rationalistische Verkürzung konnte man sich schon auf Schleiermachers Hinweis berufen, dass die ursprüngliche biblische Lehre keine Unsterblichkeit der Seele, sondern die Auferstehung des ganzen Menschen anziele. Spätestens seit Karl Barth wurde im Protestantismus des 20. Jahrhunderts die Überzeugung vorherrschend, dass „Auferstehung der Toten“ und „Unsterblichkeit der Seele“ zwei sich ausschließende Denkmodelle darstellen. Fast alle bedeutenden evangelischen Theologen der neueren Zeit lehren, dass der Mensch im Tod als ganzer, „mit Leib und Seele“ stirbt und so auch am Ende der Zeit von Gott auferweckt wird.

Ein häufig betonter Vorteil dieser These besteht in ihrer leichten Vereinbarkeit mit naturwissenschaftlich orientierten Anthropologien der Gegenwart, die ebenfalls gegenüber der Vorstellung einer unsterblichen, vom Leib trennbaren Seele erhebliche Zweifel äußern. Theologisch betrachtet, ist die mit einer Ganztodprämisse verbundene Auferwekkungstheorie in konsequenter Entsprechung zur lutherischen Rechtfertigungslehre entworfen: Es geht um ein Handeln Gottes am ganz und gar passiven Menschen, der im Todesgericht der Ohnmacht seines Sünderseins in letzter



Bereits der Kirchenvater Augustinus sah, dass der Credosatz von der Auferstehung des Fleisches eine Zumutung für viele Menschen war. Unsere Abbil-

dung zeigt den Heiligen in einer französischen Buchmalerei aus dem 13. Jahrhundert.

Foto: akg-images

Konsequenz überantwortet worden ist. Aus diesem „Nichts“ wird Gott seine neue Schöpfung erheben. Wenn es eine Kontinuität zwischen dem „Hier“ und „Dort“ gibt, dann liegt sie nicht im Geschöpf, sondern ganz in Gott, in seiner bleibenden Treue-Relation zum sündigen Menschen, begründet.

Die meisten katholischen Theologen stehen diesem Modell eher skeptisch gegenüber. Die entscheidenden Anfragen lauten: Ist ein Mensch, der ganz und gar gestorben ist und in seinem Eigen-Sein annihiliert wurde, wirklich noch (oder wieder) „er selbst“, wenn Gott am Jüngsten Tag eine neue Schöpfung initiiert? Und ins Theologische gewendet: Würde Gott konsequent handeln, wenn er sein Geschöpf, dem er eine Sehnsucht nach Unsterblichkeit ins Herz gegeben und für den er den eigenen Sohn als Erlöser gesandt hat, zuerst ins Nichts fallen ließe und anschließend durch ein kaum begreifliches Wunder wieder in die Existenz setzte? Welchen Wert hätten angesichts einer solchen Zukunftsperspektive noch die neutestamentlichen Aussagen über das „neue Sein in Christus“, das die Gläubigen

schon hier und jetzt besitzen und das der Beginn ihrer gnadenhaften Verähnlichung mit dem auferstandenen Herrn sein soll? Eine ontologische Subjekt-kontinuität zwischen vor- und nachtodlicher Existenzform, für die in der Tradition der Begriff der „Seele“ steht, dürfte insgesamt aus philosophischen wie theologischen Gründen kaum verzichtbar sein.

V.

Um gleichermaßen den Aporien der protestantischen Lehre von „Ganztod und Neuschöpfung“ wie den Problemen der patristisch-scholastischen Auferstehungsdeutung zu entgehen, ist in der katholischen Theologie der letzten Jahrzehnte intensiv ein „dritter Weg“ reflektiert worden, der häufig unter dem Begriff der „Auferstehung im Tode“ auftritt. Im deutschen Sprachraum hat der Ansatz vor allem seit der 1969 erschienenen Dissertationsschrift des Dogmatikers Gisbert Greshake Beachtung gefunden und wurde seitdem vielfach zustimmend rezipiert. Seine entscheidende Intention bestand zunächst in der Aufhebung jener Diastase zwischen in-

dividueller und universaler Eschatologie, wie sie spätestens seit „Benedictus Deus“ in der westlichen Theologie festgeschrieben zu sein schien. Dagegen wird nun die These gestellt: „Auferstehung“ des Menschen findet nicht für alle gemeinsam am Ende der Zeiten statt, sondern ereignet sich für jedes Individuum im Augenblick des persönlichen Todes.

Zwei Prämissen sind für diese Position unabdingbar: Erstens ist vorauszusetzen, dass der Mensch mit seinem Tod die irdische Raum- und Zeitordnung verlässt und in die Raum-Zeitlosigkeit Gottes eingeht; was die Bibel „Jüngsten Tag“ (Ende der Geschichte) nennt, wird für jeden Verstorbenen unmittelbare Realität.

Zweitens darf die wesenhafte Bestimmung von „Leiblichkeit“ nicht an die Existenz eines material-dimensional verfassten „Körpers“ gebunden werden, sondern ist phänomenologisch zu definieren als transzendente Bedingung von Kommunikation und In-der-Welt-Sein des Menschen. Solche „Leiblichkeit“, in der die eigene durchlebte Geschichte versammelt und bewahrt ist, bringt ein Mensch im Sterben vor Gott, auch wenn er seine konkrete Körpergestalt auf der Erde zurücklässt. Und dieser Leib ist es auch, der durch den Tod hindurch von Gott transformiert, „aufgeweckt“ wird. Aus der sukzessive heranwachsenden Gemeinschaft der im Tode leiblich Auferstandenen wächst so in der Welt Gottes der vollendete Leib Christi heran.

Dieses Lösungsmodell bezieht seine theologische Attraktivität vor allem aus der Tatsache, dass es die ganzheitliche Anthropologie der Bibel stark macht und den schwer zu begreifenden „Zwischenzustand“ einer vom Leib getrennt fortexistierenden, nicht-personalen Menschenseele ebenso wie das Problem einer „Existenzlücke“ zu vermeiden vermag.

Freilich sind auch auf seiner Seite gravierende Probleme unübersehbar. Die wichtigsten von ihnen hat Joseph Ratzinger in einer längeren, z. T. heftig geführten Kontroverse mit Greshake in den 70er und 80er Jahren benannt. So hat man der Vorstellung einer „Auferstehung im Tode“ vorgeworfen, mit der Loslösung einer ausschließlich relational-funktional definierten „Leiblichkeit“ von jeder materiell verstandenen „Körperlichkeit“ einen neuen Dualismus zu konstruieren. Am Ende der Zeiten bliebe dann der materielle Kosmos übrig als unvollendbarer Schöpfungsrest, gleichsam als Universum voll „ontologischen Restmülls“ (Th. Schärtl), den die erlösten Menschen vollzählig in Richtung der

neuen materiellen Welt Gottes verlassen haben. Ist diese Sichtweise schöpfungstheologisch akzeptabel? Führt sie christologisch angewandt nicht zur heiklen Konsequenz, dass ein „leeres Grab“ am Ostermorgen (als Platzhalter eines wahrhaft verwandelten Stücks materieller Leiblichkeit) geradezu als apriori unmöglich angesehen werden müsste?

Probleme wirft auch die Identifizierung des je einzelnen menschlichen Todespunktes mit dem universalen Vollendungspunkt auf. Hier scheint eine schwer zu schließende Kluft zwischen dem angeblichen Ende der Gesamtgeschichte (dem Realisiertsein des „Jüngsten Tages“) für die Toten und der noch offenen Geschichtszeit zu entstehen, zu der die Verstorbenen doch weiterhin in Beziehung stehen. Diese und weitere Probleme wecken Zweifel daran, ob die Vorstellung einer „Auferstehung im Tod“ tatsächlich als überzeugende Alternative zur traditionellen Annahme einer anthropologisch „unvollständigen“, aber die Subjektidentität während der Zwischenexistenz des Menschen zu bieten vermag, die den Tod in der Zeit und der Auferstehung im Kontext einer universalen Schöpfungsvollendung am Weltende miteinander verknüpft.

VI.

Wie immer man sich in der Debatte positioniert – die theologische Rede über die „Auferstehung der Toten“ wird auch in Zukunft durch die Komplexität der theologischen und philosophischen Faktoren und die Schwierigkeit, sie unter eschatologischen Bedingungen zu applizieren, ein anspruchsvolles und immer nur in tastenden Versuchen ausführbares Vorhaben bleiben. Eine besondere Herausforderung dürfte darin liegen, überzeugender als in der älteren Dogmatik nicht nur die metaphysische Möglichkeit, sondern auch den theologischen Sinn der Zeit zwischen Tod und Auferweckung zu reflektieren (und damit zugleich die Unterscheidung von persönlichem und universellem Gericht). Letztlich bleiben dies aber nur die Prolegomena für ein dogmatisches Gesamtverständnis der Auferstehung der Toten als Abschluss der trinitarischen Selbsterschließung Gottes in seiner Schöpfung. Nur wenn es gelingt, die Vollendung des Menschen in untrennbarer Verbindung mit der Vollendung des Kosmos als Ziel aller Werke des Vaters durch den Sohn im Heiligen Geist zu erschließen, werden wir jene Zentralstellung des Auferstehungsartikels im Gesamt unseres Glaubens wiederentdecken, von dem die Christen der Frühzeit fest überzeugt waren. □

Dokumentation:

Unsere Reihe „ZuMutung Glaube“ fand sowohl bei den Teilnehmern der Abendveranstaltungen, als auch bei den Lesern unserer Zeitschrift „zur Debatte“ großen Anklang. Jetzt, nach Abschluss der Einzeldokumentationen in dieser Ausgabe, halten wir alle acht Tagungsdokumentationen als pdf-Dateien bereit.

Sie können mit einer E-Mail an robert.walser@kath-akademie-bayern.de angefordert werden. Wir senden sie dann gerne kostenlos per Mail zu.



Werden Sie Mitglied und helfen Sie!

Verein Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern

Jahresbeitrag ab Euro 50,-

Infos unter: www.kath-akademie-bayern.de

Das Ende der Finsternis

Die fixe Idee vom finsternen Mittelalter, in dem Aberglauben, Unwissenheit und Armut allgegenwärtig waren, spukt immer noch vielen Menschen im Kopf herum. Professor Johannes Fried aus Frankfurt, einem der profiliertesten Kenner des europäischen Mittelalters, gelang es bei einem Abendvortrag in der Katholischen Akademie, dieses Zerrbild zurecht zu rücken. In seinem Referat unter dem Titel „Das Ende der Finsternis. Grundlegung mo-

dernen Denkens im Mittelalter“ am 20. April 2010 gelang es dem Historiker, zu zeigen, dass das „Wissenwollen“, die Bereitschaft zum Lernen, geradezu ein Kennzeichen des Mittelalters war. Innovationen und Fortschritte, gerade im Denken, nahmen damals ihren Ausgang. Eine aus Platzgründen stark gekürzte Fassung des Referats lesen Sie in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift „zur debatte“.

Grundlegung modernen Denkens im Mittelalter

Johannes Fried

I.

Die Aufklärung beanspruchte für sich, Europa aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit durch den Gebrauch der Vernunft“ (Kant) herausgeführt zu haben. Erst durch sie sei das „dunkle Mittelalter“ überwunden worden. Eine auch heute noch weit verbreitete Meinung.

Den Gebrauch der Vernunft jedoch, mithin das Denken und Handeln nach den erlern- und kontrollierbaren Regeln der Logik, hatte das Mittelalter, von aristotelischen Schriften geleitet, jahrhundertlang eingeübt. Jene Aufklärung des 17./18. Jahrhunderts war bei aller Innovation tatsächlich bloß ein intellektuelles Enkelkind des Mittelalters, so neuerungssüchtig wie alle Enkelkinder, die sich den Voreltern überlegen dünken. Der erkenntnisfördernde Zweifel war den mittelalterlichen Gelehrten bestens vertraut; ebenso der Weg systematischen Fragens zur Wahrheitsfindung, die *via inquisitionis*, nicht minder das Prinzip der Widerspruchsfreiheit, das Kausalitätsschema (die Ursache vor der Wirkung), das hypothetische, experimentelle Schlussverfahren, das Lob der Mathematik, des Wägens und Messens als Schritte zur Erkenntnis jenseits subjektiven Denkens. Diese Gelehrten übten sachliche Korrektur an den antiken Autoritäten, kontrollierten logische Folgerungen an der Realität. Seit dem 12. Jahrhundert verbreitete sich sogar offene Kirchenkritik (etwa bei den von Spanien bis an den Rhein und nach Böhmen verbreiteten Katharern) und die Forderung nach Laienpriestertum (etwa bei den noch heute existenten Waldensern). All dies und noch mehr war dem Mittelalter vertraut, bevor die Aufklärung sich auf den Weg machte. Doch deren Slogan vom „finsternen Mittelalter“ war zu griffig und bietet sich nun seit einiger Zeit als universelles Erklärungsmuster an zur wohlfeilen Abwälzung eigenen Fehlverhaltens und Versagens auf den Schuldbladeplatz eines gesellschaftlichen Nirwanas. Denn „Wir“, gleichgültig wie unvernünftig,



Prof. Dr. Johannes Fried, Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt am Main

leichtsinnig, schuldhaft, gewalttätig wir uns auch gebärdeten, „wir“ sind kein „Mittelalter“.

Jenes wirkliche Mittelalter war anders als die Klischees. Es war tatsächlich wie kaum eine zweite weltgeschichtliche Epoche der Vernunft verfallen und setzte dieselbe nicht grundsätzlich anders als die Aufklärer des 18. Jahrhunderts zur Lebensbewältigung und Weltgestaltung, zur Glaubensbegründung wie zu Glaubenskritik ein. Seine Gelehrten experimentierten mit Gottesbeweisen nach den Regeln der Vernunft, kritisierbar also und korrigierbar, nicht dogmatisch fixiert. *Fides querens intellectum*, hieß es bei Anselm von Canterbury um 1100: ein Glaube, der den Verstand sucht. Ließen sich Glaubensfragen dauerhaft mit der Vernunft begründen oder verwerfen? Die Frage mündet auch heute noch in Aporien. Nicht das Ergebnis entscheidet, sondern Intention

und Methode. Die Vernunft forderte seit dem 12. Jahrhundert den Glauben heraus, kritisierte seine Offenbarungen und Praktiken, begründete dieselben auch neu, um sie abermals auf den Prüfstand des Verstandes zu legen und wieder und wieder.

Machen wir uns nichts vor! Umfrageergebnisse unserer eigenen Gegenwart verdeutlichen zur Genüge, dass sich die Aufklärung eines René Descartes, Christian Wolf oder Immanuel Kant keineswegs allgemein durchgesetzt hat. Sie bleibt – wie im Mittelalter – die Weltanschauung kleiner Eliten: Irrationalität und intellektuelle Unmündigkeit triumphieren stattdessen nach wie vor, nicht zuletzt in den sich ausbreitenden Fantasy-Welten und weltweit aufsprießenden Sekten, in Fanatismen aller Art. Von einem moralischen Gesetz heutiger „U-Bahn-Schläger“, die den Zombieraus lassen, wollen wir gänzlich schweigen. Darwins Evolutionslehre sieht sich keineswegs allgemein akzeptiert, sie mag sich noch so klar in unseren Lebenswelten manifestieren – trotz der modernen Genetik, die sie neu begründete. Neurobiologen und Neuropsychologen bezweifeln die Gültigkeit aufklärerischer Vernunftapothese, den freien, nur dem eigenen Selbst verantwortlichen Willen.

Kantianisch gesprochen leben wir noch im Mittelalter, ohne allgemeinen Gebrauch emanzipierender Vernunft. Es heißt etwa in jenen Umfragen: 22% der Briten glaubten, aller Dino-Romantik zum Trotz, die Welt sei vor 6000 Jahren erschaffen, mehr als jeder fünfte. Von Deutschen oder US-Amerikanern wollen wir gar nicht reden. In Hessen sollte ja der biblische Kreationismus reanimiert und in den Biologieunterricht der Schulen als biologische Theorie eingeführt werden. Die Frist der 6000 Jahre entstammt der jüdischen Biblexegese und wurde über Kirchenväter wie Augustinus von Hippo in die abendländische Tradition eingespeist. Das Mittelalter rackerte sich ab mit ungezählten, nie erfolgreichen Überprüfungen. Es ahnte Fehler, verfügte aber über keine Techniken zur Bestimmung des Erdalters.

Angezweifelt wurde diese Weltzeit von 6000 Jahre im Abendland bereits seit dem 13. Jahrhundert. Als hilfreich erwies sich dafür die Rezeption arabisch-antiker Astronomie, deren Beobachtungen etwa die Rotationsgeschwindigkeit des Firmaments zu berechnen gestattete und damit ein Weltalter von 30000 und mehr Jahren verlangte. Aber was bewies das schon? Gewiss, die astronomischen Theorien, auch die kosmologischen Messtechniken wurden bis heute erheblich verbessert; von Dopplereffekt, Rotverschiebung oder Röntgenstrahlung hatte das Mittelalter eben noch nichts gehört, obgleich Strahlenbrechung und Prisma, Voraussetzung zur Entdeckung der ersteren, seit dem 13. Jahrhundert bekannt waren. Was hätte es gar mit Antimaterie anfangen können! Auch heute fällt es schwer, sie zu begreifen. Fortschritte also der Mathematik, der Weltkenntnis, der Kosmologie, Geologie, der Physik und Chemie und anderer Naturwissenschaften sind zu verzeichnen, aber kein grundsätzlich neuer Vernunftgebrauch. Er steht seit über einem Jahrtausend fest; er, nicht die Aufklärung, hat das Abendland geistig geformt. Mit seinem Erbe wucherten jene Aufklärungsapostel.

II.

Der kulturelle Aufstieg dieses Abendlandes, das den Zusammenbruch der antiken Welt verkraften musste, führte einen langen Weg. Er begann mit Karl dem Großen (Abb. 1). Wir werden im Folgenden die Entwicklung nicht detailliert beschreiben können; so ver-

folgen wir sie über eine Kette von Episoden. Der genannte Frankenkönig, der eben das Reich der Langobarden in Oberitalien erobert hatte, eines der letzten Bildungsresiduen der Antike, störte sich am fehlerhaften Latein seiner Mönche und fürchtete um die Wirksamkeit ihrer Gebete (Bonifatius etwa hatte sich in Baiern über die Taufe *in nomine patris et filii et spiritus sancti* erschrocken). Aber „rechtes Wissen geht rechtem Tun voraus“. So hielt Karl etwa den Mönchen von Fulda vor, diesen vorgeblich höchsten Trägern aller höheren Bildung, als er sie zur Besserung ihrer für ungenügend befundenen Lateinkenntnisse anhalten musste.

Der König verlangte als erstes Sprach-, d.h. Grammatikunterricht, der in antiker Tradition nicht isoliert erteilt wurde, vielmehr in Gemeinschaft mit Rhetorik und Dialektik, der Fähigkeit also systematisch Fragen zu stellen, um nach den Regeln der Logik zu einem Sachverhalt vorzudringen. Karl drängte Alkuin, den herausragenden angelsächsischen Gelehrten an seinem Hof, entsprechende Unterweisungsschriften zu verfassen. Die Einführung zur „Grammatik“, Alkuin hieß sie: „*Disputatio de vera philosophia*“, gedieh dabei zu einer knappen, geradezu neuplatonischen Aufstiegslehre über die Trittstufen der sieben freien Künste zur Gottesschau – zugleich zur klaren Sprache der Vernunft.

„Erläutere mir die Entdeckung der Rhetorik“, drängte Karl weiter. Der Angelsachse unterwies ihn: „Einstmals lebten die Menschen wie wilde Tiere auf dem Feld, vermochten den Verstand nicht, nur ihre Körperkraft zu gebrauchen, versahen keinen Gottesdienst, keine menschliche Aufgabe. Nur blinde, unbesonnene Gier beherrschte sie zum Missbrauch ihrer Kraft. Da erkannte ein bedeutender und kluger Mann, welcher ein Stoff und welche Begabung in ihrem Geist schlummerte, wenn einer ihn nur zu wecken und zum Besseren zu leiten vermöchte.“ Wie modern argumentierte doch dieser frühmittelalterliche Gelehrte: Aus dem tierhaften Zustand zum Gebrauch der Vernunft als Folge erwachender Erkenntnis. Das erinnert eher an Darwin denn an Kant, der in Kategorien des Fortschritts, nicht der Evolution dachte. Nichts da mit selbstverschuldeter Unmündigkeit. Im Gegenteil: Aus Tierhaftigkeit durch den gewekten Vernunftgebrauch zur Menschenwürde. Wohl aber implizierte Alkuins Fabel unterschiedliche Bildungsniveaus in unterschiedlichen menschlichen Gesellschaften. Rede zeugte von Vernunft und mehr als das, war dem animalischen Dasein entrissene Menschlichkeit, vernunftverpflichtete Menschenwürde, Herrscherpflicht. Entsprechend handelte der große Karl.

Die Aufgabe lag auf der Hand. Es galt, die Vernunftkultur zu erneuern, dazu Begriffe, eine Ausdrucksweise zu lernen und Denkfiguren einzuüben, die den Regeln der Dialektik entsprachen. Die Anfänge mussten sich mit schlichten Übungen begnügen. So vereinte Alkuins „*Dialectica*“ leicht fasslich und in dialogischer Gestalt die Kategorienlehre des Aristoteles und dessen „*Perihermeneias*“, die Lehre von der Aussage. „Alkuin: *Perihermeneias* heißt die Schrift gleichsam vom Begreifen. – K. Wie vom Begreifen? – A. Jeder Sachverhalt, der einer ist und durch ein Wort dargestellt werden kann, wird entweder durch ein Nomen oder durch ein Verb bezeichnet. – K. Wie geschieht das eine oder das andere? – A. Durch das Nomen wird die Substanz eines jeden Dinges bezeichnet, etwa ‚Mensch‘. Durch das Verb werden Handeln oder Leiden aufgewiesen, etwa: ‚der Mensch rennt‘, ‚der Mensch wird gequält‘. Diese beiden Elemente einer Rede bezeichnen

das Ganze, das der Verstand zur Aussage entwirft.“ Und so geht es fort. Ein analytischer Sinn für Satzaussagen wird auf diese Weise geformt – in einer Gesellschaft, deren tatsächlich primitive, jeglicher Fachterminologie entratende Muttersprache nicht den schlichtesten philosophischen oder theologischen Gedanken formulieren könnte. Zugleich werden rational gelenkte Wahrnehmungsweisen vermittelt.

Notwendig sei, so betonte der Aristoteles-Übersetzer Boethius gleich eingangs seiner eigenen kleinen, ebenfalls schon in der Karolingerzeit rezipierten Schrift „De divisione“, die Kenntnis von genus, species, Differenz, proprium und accidens. Das waren logische Grund- oder Allgemeinbegriffe; sie bezeichneten Gattung und Art, das Spezifische, das Unterscheidende, das variable Beiwerk; hinzu kamen etwa Division und Subdivision, eine logische Figur, die auf das Ganze und seine Teile oder auf die Zergliederung einer Gattung in Arten und Unterarten zielte. „Lebewesen“ etwa ist ein Gattungsbegriff, „Mensch“ oder „Tier“ sind Species (Arten), „Landtier“, „Vogel“, „Fisch“ sind Unterarten. Ein „gesunder Mensch“ unterscheidet sich bloß akzidentiell von einem „kranken“ und bleibt ein „Mensch“, selbst ein „toter Mensch“ bleibt logisch ein „Mensch“. Der „Baum“ ist eine Ganzheit, „Stamm“, „Wurzeln“, „Äste“ oder „Blätter“ deren Teile. Gewiss, derartig propädeutische Übungen waren weit entfernt von jeglicher Philosophie. Aber sie wurden übelnd allem übergestülpt, was sich damals denken ließ, auch und gerade über die Fragen des Glaubens. Sie brachten so tatsächlich mit der Zeit, nämlich seit dem 12. Jahrhundert, Theologie und Philosophie als wissenschaftliche Spezialdisziplinen auf den Weg, in kultureller Evolution.

Die Wechselwirkung von Leben, Wissen und Handeln trat in den Blick und die Verantwortung des Königs für dieselben. Der Herr bedurfte der Bildung in seinem Reich und wusste darum: Karl der Große ließ Schulen einrichten, spätere Herrscher gründeten Universitäten. Karl wachte über die Bildung, drang auf Nachhilfe, wo er Mängel entdeckte, belohnte mit Ämtern, wo er Erfolge sah, machte seinen wissenschaftlichen Hof zum nachahmenswerten Vorbild für die Völker seines Reiches. Die Erneuerung des Schulwesens wurde zu einer unabdingbaren Notwendigkeit. Die Klöster sahen sich dafür auf Karls Geheiß in zuvor ungewohnter Weise in die Pflicht genommen. Die Rettung antiker lateinischer christlicher und heidnischer Autoren geht auf ihr Konto. Selbst für so amourose Texte wie die „Liebeskunst“ des Ovid spitzten sie die Federn; deren drittes Buch musste manch einem in der Ehelosigkeit lebenden Mönch, manch einer Nonne tiefe Seufzer entlocken. *Gaudia nec cupidis vestra negate viris* („Eure Freuden verwehrt nicht begehrenden Männern“ 3,89). Die Wirkung reichte weit über Belletristik hinaus. Das Buch aus dauerhaftem Pergament rettete die Antike; Bibliotheken entstanden nun wieder, Sammlungen von ein paar Hunderten von Handschriften. Ein unbezahlbarer Schatz.

Ohne Grammatik, Rhetorik und Dialektik, ohne die Beherrschung einer Wissenschaftssprache und ohne geregelten Vernunftgebrauch, ohne die Disziplinen des Quadriviums (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik), ohne Bücher, kurz: ohne Wissenschaft war erfolgreiche Herrschaft fürderhin nicht möglich. Sie förderte, da in der gesamten durch das Latein geprägten Welt gelehrt, einen neuen, dialektisch geprägten Denkstil im Abendland, der, da er an den Schulen (scholae) eingeübt wurde, „Scholastik“ genannt wurde. Er aber

konnte in vielfacher Weise auch den Artes mechanicae wie der Medizin, der Baukunst oder Betriebsführung die Richtung weisen. Jene Wissenschaften lehrten Unterscheidungen zu treffen, nämlich die Unterschiede zwischen den Dingen und Sachverhalten, ihre „Differenz“ und ihre „akzidentielle“ Verschiedenheit, auf ihren „Begriff“ zu bringen, lehrten etwa „Dunkelheit“ von „Dämmerung“ zu unterscheiden, lehrten zu „definieren“ und die Wirklichkeit gedanklich schärfer und angemessener, sie damit praktikabler zu erfassen.

Fulbert klärte und formulierte für Jahrhunderte die gültige Bestimmung der Vasallentreue, eine entscheidende Rechtsweisung, wie sie dann auch dem Lehnswesen des Hohen Mittelalters und der Neuzeit zugrunde lag.

Die Dialektik war integraler Bestandteil des scholastischen Rhetorikunterrichts wie ja überhaupt seit ihrer Entstehung im 5./4. Jahrhundert vor Christus ein enger Zusammenhang zwischen Sophistik, Dialektik und Rhetorik bestand. Zumal die Zirkumstanzenlehre der Rhetorik (die aus der antiken, im Mittelalter nicht benötigten Gerichtsrhetorik hervorging) sollte in diesen „mittleren“ Jahrhunderten erkenntnistheoretische Bedeutung gewinnen; diese Lehre operierte mit jenen für sich bestehenden Phänomenen, die Aristoteles Kategorien genannt hatte. Sie bildeten je und je die erkennbaren, definierenden, analysierbaren Umstände (circumstantiae) eines komplexen Sachverhalts und ließen sich systematisch erfragen: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando. Die „Wirklichkeit“ verwandelte sich auf diesem Weg unversehens aus einer komplexen, blockhaften Ganzheit in ein Bündel oder Knäuel analysierender (d.h. auflösender) Fragen.

Solche Wissenschaft aber diente nicht zuletzt dem Glauben. Sie klärte auf, nicht gegen Gott und die Kirche, wie es eintausend Jahre später von der Vernunft verlangt wurde, doch gegen ein magisches Weltbild, gegen Aberglauben, Zaubersprachen und eine animistisch-symbolische Natur, wie sie jenseits der antiken Hochzivilisation herrschten. Der Weg war mühsam, weil er nicht mit den Füßen, sondern im Kopf, gedanklich und sprachlich bewältigt werden musste. Der „Aufstieg zur Weisheit“ war keine Angelegenheit weniger Jahrzehnte. Er bedurfte vieler menschlicher Generationen, sorgte für eine recht einheitliche abendländische Kultur. Jahrhunderte lang wurden von Schottland bis Süditalien und Sizilien, von Polen bis Portugal prinzipiell in gleicher Weise Begriffe, Regeln, Differenzbestimmungen und dergleichen eingeübt, bevor im hohen Mittelalter der große, welthistorisch relevante Durchbruch erzielt wurde. Nicht der rasche Fortschritt entschied, sondern die Dauerhaftigkeit der Intention und die Kontinuität der Übung.

Nur bescheidene Früchte ließen sich frühzeitig ernten. In der Zeit Karls des Großen forderte etwa der byzantinische Bilderstreit heraus, die Auseinandersetzung über den Kult um die heiligen Ikonen, deren Wellen bis nach Rom und ins Frankenreich schlugen. Die weitreichende (wenn auch nie vollständige) Bildächtung in Judentum und Islam wirkte seit dem 8. Jahrhundert auf die Bild-Diskurse in Byzanz; die Furcht vor

Idolatrie führte zu zeitweiligem Ikonenverbot. Unterschieden wurde zwischen Urbild und Abbild, auch zwischen Latreia (Proskynesis tās latreias) und Proskynesis (ek timās); die erste gehörte ausschließlich Gott und den Heiligen, die zweite dem Kaiser.

Aber im Frankenreich warf man beides in eins. So schien die eben eingeübte Differenzierung zwischen Gattung und Art als Argument gegen den orthodoxen Bilderkult dienen zu können. Zudem spürte man handfeste magische Praktiken auf, dass etwa die Farbe von Madonnen- und Heiligenbildern abgekratzt wurde, um dem Heiltrunk als Medizin beigemischt zu werden. So beschrieb es um 820 der Bischof Claudius von Turin als Praxis unter den Römern. Das Bild vergegenwärtigte die Gottesmutter und die übrigen Heiligen; Partikel des Bildes erhöhten – vergleichbar dem sich eben damals verfestigenden Reliquienkult – die Präsenz der Heiligen am Krankenlager. Dagegen wurde der Lehrcharakter der Bilder betont. *Pictura est litteratura illitteratorum*. So hieß es in der Nachfolge Gregors des Großen. Gelehrtes Wissen regulierte einen naiven Glauben.

III.

Die Einübung dialektisch-logischen Denkens, die in den Schulen Generation für Generation praktiziert wurde, führte in eine Umbruchzeit. Klosterschulen eigneten sich nun immer weniger für die gestiegenen Bildungserfordernisse; dieselben konzentrierten sich fortan in Domschulen, aus denen seit dem 12. Jahrhundert hier und da – vor allem in Paris – ganz neuartige Institutionen, die gelehrten Genossenschaften der „Universitäten“ (universitas magistrorum oder scholarium), erwachsen. Weithin berühmt und gefeiert als Lehrer der Dialektik trat um die Jahrtausendwende etwa in Chartres der (für die Domschule zuständige) Kanzler und spätere Bischof Fulbert hervor. Einen neuen Sokrates und Pythagoras nannten ihn seine Schüler; noch im fernen Regensburg gedachte man seiner, als hörte man einen Engel singen. Es war ein Wissen auch für die Praxis.

Überhaupt fand Abaelard in den Reihen der Kardinäle und dieses oder jenes Papstes Bewunderer, zugleich aber die heftigste Gegnerschaft Bernhards von Clairvaux, der mit der logisch-rationalen Theologie des Bretonen wenig anzufangen wusste und sie für häretisch hielt.

Fulbert klärte und formulierte für Jahrhunderte die gültige Bestimmung der Vasallentreue, eine entscheidende Rechtsweisung, wie sie dann auch dem Lehnswesen des Hohen Mittelalters und der Neuzeit zugrunde lag. Sie folgte dem dialektischen Prinzip der Division. Die „Treue“ als ein Ganzes ließ sich in Teile zerlegen: „Wer seinem Herrn Treue schwört, hat diese sechs stets zu bedenken: Unversehrtheit, Sicherheit, Ehre, Nutzen, das Leichte und das Mögliche“ (*incolumen, tutum, honestum, utile, facile, possibile*). Die Teile schlossen, wie Fulbert ausführte, Recht und Besitz, Handeln und Leistung des Vasallen für den Herrn ein und folgten einer Rechtsbindung auf Gegenseitigkeit. Fulbert klärte nebenbei und doch erstmals in

der abendländischen Geschichte aufgrund derselben dividierenden Methode, was ein Königreich sei: „So wie ein Haus nicht ohne Fundament, Wände und Dach existiert, so gibt es kein Königreich ohne Land, Volk und König. Fehlt Land oder Volk oder König, so kann es kein Reich mehr sein“. Die Definition gilt mit gewissen Veränderungen noch heute, insofern unser Staatsrecht von Staatsvolk, Staatsgebiet und Staatsgewalt als den drei Konstituenten eines Staates spricht. Das Königreich als Haus war das Ganze, der König nur ein Teil von ihm. Vor Fulbert sah man es umgekehrt (gemäß Isidor von Sevilla): Der König begründete ein Königtum (*Regnum a regibus dictum*). Das Reich war bislang logisch dem König untergeordnet, fortan wird der König zum Verfassungsorgan des Reiches – eine entscheidende Wende für künftiges Staatsdenken.

Der gesamte Denkstil änderte sich unter dem von den Bildungscurricula vorgeschriebenen und consequenten Zugriff der Dialektik. Der Prozess lässt sich nicht nur auf der Hochebene gelehrter Eliten, sondern ebenso in den Lebenswelten des ungelehrten Volkes, etwa in den vergleichsweise späten sog. „Pariser Gesprächen“ beobachten. Sie boten in Gestalt kleiner lebensnaher Szenen praktische Übungen zum Erlernen der deutschen (moselfränkischen) Sprache und waren im Grenzbereich zur romanischen Sprachzone entstanden. Aufgebaut aber waren sie nach den Prinzipien gelehrter Rhetorik. So etwa der folgende Dialog: Ein Geistlicher und ein Laie begegneten einander zur Stunde, da man aus der Frühmesse zu kommen pflegte. Es entspann sich ein knapper Dialog: „Wo ist deine Frau? Warum warst du nicht in der Messe. – Ich wollte nicht – Du hast bei deinem Weib in eurem Bett geschlafen. Wenn das euer Herr wüsste, dass du bei der Frau geschlafen hast, bei meinem Kopf, er würde euch zürnen. – Was sagt ihr, Herr? – Hör’ zu, du Narr. Wolltest du in der Haut eines Pferdes stecken? Nur ein Narr vögelt (fottit) gerne.“

Eine alltägliche Situation, eine lebensnahe Sprache. Und doch war alles nach rhetorischen Schulregeln konstruiert. Alkuin etwa hatte in seiner Rhetorik zur Klärung eines Sachverhalts die Benennung des Täters und der Tat verlangt, das „wer“ und das „was“, weiter Zeit und Ort, das „wo“ und das „wann“, hatte die Angabe des Modus vorgeschrieben, das „wie“, weiter das „warum“ und schließlich hatte er gut ciceroianisch empfohlen, ein eigenes Urteil abzugeben, eine opinio. Das alles erfüllte die kleine Geschichte: Das „wer“ war der Mann, der nicht zur Messe ging, das „was“ steckte in den Verben, das „wo“ war klar angesprochen: im Bett, das „wie“ fehlte nicht: mit deiner Frau, das „warum“ klärte der mangelnde Wille und das eigene Urteil steckte in der Drohung: „wenn das dein Herr wüsste“. – Ich muss es mir hier versagen, diesen kleinen Dialog noch weiter zu analysieren. Er folgte nicht nur der Zirkumstanzenlehre, vielmehr den weiteren Regeln zur genauen Fallbestimmung. Die frankophonen Schüler, die hier altmoselfränkisch lernen sollten, übten an einem Beispiel, das ihnen zugleich gestattete, über die ungebildete Welt der Hörigen zu spotten. Uns aber verdeutlicht der Übungstext, wie Lehrer damals ihre Schüler anhielten, die Welt nach den Regeln dialektisch geschulter Rhetorik zu erfassen.

IV.

Der bedeutsamste Einschnitt, den die Jahrzehnte um 1100 erlebten, wurde auf erkenntnistheoretischem Feld durch Peter Abaelard (**Abb. 2**) bewirkt.

Er begründete den methodischen Zweifel als Erkenntnisprinzip. Wieder lässt sich die Entwicklung schrittweise nachverfolgen. Spielerisch, noch ohne methodische Konsequenzen hatten Wormser Domschüler in ihrer übenden Auseinandersetzung mit den Domschülern von Würzburg jene von Mainz zu Schiedsrichtern aufgerufen. Zu deren Ermunterung hatten sie auf eine Sentenz in den „Kategorien“ des Aristoteles verwiesen, die sich dem diffizilen Problem zuwandte, ob Substanzen relativ sein können, und zur Lösung verlangt, das Problem immer wieder prüfend zu durchdenken: *Dubitare enim de singulis non erit inutile*. Die Mainzer sollten nun prüfen, *dubitando inquirere*.

Ganz anders ging nur wenige Jahrzehnte später der berühmte Dialektiker, Theologe und Philosoph Peter Abaelard († 1142) mit denselben Gedanken um. Er erhob, auf Aristoteles verweisend, den Zweifel zu einem Erkenntnisprinzip schlechthin: „Denn vom Zweifeln gelangen wir zum Fragen; und fragend erfassen wir die Wahrheit“. Scheinbare Widersprüche in den Werken der christlichen Väter ließen sich auf dem eingeschlagenen Weg plausibel klären. Abaelard verdeutlichte es in einer kleinen Schrift, die er „Ja und nein“ nannte, „Sic et non“, und in der er widersprechende Kirchenväterzitate einander gegenüberstellte und Kriterien zur Aufhebung der Gegensätze entwickelte – eine philologische, traditions- und erkenntniskritische, analytische Meisterleistung. Auf diesem Weg wurde Abaelard einer der Väter der Lehre vom freien Willen als dem Fundament menschlicher Freiheit schlechthin. Überhaupt fand Abaelard in den Reihen der Kardinäle und dieses oder jenes Papstes Bewunderer, zugleich aber die heftigste Gegnerschaft Bernhards von Clairvaux, der mit der logisch-rationalen Theologie des Bretonen wenig anzufangen wusste und sie für häretisch hielt. Vernunft und Glauben gerieten in Konflikt und dieser mit Hilfe der Dialektik ausgefochtene Konflikt gab den besten Nährboden ab, die Pflanze Vernunft besser und besser gedeihen zu lassen. Denn der Glaube sollte sich vor der Vernunft bewähren. Die Philosophie sollte zwar, wie man bald forderte, der Theologie als Magd dienen. Tatsächlich aber wurde der Theologe der Gärtner der Vernunft.

V.

Noch eine weitere Zäsur zeichnete sich seit den Jahrzehnten Karls des Großen ab, die im hohen Mittelalter geradezu in eine intellektuelle Revolution mündete: die Auseinandersetzung mit fremden Kulturen, so der arabischen. Die arabische Sprache stand nur in Randbereichen des Abendlandes zur Verfügung. Oftmals waren Juden die Übersetzer. Militärische Konfrontation hatte für lange Jahrhunderte eher die Angst beflügelt als die Verständigung. Die christliche Propaganda der Dämonisierung und Verteufelung des Islam tat ein Übriges, während die kulturelle Überlegenheit etwa des Emirats und Kalifats von Córdoba sonderliche Beziehungen zu den „unterentwickelten“ Ländern der lateinischen Christenheit – von seltenen Gesandtschaften abgesehen – erübrigte. Erst seit dem 11. Jahrhundert wurden die Muslime durch die Reconquista in Spanien und die Normannen in Süditalien und Sizilien in die Defensive gedrängt; und erst im Zeitalter Abaelards begann die geistige Auseinandersetzung mit ihm. Damals entstand eine erste Übersetzung des Koran ins Lateinische (veranlasst durch den Großabt Petrus Venerabilis von Cluny) und Christen begannen, den Islam als eine monotheistische Religion,

wenn auch verzerrt, zu würdigen. Abaelard gab das diskriminierende Freund-Feind-Muster auf und versuchte in seinem Dialog zwischen einem Christen, einem Juden und einem Philosophen, d. h. einem Muslim ein angemessenes Verständnis für die Fremden zu wecken. Die Begegnung der Kreuzfahrer mit der eindrucksvollen Frömmigkeit der Muslime im Heiligen Land stimmte den Westen ebenfalls nachdenklich und formte mit an seiner weiteren intellektuellen Entwicklung.

Interkultureller Austausch und wechselseitige Lernprozesse ließen sich auf die Dauer nicht aufhalten. Sie führten, soweit es den Islam betraf, über die drei Kontaktzonen: Spanien, Sizilien mit Süditalien und seit der Kreuzzugszeit über den Vorderen Orient. Hinzu kamen die mannigfachen Kontakte der italienischen Seekommunen – Venedig, Pisa, Genua – mit ihren afrikanischen Partnern in Ägypten oder dem Maghreb. Technisches, philosophisches, medizinisches und überhaupt naturkundliches Wissen strömte von dort in das christliche Abendland, so die „arabischen“ Zahlen. Solches Wissen floss aus antiken griechischen und arabischen Überlieferungen, aber auch aus den Quellen des fernen Asien, etwa – wie die Ziffern – aus Indien. Lernprozesse wurden selbst in der Gegnerschaft angestoßen. Juden traten auch jetzt als eigene Gelehrte und als helfende Vermittler hervor.

Das intellektuelle Rüstzeug des Westens war nun flexibel genug, das Eigene gegen das Fremde zu schützen, ohne auf die Rezeption fremden Wissens und Denkens verzichten zu müssen. Die Rezeption führte vielfach zu Innovation. Die Entwicklung nahm sich anfangs im Vergleich zu späteren Gedankenexperimenten recht harmlos aus. An den Schulen der Île de France befasste man sich mit dem göttlichen Sechstageswerk, wie es die „Genesis“ schilderte. An Fachliteratur gab es nicht viel zu lesen, um die Geheimnisse der Natur, des Kosmos und der Weltordnung zu ergründen. Die antiken Naturlehren standen von wenigen Ausnahmen abgesehen – Macrobius, Platons Timaios-Dialog mit dem Kommentar des Chalcidius dazu, vor allem Ciceros Somnium Scipionis – nur Griechisch- oder Arabisch-Kennern zur Verfügung; sie waren damit dem Westen einstweilen verschlossen. Dennoch, der Blick in die Natur wurde wissenschaftlich, führte zu endlosen Fragen, ohne allseits anerkannte Antworten zu finden, und reizte zum Forschen. Kein Wissen fällt vom Himmel; alles Spätere verdankt sich früheren Grundlegungen und der Konfrontation mit Neuem. Die Naturlehrer des 12. Jahrhunderts wussten es wohl: Wir, so hielt einer von ihnen, Bernhardus Silvestris, fest, der in Chartres lehrte, sind Zwerge auf den Schultern von Riesen; deshalb schauen wir ein wenig weiter – ein schönes Bild für die Bescheidenheit und den Stolz erfolgreicher Naturforscher.

VI.

Die erwähnten antiken Schriften ließen sich teilweise leicht mit der christlichen Schöpfungslehre vereinbaren; vieles aber widersprach ihr. Theologie und Naturlehre standen vor neuen Herausforderungen, den heftigsten Konflikten. Das Beispiel der Astrologie und Astronomie, beide damals untereinander austauschbar, trat am frühesten zutage. Arabische und jüdische Autoren galten hier als Autoritäten. Deren Einfluss auf die gesamte lateinische Kultur ist schwerlich zu überschätzen; er konfrontierte mit einer gänzlich ungewohnten Art, sich der Natur, dem Schöpfungswerk Gottes zu nähern und



Foto: akg-images

Abb. 1: Die Palastschule Karls des Großen (er regierte 768 – 814) – hier ist der Herrscher in einer französischen Buchmalerei aus dem 15. Jahrhundert dargestellt – war die herausragende Bildungs-

stätte im Zeitalter der Karolinger. Gelehrte, wie der Angelsachse Alcuin, widmeten sich dort der Forschung und der Lehre.

Nachrichten

Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt (DBU) fördert mit 125 000 Euro das Energiesparen in der Katholischen Akademie. Diese Summe stellt die DBU der Akademie für eine Energiekonzeptstudie zur Verfügung. Diese interdisziplinäre Grundlagenstudie hat das Ziel, herauszufinden, mit welchen Bau- und organisatorischen Maßnahmen erreicht werden kann, den Energieverbrauch nachhaltig zu senken. Die Akademie möchte erreichen, dass ihr Energieverbrauch um mehr als 75 Prozent verglichen mit 2001 sinkt. Mit ihrem Konzept Akademie 2010, das seit 2001 umgesetzt wird, gelang es der Akademie mit vielen Einzelmaßnahmen schon fast 40 Prozent Energie zu sparen. Die Studie soll nun einen großen Wurf ermöglichen und das gesamte Einsparpotential der Akademie zeigen.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Herausgeber, Inhaber und Verleger: Katholische Akademie in Bayern, München
 Direktor: Dr. Florian Schuller
 Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
 Layout: Josef Breuer, Augsburg
 Fotos: Akademie
 Anschrift von Verlag u. Redaktion: Katholische Akademie in Bayern, Mandlstraße 23, 80802 München
 Postanschrift: Postfach 40 10 08, 80710 München, Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03, E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
 Druck: Kastner AG – Das Medienhaus, Schloßhof 2, 85285 Wolnzach.
 zur debatte erscheint zweimonatlich. Kostenbeitrag: jährlich € 25,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank: Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750 903 00. Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.

rationale, nicht offenbarte, nicht symbolische Begründungen für das Geschehen in ihr zu suchen. Astrologische Gutachten, in der Karolinger- oder Ottonenzeit völlig unüblich, verbreiteten sich seit dem 12. Jahrhundert in allen Königshäusern des lateinischen Abendlands.

Astrologie aber lehrte ein Zusammenspiel von Himmel, Erde und Mensch, von Makro- und Mikrokosmos, das sich berechnen lassen sollte; sie forderte genaue Beobachtung, Mathematik und sphärische Trigonometrie. Das Messen und Rechnen im Abendland verlangte Perfektion. Es war kein Spiel um seiner selbst willen. Himmelskunde, die Harmonie von Mond-, Sonne- und allen Sternensphären, mündete immer aufs Neue in Zeitberechnung. Der Kalender, das Kirchenjahr, das bewegliche Osterfest, die Gebetsstunden der Mönche forderten sie seit jeher. Der Abt Wilhelm von Hirsau bewies schon im 11. Jahrhundert, dass der Kalender um 5 Tage dem Sonnenstand hinterherhinkte; er hat sich aufgrund seiner noch unvollkommenen Messtechnik nur um einen Tag vertan. Doch nicht nur die Lebenszeit galt es zu messen. Die Weltzeit, das stand fest, würde bald enden, die Endzeit kündigte sich an. Seit dem 10. Jahrhundert, als Gläubige und Gelehrte bange Blicke auf die Jahrtausendwende richteten, wuchs die Sorge. Alles aber offenbarte sich am Himmel. Dort sollten die Zeichen des Untergangs erscheinen, die der Herr selbst verkündet hatte, dort, in der Natur und unter den Menschen. Zumal der Evangelist Matthäus hatte solche als Ankündigungen für den jüngsten Tag und das Endgericht aufgelistet: Sonnen- und Mondfinsternis, Sternensfall, Schweifsterne, dazu Überschwemmungen, Seuchen, Aufstände, Kriege, Teuerungen und dergleichen mehr.

Die Endzeiterwartung erwies sich als eine treibende Kraft wissenschaftlicher Aufklärung über die Natur, zur Erforschung dieser Erde, ihrer Wirklichkeit, ihrer Geschichte. Denn nicht jede Katastrophe läutete das Ende ein, wenn auch jedes Zeichen etwas bedeutete. Es galt zu differenzieren, die dialektischen Methoden ließen sich nun zur Geltung bringen, die man seit Jahrhunderten eingeübt hatte. Am Herrenwort zweifelte niemand; es wäre Häresie gewesen, Sünde. Die Worte der Propheten und Evangelisten wurden wörtlich, als Ankündigung realen Geschehens, verstanden. Jedes Zeichen verlangte deshalb nach Bewertung.

Astronomie und Astrologie schienen Hilfe zu bieten; sie beflügelten die Endzeitspekulation, erforderten aber taggenaue Beobachtung des Himmels, der Planetenbewegungen und Konjunktionen, deren Vorausberechnung; sie forderten eben Mathematik, sphärische Trigonometrie, Optik und optische Strahlenkunde, verbesserte Mess- und Beobachtungsgeräte. Zählen, Messen, Gewichten, die Erfordernisse des Quadriviums, gewannen neben der Dialektik immer mehr an Gewicht. Auch die Wetterkunde profitierte davon. Aus dem frühen 14. Jahrhundert liegen erstmals kontinuierliche Wetteraufzeichnungen über einen längeren Zeitraum vor. Tatsächlich eröffnete sich über die Apokalypik ein Weg zu den modernen Naturwissenschaften.

VII.

Zu Astrologie und Mathematik kam seit den 1170er Jahren eine neue Welle der Aristoteles-Rezeption (**Abb. 3**). Das Abendland war jetzt vorbereitet, dessen „Physik“ – eben durch zwei Übersetzungen über die Königshöfe Siziliens und des Staufers Friedrich Barbarossa im Westen verfügbar geworden – in das

eigene Lehrgebäude zu integrieren. Sie wurde bald durch weitere physikalische, aber auch durch die metaphysischen, psychologischen und soziologischen Schriften des Stagiriten ergänzt. Im Bunde mit ihnen wurden sehr bald die Kommentare arabischer Autoren rezipiert. Alles zusammen bescherte eine wissenschaftliche Revolution, die – weil sie die Theologie zu gefährden schien – wiederholt den Widerspruch von Päpsten und Bischöfen weckte. Päpstliche Verbote wurden seit 1210 ausgesprochen; doch verhalten sie letztlich wirkungslos. Immer weiter drängte die Vernunftkultur; sie ließ sich nicht mehr anhalten oder umlenken.

Die Scholastik hatte zwar das lateinische Europa aufnahmebereit gemacht für Neues, Unbekanntes, auch für Skepsis und Zweifel an den vertrauten Deutungsmustern. Aber noch nie hatten Abendländer ein fremdes Volk in seinem Eigensinn erfasst.

Die neuen Hypothesen konnten oder mussten erschrecken; sie bezweifelten den Schöpfungsglauben, den freien Willen, damit die Schuldfähigkeit des Menschen und vieles mehr. Dass die Welt ewig sei, hieß es da; dass der Wille sich nicht selbst bewege, vielmehr durch des Menschen Erkenntnis gezwungen werde wie das Tier durch den Trieb; dass dieser Wille der Macht der Gestirne unterliege; dass die Sünde wider die Natur wie der Missbrauch beim Koitus zwar gegen die Natur der Gattung verstoße, aber nicht gegen die Natur des Individuums; und so fort. 219 Sätze dieser Art verdammt im Jahr 1277 der Pariser Bischof Etienne Tempier. Es waren aber Dialektiker, ein Siger von Brabant und andere Magistri der Hohen Schulen, die derartige Überlegungen aufgrund gesammelten Wissens und widerspruchsfreien Folgerns angestellt hatten, Logiker, die virtuos die Regeln vernünftigen, nachprüfbar Denkens anzuwenden verstanden.

Weniger die einzelnen Beobachtungen und Thesen des heidnischen Philosophen und seiner arabischen Exegeten, so fremd sie dem christlichen Mittelalter auch klangen, irritierten die traditionsbewussten Gelehrten als vielmehr die Methode, die Aristoteles und seine Interpreten anwandten: Konsequente Beobachtung, eigene Erfahrung, *experientia*, Messen und Wägen und vernünftige Folgerung, sogar, wenn auch noch in bescheidenem Umfang, echte Experimente. Albertus Magnus etwa fütterte eine Schlange mit Wein, um zu prüfen, ob diese Kaltblüter auf Alkohol reagierten. Das Tier zuckte. Die so gewonnenen Aussagen führten in die Gefilde einer Naturforschung, die sich Schritt für Schritt immer tiefer in analytische, reduktionistische, mechanistische Methoden und Theorien verstrickte.

Der Triumphzug der durch den Fragezug geführten Erfahrungswissenschaft ließ sich nicht aufhalten. Um sie gegen die durch Augustinus diskriminierte Neugier abzugrenzen, unterschied etwa Thomas von Aquin *curiositas* von zulässiger, ja gewünschter *studiositas*, legitimierte Forschung also statt blanker Neugier. Eben zur nämlichen Zeit kritisierte der Oxforder Theologe Roger Bacon die via inquisitionis als für die Theologie zu gefährlich. Zu spät! Sie hatte sich längst an

den Schulen und Universitäten durchgesetzt. So feierte denn ein anderer herausragender Lehrer der Epoche, der französische Prinzenlehrer und Enzyklopädist Vincenz von Beauvais, die Inquisicio als ein maßgebliches Bildungsziel, dem er drei Kriterien zuwies: intentio – ordo – modus, Erkenntnisziel, Systematik und die Einhaltung des rechten Maßes. Quaestio und disputatio (Spezialerörterung und Diskurs) hießen die universitären Unterrichtsformen, die der Einübung eben dieses „scholastischen“ Frageweges dienten. „Summa“ und Enzyklopädien wurden neben „Consilia“ (Spezialstudien) die bezeichnenden Publikationsformen.

Thomas von Aquin hatte das Inquisitionsverfahren in seiner „Summa theologica“ zur Perfektion gebracht. Die Frage verbarg sich dabei wiederholt hinter fremden Argumenten: Videtur quod – sed contra – respondeo (Es scheint zu gelten – dagegen spricht – meine Lösung). Dieser gesamte Schul- und Denkstil, eben die Scholastik, kennzeichnete ausschließlich den lateinischen Westen; Byzanz oder der arabisch-muslimische Kulturkreis kannten sie nicht. Die interkulturellen Lernprozesse folgten, so zeigt sich damit, im Wesentlichen einer Richtung vom Osten und Süden in den Westen und Norden der mittelmehrigen Kulturzone. Die „Inquisition“ blieb im Abendland nicht einmal auf den philosophisch-theologischen Erkenntnisbereich beschränkt; sie wurde eben damals, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, auch das Kennzeichen der (den Dominkanern übertragenen) Häretikerverfolgung.

VIII.

Die entscheidende Bewährung der neuen intellektuellen Fertigkeiten erfolgte keineswegs bloß in der Theorie, auf theologischem oder philosophischem Feld, keineswegs bloß in der nun neuerlich aufblühenden Jurisprudenz, die mit Kanonistik und Legistik zu neuen Ufern aufbrach, oder überhaupt auf rein wissenschaftlichem Feld, vielmehr in der Praxis, durch Lebensbewältigung und Ausweitung des Weltbildes in zuvor ungeahnte Dimensionen.

Neue Gefahren drohten am Horizont, eine ungeahnte Not, als Fremde ins Land fielen, die niemand kannte, kein antiker Autor, nicht die heilige Schrift. Plötzlich tauchten sie auf, wie aus heiterem Himmel: Im Osten, in Kiew, in Kleinasien, im Zweistromland, überall. Alles, was im ersten Schreck zu sehen war, weckte Furcht und Angst:

Wilhelms Darstellung des fremden Volkes überstieg alles, was bislang an ethnographischen Schriften zur Verfügung stand. Herrschaft und Gesellschaft, Überlieferungen, Völker- und Religionsvielfalt am Hof des Großkhans – das alles wurde präzise und detailreich „dicht“ beschrieben.

Ihr Äußeres, ihre Sprache, ihre keine Seele schonende Kampfweise, ihre abstoßende Nahrung, ihre Lebensformen, dass Frauen wie Männer zu Pferde saßen, alles. Trotz Vorwarnungen, die im letzten Augenblick den Westen erreichten, war dieser Westen völlig unvorbereitet, als der Sturmwind über ihn hereinbrach, der Mongolensturm 1238/42.

Nach den ersten Schrecken kehrten Besonnenheit und Vernunft zurück, zumal an der Kurie, bei dem Papst Innocenz IV. „Weil wir (das Gehörte) noch nicht ganz durchschauen“, so räumte er ein, „schreiben wir solange nichts darüber, bis uns seine volle Wahrheit leuchtet.“ Die Scholastik hatte zwar das lateinische Europa aufnahmebereit gemacht für Neues, Unbekanntes, auch für Skepsis und Zweifel an den vertrauten Deutungsmustern. Aber noch nie hatten Abendländer ein fremdes Volk in seinem Eigensein erfasst! Es fehlten alle Kriterien und Kategorien dafür. Es fehlten, von biblischen Vorbildern – dem Volk Israel, den Amalekitem oder Philistern – abgesehen, angemessene Wahrnehmungsmuster. Nichts war geeignet, um jetzt diese gefährlichen Fremden in ihrem Fremdsein zu erfassen. Wer waren sie? Zur Beantwortung der Frage bot sich einmal mehr Aristoteles an. Seine „Physik“ öffnete den Blick ja nicht nur für „physikalische“, sondern allgemein für „natürliche“ Prozesse, für Lebenswelten und ihre Entwicklung, für ein entsprechend geleitetes Fragen. Und darauf kam es jetzt an.

Zur Erkundung sandte Innocenz vom Konzil in Lyon 1245 fächerförmig vier Gesandtschaften aus: Richtung Mossul, nach Kleinasien und Georgien, nach dem Balkan, auch und vor allem nach Kiew. Geradezu systematische politisch-militärische Feldforschung war intendiert – ein einzigartiges Unternehmen. Ich betrachte nur die letztgenannte Expedition in Richtung Kiew. Ausgewählt für die Aufgabe wurde ein gefahren-erprobter Mann: der Franziskanerprovinzial für Deutschland Johannes de Plano Carpini; er war noch ein Gefährte des hl. Franziskus gewesen. Jetzt wagte er sich zu den Mongolen.

Bis Kiew gelangte Johannes ohne Schwierigkeiten; dort fragte er Venezianer Kaufleute nach dem weiteren Weg. Niemand konnte ihm einen Rat geben. Irgendwie gelangte der Mönch an die Wolga, nach Sarai, vor Batu Khan, den Khan der Goldenen Horde, der dort residierte. Der schickte ihn weiter nach Fernost, wohin (von verschleppten Gefangenen abgesehen) noch nie ein Abendländer gelangt war, in die Innere Mongolei, nach Karakorum, zum Großkhan Güyük. Es war eine abenteuerliche Fahrt, die wir hier nicht verfolgen können. Uns interessiert der Einsatz des geistigen Rüstzeugs, das sich jetzt in der Praxis zu bewähren hatte. Alle Gesandten, denen der Papst die gefährvolle Aufgabe übertrug, waren ausgebildete Scholastiker. Sie beherrschten die logischen Methoden, das dialektische, rationale, kategoriale Denken, waren geschult an der Systematik jener nach Vernunftregeln geleiteten dialektischen Rhetorik, die seit jeher auf das Erfassen von Wirklichkeit, auf die Klärung von Sachverhalten gerichtet war.

Konzil und Papst stellten die Gesandten mit einem Katalog von neun oder elf Fragen aus. Sie zielten auf Ursprung des fremden Volkes, seinen Glauben, seine Kulte, seine Lebensformen, sein Kampfverhalten, die Volksgröße, Ziele, Vertragsverhalten, Gesandtenbehandlung; ferner sollte die Mobilität auf dem Wasser beachtet werden, endlich auch, welche weiteren Informationsquellen über sie zur Verfügung stünden. Klar zeichneten sich die variierten Fragemuster der Zirkumstanzenlehre ab, das „Wer“, „Was“, „Wie“ oder „Warum“. Das Fragenbündel lief auf eine Art Spionage hinaus. Johannes Bericht dokumentiert eine einzigartige rational operierende ethnographische Beobachtungsgabe. Die Antworten, die er lieferte, lassen in der Tat ein vollständiges Erfassen einer fremden Kultur und Gesellschaft erkennen, einen Blick

auf gesamt-kulturelle Zusammenhänge. Nicht bloß Daten wurden gesammelt; hier brachte sich vielmehr der Beobachter selbst mit ein, deutete bewusst seine Erfahrungen und integrierte sie zur Gefahrenabwehr in das eigene Weltbild. Johannes hat eine Art relationaler Wahrnehmung praktiziert. Hier wurde ein komplexes, zugleich differenziertes und kulturell vernetztes Wissen von der Welt erworben und weiter verbreitet. Hier sprengte das Abendland seine Fesseln.

Das vornehmste Ziel sah sich realisiert, nämlich: „durch Erfahrung des Faktischen das Sein unserer Möglichkeiten“ zu erschließen. So hatte es mit Blick auf die mongolische Gefahr der König Bela IV. von Ungarn in einem Schreiben an Innocenz IV. im Jahr 1250 formuliert. Der nächste Gesandte nach Karakorum, der nur wenige Jahre später Bericht erstattete, Wilhelm Rubruk, auch er ein Franziskaner, der offiziell als Gesandter Ludwigs des Heiligen, tatsächlich freilich, um Missionsmöglichkeiten zu erkunden, nach Osten zog, sprach sogar schon (anlässlich der Frage, ob der Großkhan Mönche Christ geworden sei) von dem *testimonium de visu*, dem Beweis durch Augenschein („Ereignis“). Hier war nichts mehr von apokalyptischer Angst geblieben, hier ging es nur noch um Wissensgewinn, Weltkenntnis und Chancenkalkül.

Wilhelms Darstellung des fremden Volkes überstieg alles, was bislang an ethnographischen Schriften zur Verfügung stand. Herrschaft und Gesellschaft, Lebensweisen, Sitten und Gebräuche, Überlieferungen, Völker- und Religionenvielfalt am Hof des Großkhans – das alles wurde präzise und detailreich „dicht“ beschrieben. Erst im 18. Jahrhundert sollten wieder Berichte von solcher Komplexität und Klarheit entstehen. Die beiden Beschreibungen der Franziskaner verraten eine scholastisch gelenkte kulturelle Wachheit und Aufnahmefähigkeit des Abendlandes, die buchstäblich dessen intellektuellen Aufbruch seit dem 12./13. Jahrhundert spiegelten.

Ein wichtiger Unterschied von Plano Carpini zu Rubruk springt dabei in die Augen: Letzterer konnte sich in Konstantinopel erfolgreich bei Venezianern nach dem Weg zu den Mongolen erkundigen. Welch ein Wandel in den vergangenen acht bis zehn Jahren! Ein Mönch hatte die Wege erkundet, der Fernhandel, das damalige Großkapital, nutzte umgehend die neuen Gewinnchancen – ein Rückkopplungseffekt, der mit der ursprünglichen Bedrohung nichts mehr gemein hatte. Das durch diese Mönche gesammelte Wissen bewältigte die Angst, ließ die Apokalyptik, soweit sie der Auftritt der Reiterhorden Sibiriens genährt hatte, verstummen und machte die einstigen Satansknechte zu zwar fremden, durchaus gefährlichen, aber doch umgänglichen Menschen, mit denen sich wohl Handel und Politik treiben ließ – und mehr als das. Das rationale, vorgängiger religiöser Deutungsmuster entkleidete, ökonomisch orientierte Wissen mobilisierte neue, weltzugewandte Kräfte. Ein eigentümliches Selbstbewusstsein kündigte sich an.

IX.

Neuigkeiten über Neuigkeiten galt es, geistig zu verarbeiten und in ein traditionelles Weltbild zu integrieren. Das konnte nur Schritt für Schritt erfolgen, nicht von heute auf morgen. „Ich selbst, der ich gegenwärtig bin, höre so ungeheure Dinge, dass ich sie kaum zu glauben wage“, schrieb 1326 Andreas von Perugia aus Kambalyk (Beijing) nach Hause. Die freundschaftlichen Beziehungen zu den Mongolen dort ließen abendländische Missionare auch nach



Foto: akg-images

Abb. 2: Die wegweisenden Gedanken des Aristoteles waren für fast alle mittelalterlichen Wissenschaftler Quell der Inspiration.



Foto: akg-images

Abb. 3: Peter Abaelard – in dieser Abbildung aus dem 14. Jahrhundert ist er mit seiner Geliebten Heloise zu sehen – schaffte es, in Paris neue Denkmuster

in der Wissenschaft zu etablieren. Er zog den Neid und die Missgunst von Konkurrenten auf sich.

Java gelangen und dabei den Äquator überqueren. Verwundert registrierten sie die Umkehrung des Sonnenlaufs. Die Sonne sahen sie nun im Norden stehen und tagsüber von rechts nach links, nicht wie gewohnt von links nach rechts am Himmel wandern. Gewiss sie wussten schon bisher durch die Macrobius-Rezeption, dass die Erde eine Kugel sei; doch jetzt hatten sie den Globus sinnlich erfahren, den Beweis durch eigenen Augenschein erhalten. Die Reisen in den fernen Osten lehrten weiter, wie klein der eigene europäische Kontinent war; er schrumpfte zusehends, während die übrige Welt ins Unermessliche wuchs;

lehrten, wie menschenarm die lateinische Christenheit, wie eng sie auch in den Städten zusammengedrängt lebte, im Vergleich zu dem ungeheuren Menschenreichtum Asiens war. Es waren aber diese Abendländer, die das alles erkannten und ihre Folgerungen zogen. Bald vereinten sie das bislang stets getrennte geographische Wissen des Nordens und jenes des Südens und Ostens zu einem Weltbild, das – wie nie zuvor – die gesamte Erde wissend und im Kartenbild abstrahierend zu erfassen bestrebt war. Der Einbruch des selbst den antiken Weisen gänzlich unbekanntes Volkes, eben der Mongolen, der

Einbruch des Unglaublichen in die überkommene Wissenskultur des Abendlandes, verlangte neue geistige Flexibilität, neue Missionsanstrengungen, den Entwurf neuer Weltbilder. Alles zusammen aber zeitigte tatsächlich eine Beschleunigung der kulturellen Evolution und insgesamt eine Wende im Globalisierungsprozess, der mit der „Globalisierung des Wissens“ begann.

Wissen, Religion, Missionswille, Fernhandel und Kapitalinteressen standen dabei im Austausch und förderten einander wechselseitig. Papsttum, Mönchtum, Scholastik und Hochfinanz veränderten das interkulturelle Netzwerk der Welt. Die Könige mit ihrem Machtanspruch folgten diesem Trend. Bald zeigte sich ein entgrenztes Zusammenspiel von Politik, Kirche, Kommerz und Wissen mit dem Ziel politischer und geistiger Selbstbehauptung, expansiver Mission, des weltweiten Ausgreifens der Handelsgeschäfte, neuer Technologien, neuer Praktiken, der geistigen Horizontenerweiterung, neuer Selbstwahrnehmung, neuer Selbstdeutung. Die Kommunikation und Wissensvernetzung erfolgte dabei auf vielen Ebenen, rezeptiv und innovativ; technische Neuerungen, wachsende Konkurrenz, rationale Vermarktungsstrategien, frühkapitalistische Trends, soziale Probleme, weiträumige Information (bei vergeblichen Bemühungen um Geheimhaltung des marktrelevanten Wissens) und mannigfache Interferenzen auf allen Sektoren lassen sich im späteren Mittelalter nachweisen. Das neue Wissen versteckte sich nicht in den Hohen Schulen; es durchdrang alle Lebensbereiche bis zum heutigen Tag. Ging ich doch unlängst an einem Münchener Firmenwagen vorbei; die Firma bleibe, um keiner Schleicherwerbung bezichtigt zu werden, ungenannt. Ihr Motto freilich ließ mich innehalten: „... und das Licht kommt von uns“. Von uns? In der Tat, das Mittelalter lebte im Finstern, unsere Nächte sind taghell. Wir haben es weit gebracht. Es war ein langer Weg.

Aber vergessen wir nicht: Dem neuen Wissen lag notwendige Aufklärung eines scheinbar apokalyptischen Geschehens zugrunde. Tödliche Schrecken mussten gebannt und gebrochen werden. Angstbewältigung und psychische Entlastung war das vordringlichste Ziel gewesen, dem alles weitere folgte. Es bediente sich dazu der zuvor kategorial, dialektisch operierenden, rhetorisch geschulten, in der Auseinandersetzung mit fremden Kulturen bewährten Vernunft. Die Epoche der „Aufklärung“ aber, die nach Jahrhunderten dieses Erbe übernahm, war bei Licht betrachtet, keine Epoche eines neuen, gar neuartigen Vernunftgebrauchs, der aus Unmündigkeit entließ, vielmehr eine Phase der Entkirchlichung der abendländischen Kultur, einer entfesselten Glaubenskritik, ja, des Atheismus. Aufklärung hieß im Klartext Entzauberung (wie Max Weber lehrte), hieß Säkularisation. Die Vernunft, derer es dazu bedurfte, hatte sich längst in die abendländische Geschichte eingeschlichen, seit Karl dem Großen, seit der Vorscholastik des 11. Jahrhunderts und seit den Logikern und Nominalisten des 13. und frühen 14. Jahrhunderts, seit den mathematisch denkenden Astrologen, welterkundenden Bettelmönchen und messenden, wägenden Kaufleuten des hohen und späten Mittelalters. Man mag es als eine bittere Ironie der Geschichte betrachten, dass diese vernunftorientierte Bildung, die einst der rechten Gottesverehrung und dem Glauben zugute kommen sollte, zuletzt zu dessen Destruktion ansetzte. Aber die Glaubensbereitschaft des Menschen gründet tief; sie lässt sich von keiner Vernunft auslöschen. Sie bleibt lebendig. □